~~N. XV. 159. a~~

Paed.
9.
5

N. 20,159



Bossi dis. Viviani inc.

Paride Zajotti

Die

literarische Bildung der Jugend

aus dem Italienischen

des

Dr PARIDE ZAJOTTI

mit einem Lebensabriß und Auszügen aus des Verfassers früheren Schriften

von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die
Litterarische Bildung der Jugend

aus dem Italienischen

des

Dr. PARIDE ZAJOTTI

mit einem Lebensabriss und Auszügen aus des Verfassers früheren Schriften

von

HEINRICH STIEGLITZ.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

TRIEST
In Commission bei H. F. Favarger.

1845.

An meinen Freund und Vetter

den Freiherrn

ALEXANDER von STIEGLITZ.

Die Uebersetzung des nachfolgenden Werkes war Dir gewidmet, mein theurer Alexander, als der edle Geist, in welchem die Urschrift erwachsen, noch unter den Lebenden weilte. Jetzt, wo ich auf sein allzufrühes Grab sie niederlege — ein Denkmal, das er selber sich gestiftet — kann ich mir um so weniger versagen einem Plan getreu zu bleiben, den der vorangegangene Freund aufs herzlichste gebilligt. Oft hatte ich von Eurem Kreise ihm erzählt, und wie bei Euch im hohen Norden mitten unter fremden Einflüßen sich deutsches Element lebendig und rein erhalte; und Er, der

deutschem Geist und Streben mit besonderer Vorliebe sich zuneigte, der in früher Jugend schon mit Eifer und Wärme unsre Litteratur in Schutz genommen gegen Anfeindungen und Verunglimpfungen und sie nächst Shakspeare und den hohen Mustern der Alten seinem Volke als geistiges Verjüngungsbad zum Studium empfohlen, vernahm mit Freuden, wie auch bei Euch in schlichtem ernstem Wesen, im Hinneigen zum Tüchtigen und Echten ein Damm sich festgestellt gegen die so Viele fortreißenden Strömungen einer eitlen Scheinbildung. Besonders gerne hörte er von Deinem trefflichen Vater erzählen, diesem kernigen gesinnungsvollen Manne, an dessen Seele mitten in bedeutendem Besitze niemals eine Spur von Geldrost gehaftet, welcher trotz dem Drange immer wachsender Geschäfte sich den Geist frei zu erhalten und Muße zu gewinnen gewußt für höhere Beschäftigungen und in seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, bei der Strenge seiner selbständigen scharf durchgreifenden Natur, bei dem durchdringenden Schnellblick des geistigen Auges und dem Widerwillen gegen alles Schiefe und Halbe jederzeit das allem Schönen und Großen erschloßene Herz und jenen liebenswürdigen Humor bewahrt, der Alle die

ihm nahten so unwiderstehlich anzog. Und indem ich hier Deinen unvergeßlichen Vater geschildert, habe ich unwillkührlich zugleich das Bild Zajotti's entworfen, der ebenfalls in gleichem Maaße männlich und liebevoll, ernst und heiter, eifrig im Nächsten den Blick gerichtet auf das Höchste, klaren und dabei jeder edlen Begeisterung erschloßnen Sinnes voll Schwung und praktischer Thätigkeit seine Bahn durchwandelt. Die Seelenverwandtschaft Beider erstreckt sich sogar auf Einzelnes — ihr vorzugsweises Anerkennen von Individualitäten, ihre Nachsicht gegen Fehler bei denen das Herz nicht betheiligt, ihre ethische Grundansicht in ästhetischen Urtheilen, ohne darum irgendwie einer engherzigen Moral zu huldigen, ihre im verwandten Charakter begründete Verehrung Lessings, ihre jugendlich feurige Anhänglichkeit an Schiller ohne darum Göthe's hohe Kunstweihe zu verkennen — vor Allem aber ihr Erglühen für Wahrheit, für Beharren in unerschütterlicher Ueberzeugung ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, für das Gemeinwohl und das fortschreitende Heil des großen Ganzen, bei gleicher Abneigung gegen haltlose Versuche, die durch Ueberspringen der gegebenen Bedingungen und unüberlegte Hast

nur Damm und Brücken schlagen für Hemmungen und Rückschritte. Was Wunder, wenn in dem Freunde, dem ich oft und gerne von seinem Seelenverwandten im Norden erzählte, der lebhafte Wunsch persönlicher Bekanntschaft sich erzeugte? — Es sollte nicht so seyn, und jetzt sind uns Beide, denen jeder von uns noch vor ihrem Scheiden persönlich so nahe und so fern gestanden, gleich nahe und gleich zugänglich in geistiger Gemeinschaft. Es gewährt etwas Erhebendes, etwas den Glauben und die Zuversicht Stählendes, das Erhalten des geistigen Bildes im Spiegel der Erinnerung, diesem vordeutenden Zwillingsbruder der Unsterblichkeit. Und mir erwächst eine eigene Befriedigung aus dem Zusammenführen zweier in den verschiedensten Sphären einander so ähnlicher Menschennaturen in der Vorhalle des Werkes, das der später hingeschiedene Freund als die Frucht glücklichster Stunden zu betrachten pflegte und das ich eine vom Herzen diktirte geistige Erziehung nennen möchte. Dir aber, mein geliebter Alexander, der Du nicht allein Erbe der äußeren Besitzthümer Deines Vaters, sondern zugleich seines Denkens, Fühlens und Handelns bist, der Du ebenfalls mitten unter fremden Einflüssen Dein

deutsches Herz, und in der Fülle des Besitzes die Liebe für höhere Bildung, für Menschenwohl und Wissenschaft und Kunst Dir bewahrt, der Du die schwierige und schöne Aufgabe erkennst, in dem weiten Kreise Deines Wirkens immer mehr den Trefflichen zu ersetzen — wie Er ein Verwalter Dir anvertrauter Güter, die mit hellem Blick zu mehren und aufs beste zu verwenden Dein Augenmerk, ohne von der verführerischen Macht des weltverlockenden Metalls Dein edleres Gefühl abstumpfen zu lassen, Dir widme ich mit wahrer Freudigkeit ein Werk, das aus ebenbürtiger Vermählung des Geistes und des Herzens hervorgegangen ist. Weiß ich doch, daß Du und Deinesgleichen mit Aufmerksamkeit und eingehendem Blick dabei verweilen werden. Für diese habe ich gearbeitet, wenn ich, anfangs nicht ohne Bangigkeit, aber mit dem immer wachsenden Muth der Liebe und des Zustimmens der Seele die Uebertragung eines auch in seiner Form so vollendeten Werkes unternahm, zu diesen habe ich im Vorwort gesprochen, als ich versucht ein aus seinem eigenen Material und mit seinen Werkzeugen gefertigtes Bild des mir so hoch verehrten Freundes aufzustellen, und zu diesen spreche ich auch

jetzt, wenn ich Dich zu ihrem Vertreter wählend die nachfolgenden Blätter der Welt darbiete — nicht als ein Buch, sondern als den frischen Lebenszweig eines in seiner mächtigsten Triebkraft durch den Tod gebrochnen Stammes. —

Triest, am Schluß des Jahres 1844.

Heinrich Stieglitz.

Zajotti's Leben und Schriften.

„Der natürliche Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflössen in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen — nicht blos auf eine unbegreifliche Weise und allein durch die, sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.“ —

FICHTE, in den Reden an die deutsche Nazion.

I.

Das Leben eines Beamten pflegt einfach zu seyn. Kaum hervorgetreten aus den Studienjahren und dem Staatsdienste sich zuwendend, ist nicht er es, der die ferneren Schritte seiner Bahn bestimmt, sondern die Verhältnisse in die er gestellt wird und deren Anforderungen er fortan sein Wissen und sein Können zu widmen hat. Grosse Begebenheiten, zu deren Bewältigung aussergewöhnliche Kräfte gesucht und in Anspruch genommen werden, die sich selber die ihnen gewachsenen Männer bilden und das vorragende Talent rasch emporheben, sind in unsern friedlichen Zeiten eine Seltenheit, gehören für die Aelteren des lebenden Geschlechts nur noch zu den Erinnerungen, für die Jüngeren zu den Tradizionen, und wie der Funken im Stein schlummern manche Kräfte, welche durch Perioden stärkerer Bewegung, heftigerer Reibung zu lebendiger Erscheinung hervorgerufen und zur leuchtenden Flamme wären angefacht worden. Der praktische Sinn wendet in unseren Tagen sich dem vorzugsweise und am sichersten belohnten Industriellen zu, in dessen Bereiche das Unglaubliche geschieht an fortschreitender Entwicklung und Vervollkommnung, und von wissenschaftlichen Bestrebungen gedeihen die am meisten und werden am eifrigsten gefördert, welche praktischen Zwecken am nächsten sich anschliessen, während andere Zweige der Litteratur, die vordem in hohen Ehren gestanden und allgemein gesucht waren, mit dem stillen Beifall einer kleinen Zahl von Eingeweihten sich begnügen müssen. Wie mancher reich Begabte ist so gestellt, dass die bedeutendsten, sein eigenstes Wesen bestimmenden Kräfte unbeachtet bleiben, nicht selten sogar seiner äusseren

Laufbahn eher zum Nachtheil als zur Förderung gereichen! — Denn man glaubt leicht von dem Beamten, dass vorherrschende Neigungen, hervorstechende Lieblingsbeschäftigungen des Geistes ausserhalb seiner nächsten Sphäre der strengen Pflichterfüllung innerhalb derselben Eintrag thun. Daher gerade in den reichst Begabten soviel innere Kämpfe, soviel Schlachten, von denen Niemand etwas erfährt, und die eben so interessant sind für den Beobachter des menschlichen Gemüthes als untergrabend für die Ruhe und das Glück des Herzens in welchem sie vorgehn. Der Mann, dessen Leben wir zu schildern, dessen Werke wir zu betrachten haben, hatte das Glück in gleichem Maasse begabt zu seyn für die Anforderungen seines äusseren Berufes als für das tiefere Bedürfniss seines Geistes und Herzens, durch Darlegung der Resultate seiner Studien und Gedanken einzuwirken auf die Bildung und Veredlung seiner Nazion, und vornehmlich auf die Jugend. Zu dieser fühlte er von jeher mit der innigsten Liebe sich hingezogen, sie von Irrthümern zurückzuhalten, zu edler Bethätigung anzuregen, war nächst dem Durst nach Wahrheit und nach gründlicher Forschung, ja Eines mit diesem, sein vorwaltender Drang. Wie sehr auch — und gewiss wie Wenige südlich den Alpen! — eingeweiht in die geistigen Strebungen andrer Nazionen, und jede in ihren Vorzügen anerkennend ohne Vorurtheil und den Blick beschränkenden Völkerneid, wie sehr auch durchdrungen und erfüllt von allgemeiner Menschenliebe und den heissesten Wünschen für die gemässe Entwicklung des Ganzen — sein Hauptaugenmerk und Zielpunkt war doch immer Italien, wenn er seiner nicht unbedeutenden amtlichen Beschäftigung einige Mussestunden abgewann zum Aussprechen dessen, was ihm an der Zeit schien und am Herzen lag.

Ueber Zajotti's Bedeutung als Rechtsgelehrter herrscht unter den Männern vom Fache, die seine Verdienste zu würdigen verstehn, die ungetheilteste Anerkennung; sie zählen ihn, besonders im Felde des Kriminalrechts, den ersten Juristen Italiens bei; auch wurden seine Aussprüche in zweifelhaften Rechtsfragen von den verschiedensten Tribunalen nicht selten als Maxime angenommen; die besseren Uebersetzungen und berichtigten Ausgaben der neu eingeführten Gesetzbücher sind sein Werk, eben so der mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit im Jahre 1824 vollendete Ueberblick des neuen Civilrechts. Ueber seine Schnellkraft und Klarheit im Geschäftsleben ist unter denen, die als Vorgesetzte, Amtsgenossen, oder Untergebene an den verschiedenen Orten seines Wirkens ihm nahe gestanden, nur Eine Stimme. Ein schönes Wort der Würdigung spricht über ihn unser Savigny, indem er sagt, Zajotti habe „so viele glänzende Vorzüge

„in sich vereinigt, welche gewöhnlich nur einzeln an trefflichen Menschen „wahrgenommen werden. Das gründlichste Wissen, die ehrwürdigste Ver- „waltung des Richteramts, ein hochgebildeter Geist, der Ruhm des „geschmackvollsten Schriftstellers, trafen in seiner Person zusammen, und „brachten seinen seltenen Werth den verschiedenartigsten Menschen zu „lebendiger Anschauung.“ Und ein anderer hochstehender Beamter, der ihm von jeher mit inniger Verehrung angehangen, schreibt kurz nach erhaltner Todesnachricht über ihn: „— Die allgemeine Hochachtung, die ihm in Triest „das Leben verschönerte, bewies auch den höchsten Behörden eine Wahr- „heit, die ich immer aussprach — dass nehmlich das wahre Talent jede „Stelle veredelt und dem Stande selbst nützt.“ — Allein wir wollen nicht Zeugnisse häufen zur Erhebung des seltenen Mannes, dessen bedeutendstes Zeugniss sein eignes Leben und Wirken. *An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!* Was Zajotti dachte, that und schrieb, ist Ein Guss; denn er war eine jener festen, klaren, unwandelbaren Menschennaturen, bei denen man mit Bestimmtheit und ohne Täuschung zu befürchten voraussagen darf: „in dem und dem gegebenen Falle wird er also denken und handeln.“ So finden wir denn auch durch seine Schriften von den ersten Jugendversuchen bis zu den letzten reifsten Arbeiten Einen Geist sich durchziehen, den Geist hohen sittlichen Ernstes vereint mit unermüdlichem Wahrheitsdrang, eine durch keinerlei bittere Erfahrung zu erschütternde Liebe zur Menschheit, und vornehmlich zu der Jugend, als denjenigen Theil, von dessen richtiger Leitung und Gedeihen das Wohl des Ganzen, das Heil der Zukunft abhängt, und mitten in dem tiefsten Ernste jene Heiterkeit des Sinnes und jene echt poetische Empfänglichkeit, die im Boden wahrer Religiosität ihre unzerstörbaren Wurzeln schlägt. Dieses Grundelement seines Wesens, der in den Tiefen eines festen männlichen Charakters wurzelnde sittliche Ernst, verklärt und getragen durch die schöne Heiterkeit eines Herzens voll Liebe und allzeit jugendlicher Frische, erleuchtet durch die Klarheit und Fülle seines geistigen Lebens, war es auch, was seinen Umgang zugleich so anziehend und belehrend machte. Denn er belehrte, ohne es zu wollen; die Interessen, die ihn bewegten, waren der Art, dass, im Spiegel seiner hellen Anschauung und bei der raschen Combinazionskraft seines mit so reichem Wissen ausgestatteten Geistes, sich von selber neue überraschende Gesichtspunkte aufthaten. Wie sehr ihm auch Pedanterei und schulmeisterhaftes Prunken widerwärtig war und seiner Weise fern lag, hohles oberflächliches Absprechen, anmaassliches Verwerfen ohne klare Einsicht war ihm noch mehr verhasst. Auch

wenn er in heiterster Laune aus dem lebendigen Quell des seiner genialischen Seele keck entsprudelnden Humors sich über gewöhnliche Gegenstände verbreitete, gewahrte man doch immer den sichern Blick, der, an Prüfung gewöhnt, das Wesen zu erfassen strebt. Indem er, mit der vollen Begeisterung der ihm angebornen Liebe den Jünglingen das Ideal einer schönen Zukunft vorführend ausruft: „Fern davon, dass der Mensch aufhöre Jüngling zu seyn in seiner Jugend, verlange ich vielmehr, dass er Jüngling bleibe auch in seinem Alter; ein jugendliches Herz bei reifem Geiste, das ist die höchste Macht!" — hat er unwillkührlich sein eignes Bild entworfen. Diese Gesammtheit seines inneren Menschen, welche all sein Thun durchziehet, ist es auch was neben der Gedankenfülle, dem lebendigen Schwung und der kräftigen Beredsamkeit einer zu vollendeter Meisterschaft ausgebildeten Sprache seinen Schriften jenen unvergänglichen Zauber verleiht, den sie von je auf seine Landsleute geübt. Es giebt kaum ein zweites Beispiel dass ein Schriftsteller, der sein Leben lang nur als Kritiker und noch dazu allzeit anonym aufgetreten, ein solches Ansehen erlangt als Zajotti in Italien. Aber er betrachtete seine kritische Stellung auch als eine Sendung, und die Kritik als ernsten heiligen Beruf. Ihre Winke, behauptet er, müssten den Pfeilen gleichen, die nach den alten amerikanischen Sagen der Gott Messu gegen die dürren Baumstämme abschoss, welche durch jene Wunde neu belebt sich wunderbar mit grünen Zweigen und mit Frucht bekleiden. Als Muster in Erfüllung dieser Aufgabe steht ihm Lessing, auf dessen Lob er häufig zurückkommt und den er als „den grössten Kritiker Deutschlands bis auf den heutigen Tag und einen seiner ersten Denker" preist.*) Gleich zu Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn wendet er sich an seine Landsleute mit den Worten: „— Diese Dinge haben wir ausgesprochen, weil von Einigen uns allzu leicht im Aburtheilen auf dem Gebiete der Poesie verfahren zu werden scheint; ein Mangel welcher daher entsteht, weil man die Metaphysik der schönen Künste, vielleicht um des damit getriebenen Missbrauchs willen, jetzt beinahe gänzlich in den Schulen vernachlässigt; und gleichwohl sehen wir, wenn unsre Jugend nicht wieder angehalten wird auch in der Poesie das Wesen und den Grund der Dinge zu studiren, nach dem Hingang zweier oder dreier Dichter, die allein uns noch verbleiben, auch die Verfinsterung dieses Glanzes Italien bevorstehn." — **) Seine Anforderung an Schärfe und Unzweideutigkeit des Ausdrucks legt sich unter Anderem auch in

*) Biblioteca Italiana Tom. LII, pag. 315.
**) Bibl. Ital. Tom. XXI, pag. 90.

einem Briefe an Nicolò Tommaseo (v. J. 1824) an den Tag: „— Die Strenge missfällt mir keineswegs, und ich bin nicht der Mensch der das Recht hat Andere zur Nachsicht aufzufordern; ich habe immer dafür gehalten und halte noch dafür, dass in den Zeitschriften, die ihrem Wesen nach bestimmt sind nur einmal gelesen zu werden, und zwar meist von Müssigen, die Wahrheit mit den klarsten und stärksten Worten müsse ausgesprochen werden; wonicht, so geht sie unbemerkt vorüber und lässt keinen Eindruck zurück, während doch Italien sehr nöthig hat dass man durch kräftigen Zuruf es aus seinem tiefen Schlaf erwecke.“ Ganz durchdrungen von dem Ernst und der Bedeutung seiner Aufgabe ruft er am Anfang eines schwierigen Unternehmens begeistert aus: *) „Ja, die Macht des Schriftstellers ist gross; manchmal genügt ein einziger Mensch, gleich Curtius einen Abgrund auszufüllen.“ Und seine Gesinnungstreue ungeachtet bitterer Erfahrungen nur vorläufig anzudeuten stehen hier noch einige, eine Reihe von Jahren später geschriebene Worte aus einem Briefe an Acerbi, den früheren Redakteur der Biblioteca Italiana —: „Beim Anblick Ihrer Handschrift durchflog mein Gedanke sogleich jene schöne Zeit, in welcher mir Alles leicht und fröhlich erschien — beneidenswerthe Tage, in denen ich noch glaubte, dass die Kritik zur Würde einer Gesetzgeberin der bürgerlichen Gemeinschaft sich erhebend nützlich und wohl aufgenommen seyn könne, und wo ich durchglüht von diesem Gedanken ohne Rücksicht auf Menschenurtheil meine jugendlichen Ansichten aussprach; Ansichten, die manchmal vielleicht allzu heftig waren, gewiss aber nur heftig durch die Kraft der Ueberzeugung, und so sehr mit dem innersten Bewusstseyn übereinstimmend, dass ich selbst heute noch die eine und die andere vielleicht ermässigen, keine aber zurücknehmen könnte. Und nach jener Zeit wie Vieles hat sich ereignet! O schweigen wir davon — denn in mancher Beziehung werde ich immer Jüngling, ja Kind bleiben, und trotz aller Erfahrung werde ich niemals so klug seyn die Tugend verlassen zu wollen um den Neid zu versöhnen.“ —

Zajotti's Styl betreffend hat der Uebersetzer nur zu bedauern, dass bei der Uebertragung unendlich viel verloren gehen muss, was solch ein Meister schon durch die hinreissende Gewalt seiner markigen und melodischen Sprache besitzt. Beruhigen kann ihn freilich hierbei, wie in allen Dingen, dass er mit voller Liebe an den Gegenstand gegangen und diese Liebe festgehalten bis zum letzten Federzuge. Treu an das Original sich

*) Bibl. Ital. Tom. XXVIII, p. 11. in dem ersten Artikel über Rosmini, den wir seines Ortes näher betrachten werden.

haltend, war es ihm Aufgabe sich hineinzuleben in dessen Eigenthümlichkeiten, und so wurde es ihm immer mehr als ob er in eigner Brust Gelebtes und Empfundenes niederschreibe. Dieses Mitempfinden hat ihm hoffentlich jene Freiheit in der Gebundenheit erhalten, ohne welche der Uebersetzer gar so leicht zum willenlosen Sklaven wird. Denn mich hat immer bedünkt, es müsse der Styl des Originals auch in der Uebersetzung durchscheinen, ohne dass darum die Eigenthümlichkeit der eigenen Sprache aufgeopfert werde. Soll daher ein übertragenes Werk als geistige Reproduktion, und nicht blos als mechanischer Abdruck erscheinen, so ist vor Allem erforderlich, dass sich der Uebersetzer dazu hingezogen fühle. Und Eines darf man bei einem Zajottischen Werke mit Gewissheit versprechen — Gedankeninhalt. Diesen forderte er um so strenger, je glänzender der Styl; und er durfte strenge seyn in seinen Anforderungen, denn was er verlangt, das leistete er selbst — Uebereinstimmung von Inhalt und Darstellung, Gedanke und Wort. So sagt er in der Abhandlung über Manzoni *): „— Dem Roman kommt gar nicht ein besonderer Styl zu, sondern alle Stylarten eignen sich für ihn, von dem ernsten gewogenen Gang der Geschichte bis zur Leichtigkeit der niedrigsten Komödie. Wozu Regeln dafür aufstellen, da jede Regel auf der Eigenthümlichkeit und Schicklichkeit beruht, da jeder Roman eine besondere Sprache erfordert je nach der Begebenheit die er erzählt und den Personen die darin erscheinen?" Und als ihm ein Werk gerühmt wurde das in schönem Styl geschrieben, aber arm sey an kräftigen Gedanken, rief er aus: „Schweigt mir davon! Um eine hohe Phrase zu ertragen, muss auch der Gedanke glänzend seyn; denn nur der Diamant verdient brillantirt zu werden." —

Der Plan, sein jüngstes Werk in Deutschland einzuführen, entstand schon damals in mir, als der verehrte Freund das eben vollendete Manuskript mir mittheilte, und es war ihm ein erfreulicher Gedanke, durch diese Arbeit einem Volke näher gebracht zu werden, dessen Geistesleben er von jeher so hoch geschätzt. Noch kurz vor seinem Ende sprach er sich in einem Briefe voll hoffender Zuversicht aus über die ihm bevorstehende Einbürgerung in Deutschland und äusserte sich dabei, zukünftige grössere Plane im Auge, auf das bescheidenste über diese Erstlingsfrucht einer erst seit kurzem ihm vergönnten, so lange ersehnten freieren Musse. Er selber nennt das Werk „*Della letteratura giovanile;*" ich glaube durch die Benennung „*Die litterarische Bildung der Jugend*" seinem Wesen

*) Del Romanzo . . . p. 136. — Bei Anführen dieses Werkes habe ich überall die 1840 in Venedig erschienene sechste Auflage vor Augen.

und Inhalt am nächsten gekommen zu seyn. Ich weiss nicht, ob es auch Anderen ergehen wird wie mir, der ich in der Darstellung mancher Zustände und Verhältnisse der jüngsten litterarischen Bewegungen Italiens, im Ausspruch mancher Ansichten unwillkürlich an Heimisches erinnert wurde und sie zur Beherzigung auch unter uns geeignet fand, so dass bei manchen Stellen statt der Ausdrücke *Italien*, *Italiener*, unwillkührlich die Umwandlung in *Deutschland*, *Deutsche*, sich mir aufdrängte. Jedenfalls verdienen dergleichen Analogien eine nähere Prüfung. Dass aber Italiens geistige Zustände mit ihrer Kraft und ihren Schwächen, mit allen Lebensfarben der Vergangenheit und den Hoffnungen der Zukunft hier im hellsten Spiegelbilde des Geistes und zugleich mit wahrem Herzenspulsschlag bei immer gleicher Klarheit im Zorn wie in der Liebe vorgeführt sind, wird keinem auch nur irgend damit vertrauten Blick entgehen. —

Die ersten Proben meiner Uebersetzung, mit denen ich während unseres schönen Beisammenlebens in Trient — im Herbst 1843 — den Freund eines Morgens überraschte, hatte ich, die Vollendung für Venedig mir vorbehaltend und in der Aussicht, zugleich mit dem für Ostern 1844 beabsichtigten Erscheinen des Originals in Italien damit in Deutschland hervorzutreten, vorläufig abgeschlossen mit dem Ausruf:

„Und so denn vor vereint im Fühlen, Denken,
Zwei Völkern einen Frühlingsgruss zu schenken!"

Und ich gestehe, dass bei näherer Beschäftigung mit den Schriften des seitdem dahingeschiedenen Freundes die freudige Zuversicht, durch deren Einbürgerung in Deutschland beizutragen zur Tilgung manches ungerechten Vorurtheils und zur geistigen Wiederannäherung zweier edler Nazionen, nur gewachsen ist. Der starke unbestechliche Sinn für das Wahre und Wesenhafte, der überall erkennbare ethische Zug und die Fülle gediegener Gedanken, welche diesen Südländer dem deutschen Genius so nahe stellen, berechtigen zu der Hoffnung, dass der Name Zajotti bald auch unter uns ein lieber, verwandtlich begrüsster Gast seyn werde.

Wenn ich nun versuche mit wenigen Zügen den äusseren Lebensgang des Mannes zu verzeichnen, dessen Seelenbild uns gegenwärtig beschäftigt, so verweise ich zur Ergänzung hier schon vorläufig auf die inneren Momente, die sein unermüdlicher Geist in den glücklichen Stunden zu Tage gefördert, welche er mitten im Drange von Berufsarbeiten zu erübrigen gewusst. In diesem Falle hat der Uebersetzer vor den italienischen Heraus-

gebern einen grossen Vortheil voraus, indem er das, was jene beim Entwurf der Lebensskizze des bevorzugten Prosaisten als allen Gebildeten seines Volkes bekannt annehmen müssen und daher nur andeutend verfahren dürfen, als lebendigen Strom durch seine Darstellung zu führen hat. Der zu Schildernde soll uns in seinen Schriften selbst sein geistiges Bild entwerfen, zu welchem die äusseren Bezüge und Veränderungen seiner Stellung nur den leichten Rahmen bilden.

Paride Zajotti, geboren am 8. Juni 1793, war der älteste Sohn eines schlichten ehrbaren Bürgers in Trient, der Hauptstadt einer Provinz, die eifersüchtig darauf ist dem italienischen Gebiet und Wesen anzugehören. Die Anhänglichkeit an seine Bergheimath und die Macht, mit welcher die ersten Eindrücke der Kindheit unvertilgbare Wurzeln in der Tiefe seiner Brust geschlagen, spricht sich auf schöne Weise aus in seiner Apologie der erhöheten Vaterlandsliebe unter den Bergbewohnern.*) Man fühlt dem vom Andenken der theuren Vaterstadt Begeisterten jeden Herzschlag nach; man fühlt ihm nach, wie auch die Sinne ihr Gedächtniss haben, und wie alle sich der theuersten Erinnerungen getrösten. Unsre Seele erweitert sich mit ihm in jenem kleinen und begrenzten Raum erquicklich, ohne sich zu verirren. Wir lauschen mit ihm dem Rauschen des bekannten Stroms der sich vom Fels herniederstürzt, dem Säuseln der Abendluft das von den hohen Wiesen uns den Duft der kleinen Kräuter entgegenbringt; die Gesänge der Hirten vermischt mit dem langsamen und eintönigen Klang der umherschweifenden Heerden, die ganze ländliche Harmonie der Natur dringt durch das Echo seiner Brust an unser Ohr. Wer aber möchte wagen, jene in der Fülle der Begeisterung empfangenen Klänge in eine andere Tonart übertragen zu wollen? — und dennoch sind die eindringlichsten der eben aufgeführten Züge seiner Schilderung entlehnte Farben.

Sein Heimathgefühl war wahrhaft religiöser Natur und ging mit seinem Glauben Hand in Hand. Einem jungen Tiroler, der mit ausweichenden Worten seinen Ursprung ablehnte, rief er entrüstet zu: „Wehe dem, welcher sein Vaterland verläugnet! Ein solcher wär' im Stande auch Gott zu läugnen!“ — Wie innig aber auch seine Anhänglichkeit an sein geliebtes Tirol war, zu welchem er immer von Zeit zu Zeit einmal zurückgekehrt und wo er noch wenige Monate vor seinem Tode glückliche Tage verlebt, es erweiterte frühe sein Blick sich über das gesammte Italien, welchem anzugehören sein Stolz und seine Freude, zu dessen Dienste seine Kräfte

*) *Del Romanzo* . . . p. 129 sqq.

auszubilden schon in jungen Jahren sein glühendstes Streben war. „Fasse Muth!“ schreibt er an Cicconi, der nach vielfältig empfangenen Auszeichnungen als tragischer Improvisator der Anfechtungen seiner Feinde müde sich nach Frankreich übersiedeln wollte — „fasse Muth, und stelle den jämmerlichen Angriffen Deiner Gegner ein starkes Herz entgegen! Es ist unmöglich dass Dir, wenn Du einige Zeit ausharrest, nicht endlich volle Gerechtigkeit widerfahren sollte. Wahres Verdienst hat eine Kraft, der selten die Kabale lange widersteht. Und dann bedenk' es wohl, bevor Du Italien verlässest. Diess Italien ist so schön und so lieb! Und vergiss nicht, dass, welches Glück auch unter dem Himmel Frankreichs Dir zu Theil werde, der Stern des Vaterlandes nirgendwo sich findet; und das ist doch der Stern, unter dessen mildem Lichte, wie die ersten Träume unsrer Wiege, auch die Ruhe unsres Grabes sich getrösten sollte.“ — Nie macht ihn sein Patriotismus blind gegen zu bekämpfende Gebrechen; wir werden überall den Freund der Wahrheit über dem Patrioten stehend finden. „Und hier, weil es sich gerade schickt,“ sagt er in einem Aufsatz vom Jahre 1822 *) — „wollen wir nicht verschweigen, dass ein grosser Theil der neueren italienischen Schriftsteller gar zu ängstlich trachtet sich bei den Ausländern lächerlich zu machen durch den Weihrauch welchen aus gegenseitiger Zärtlichkeit sie einander ins Angesicht werfen bis zum völligen Erblinden. Wer ein Briefchen veröffentlicht, wer eine Vorrede gestümpert, ein Journalartikelchen gedruckt, der ist alsbald ein grosser Mann geworden, und wehe dem welcher ihn nennen würde ohne ihn *Illustre* zu betiteln, oder mindestens *Chiarissimo!* Es wäre das ein Majestätsverbrechen, und jede Möglichkeit zu jemaliger Verzeihung aufgehoben....“ Und an einer anderen Stelle **) heisst es: „Schon einmal haben wir den schmerzvollen Muth gehabt und wollen, dafern es nur frommet, hier dieselben Worte wiederholen, welche auszusprechen uns soviel gekostet: Die italienische Litteratur, mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen, ist heutzutage kleinlich und spiessbürgerlich geworden — ein Schatten der vergangenen Grösse, ein matter Abglanz des einstmaligen Lichts. Gar herrlich und ruhmvoll ist es freilich, sagen zu können: wir sind ebenda geboren wo Dante und Macchiavello, Michelangelo und Galileo; wenn aber die Ausländer beim Klange dieser grossen Namen nun uns fragten, wie der Ruhm derselben sich fortgepflanzt, ist es nicht wahr, dass wir zurücktreten und erwiedern müssten: Neiget euch vor unseren Gräbern?!“ — Und wie

*) Bibl. Ital. Tom. XXVIII, pag. 157.
**) Del Romanzo — pag. 199.

die Liebe zu Italien ihn nicht verblendet und zu Ueberschätzung verleitet, so verengt und stumpft sie ihm auch nie den Blick, wo es die Anerkennung des Guten und Tüchtigen bei anderen Völkern gilt. Wir werden seiner unumwundenen Würdigung fremden Verdienstes häufig uns erfreuen, und vornehmlich wird der deutsche Genius und Charakter aus Zajotti's Seele wiederstrahlend sich nicht beklagen können, dass deutsches Seyn und Wesen nicht auch im Vaterlande Dante's seine Würdiger finde. Nur ein Wort statt vieler anderen. In einer Abhandlung v. J. 1824,*) nachdem er seinen Landsleuten die geringe Beobachtung geistigen Strebens und Leistens anderer Nazionen, namentlich der deutschen, vorgeworfen, fährt er fort: „Und gleichwohl haben wir bei dieser Unkenntniss des Reichthums Anderer den Muth die übrigen Völker arm an Poesie zu nennen, jene Völker, die, wenn sie nicht wie Sylla den Lebenden verziehen um der Todten willen, so leicht den Hohn auf unser Haupt zurückschleudern könnten. Zu gross ist unsre Abneigung gegen die fremden Sprachen, unter denen wir zum Unglück für die Kunst gerade die französische begünstigen, eine Sprache allerdings sehr geeignet für wissenschaftliche Behandlung, aber für die Poesie armselig, klanglos, niedrig; auch können wir von ihren Dichtern nichts erlernen, was die Griechen und Römer uns nicht bereits besser gezeigt. Die deutsche Sprache, die gemeiniglich für rauh gehalten wird, ist ohne Vergleich viel weicher und viel mannigfaltiger in ihren Klängen und, was die Hauptsache, ihre Schriftsteller haben neue Quellen eröffnet.“

Die frühen Aeusserungen eines raschen, lernbegierigen, geweckten Geistes bestimmten den guten Vater seinen Aeltesten den Studien zu widmen, und es ward ihm die Freude ihn schon auf dem heimischen Gymnasium durch alle Klassen als den Ausgezeichnetsten unter den Ausgezeichneten rühmen zu hören; Paride Zajotti galt den Mitschülern als Muster, wurde von den überraschten Lehrern als ein Stern der Zukunft bezeichnet. Sein innerster Drang und Trieb aber ging frühe über das gewöhnliche Maass und die Schranken des auf der Schulbank zu Erlernenden hinaus. Er wählt sich seine eigene Lektüre; er versucht sich, wetteifernd mit dem Gelesenen, in Prosa und in Versen, verfertigt sogar Entwürfe zu Tragödien, deren einer, „Alzir, König von Persien,“ in sein achtes Jahr fällt; zwei andere, „Camma“ und „Eteokles und Polynikes“ beschäftigen ihn etwas später. Im fünfzehnten Jahre entwirft er, angeregt durch chemische Studien und

*) Bibl. Ital. Tom. XXXIII, pag. 325.

durch Erasmus Darwin's „*Liebe der Pflanzen*,“ den Plan zu einem grösseren didaktischen Gedicht: „*die Liebe der Elemente*,“ zu welchem er jedoch nur die Einleitung vollendet; gewidmet war es den Manen Lavoisiers.

Von dem Zustand Italiens in den Jahren, wo Zajotti die ersten Bildungsstoffe in sich aufnahm und seine frühesten Keime entwickelte, giebt er später selbst die Umrisse zu einem lebenvollen anschaulichen Bilde *), welches die italienischen Herausgeber der *Letteratura giovanile* mit einsichtsvoller Benutzung seiner Farben erweiternd ihrem Vorwort also eingeflochten: „Es stehen jene Zeiten vielleicht einzig da in der Geschichte. Die alten Throne Italiens durch unerwarteten Sturm gestürzt und schlecht in einen einzigen zusammengeflickt; Liebe und Glanz der Neuheit in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten; Heere von einem Theil Europa's, ja der Welt, zum anderen hin und herziehend, begleitet von dem unvermeidlichen Gefolge tollen Beifalls und langer Qualen; Künste, Gebräuche, Gesetze, Glauben umgewandelt und umgestürzt; das Zeitalter und die Menschen aufgeregt durch die Lehren Frankreichs; merkwürdige Umwälzungen, und der Art, dass die Nachkommen diejenigen beneiden werden, welche solchem Schauspiel beigewohnt, obgleich sie mit so vielen Thränen es bezahlt; und unter dem Gejauchze trank man frohlockend die Sklaverei, während doch Preis der Sonne gebührt die Alles erleuchtet, nicht dem Blitze der Alles zerstört.“ —

„Dass in einem solchen Zustande“ — so fahren jene fort — „vor Allem die den Italienern so ausschliesslich eigne Kunst des Improvisirens in Ansehn steigen musste, leuchtet ein. Und wirklich zählte unser Vaterland vielleicht zu keiner Zeit mehr Improvisatoren als in jenem Gewirre der Interessen und der Ideen, in jenem Aufwallen der Einbildungen, und es genügt unter den Vielen einen Gianni, einen Pistrucci, eine Bandettini zu erwähnen.“

Auch an Zajotti wurde frühe ein ungewöhnliches Improvisazionstalent wahrgenommen, das sich immer bedeutender entwickelte und während seiner Studienzeit in Bologna den höchsten Glanzpunkt erreichte. Als er, kaum achtzehn Jahre alt, die dortige Universität bezog, war ihm der Ruf eines ausgezeichneten Kopfes und einer nicht gewöhnlichen poetischen Begabung vorausgegangen. Seine Aufnahme war glänzend, sowohl bei der Universität wie in den ersten Häusern der Stadt. Anfangs sprach er sich gegen seine Eltern mit einiger Befangenheit aus über die Erwartungen die

*) Bibl. Ital. Tom. XXVII, p. 154.

man von ihm hege und denen es schwer seyn werde zu genügen; bald aber ermuthigten ihn die vielen Beweise der Bevorzugung und Anerkennung, und wiederholte Erfolge steigerten immer mehr sein Selbstgefühl. So ereignete sich im ersten Jahre seines Aufenthalts ein Säkularfest, wobei verschiedene öffentliche Spiele stattfinden; Abends im Hause des Marchese Mellara zum Improvisiren aufgefordert hat Zajotti bereits mehrere Aufgaben gelöst, als angekündigt wird, das Feuerwerk zur Jubelfeier solle abgebrannt werden; in demselben Augenblick aber erfolgt der einstimmige Ruf der Gesellschaft, man wolle nichts von Feuerwerken noch von anderen Festlichkeiten wissen, da man nichts Angenehmeres sich vorstellen könne als ihn anzuhören; und wirklich ging niemand fort, bis die Nacht und mit ihr die Festlichkeiten beinahe ganz zu Ende waren. Es bestand in Bologna ein Kasino, zu welchem von Alters her nur echtes Adelsvollblut Zutritt hatte; Zajotti, der Bürgerssohn, wird ausnahmsweise in dasselbe eingeladen und erhält bei einem grossen Festmahl den Ehrensitz neben der Präsidentin Corona-Lambertini, erster Palastdame der Königin von Italien, und bei Aufheben der Tafel wird ihm von der Gattin des Grossoberrichters Luosi ein Lorbeerkranz aufgesetzt. Dergleichen wiederholt sich bei verschiedenen anderen Gelegenheiten. Erhebt er sich zum Improvisiren, so treten alle übrigen, die sonst wohl Ansprüche auf Triumphe gehabt, bescheiden in den Hintergrund; eine seit längerer Zeit bestandene Akademie von Improvisatoren löst sich auf, um nicht Gefahr zu laufen von ihm verdunkelt zu werden; Studenten und Professoren bereiten ihm Feste. Ausser den einheimischen Gelehrten, deren Bologna, damals Hauptsitz der höheren Bildung Italiens, eine nicht geringe Menge zählte, und mit denen allen der feurige geistvolle Jüngling in näherer oder entfernterer Verbindung stand, machte er während seiner Studienzeit die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Männer, die bei ihrer Durchreise ihn aufsuchten; unter ihnen auch Vincenzo Monti, Matthisson, und andere berühmte Namen. Auch mit Canova, der damals gerade an einer Statue für Bologna arbeitete, kam er in Berührung. In einem 1812 aus Bologna geschriebenen Briefe heisst es: „Die letzten Abende ist unsre Akademie beehrt worden durch die Vorträge des Römers Pistrucci, eines der phantasievollsten Improvisatoren die ich je gehört; Zajotti hat im Wetteifer mit ihm gleiche Bewunderung und Beifall davon getragen.“ Derselbe Pistrucci schreibt an Zajotti nach einem solchen Abend: „Wisse, dass bis jetzt Du der Einzige bist, den ich mit Wohlgefallen habe improvisiren hören und der mich hat erzittern machen.“ — Ein anderer Brief aus Bologna (v. J. 1813) spricht sich also aus: „Ich habe jetzt auch

den ausgezeichneten Jüngling Paride Zajotti kennen gelernt, der eines Abends im alten Kasino erschien, wo ihn Arici und Arrivabene eingeführt und wo er zu Aller Bewunderung improvisirte. Es scheint mir wahrlich undenkbar, dass man aus einem solchen Geiste einen Rechtsgelehrten machen will. Er wird gewiss einmal bewähren, was man von Ovid, von Metastasio, und Anderen erzählt. Gleichwohl sagt mir Camillo Ugoni, dass er auch der juristischen Studien mit Eifer sich befleissige, dass aber die Poesie der vorwaltende Genius in ihm sey . . .“ — Zu der Neuheit und Ursprünglichkeit der Gedanken und der Erhabenheit des Styls gesellte sich in Zajotti's Improvisazionen auch eine grosse Lebhaftigkeit der Darstellung und eine höchst ausdrucksvolle Mimik.. Der gefeierte Litterat Colpani, nachdem er einem solchen Vortrage beigewohnt, sagte zu seinen Freunden, er habe während seines Alters nie so stark das Missbehagen taub zu seyn empfunden als an jenem Abend, obgleich des Sprechenden Auge und der Ausdruck seines Gesichts ihn Alles habe verstehen helfen; und die berühmte Clothilde Tambroni äusserte sich über ihn: „Diese Gesichtsbildung trägt den Stempel eines besseren Zeitalters.“ — Gegen die Eltern, welche die von verschiedenen Seiten vernommene Kunde seiner poetischen Triumphe mit Bangigkeit erfüllt, dass er die juristischen Studien vernachlässigen werde, rechtfertigt sich Zajotti mit Aufführung der bedeutendsten Professoren, die ihm schriftlich und mündlich Beweise ihrer Anerkennung geben, mit der Achtung, welche die Studenten vor seinen Kenntnissen haben, indem auch ältere bei ihren Studien und Arbeiten ihn zu Rathe ziehn, der ganze Hörsaal bei seinem Erscheinen sich erhebt und Beifall klatscht, und bei gewichtigen Rechtsfragen der Vortragende niemals das Wort an ihn richtet ohne vorausbemerkt zu haben: „damit jede Schwierigkeit gehoben sey“ — mit der Gewissenhaftigkeit und dem Eifer seines Kollegienbesuches und dem Fleiss, den er auf Ausarbeitung juristischer Aufgaben verwendet. Dazu kommen dann als Belege anerkennende Zeugnisse seiner Professoren, deren einer — Ridolfi — als er bei einer öffentlichen Gelegenheit eine Vorlesung *über den Einfluss physischer und moralischer Ursachen auf die Gesetzgebung* halten sollte und durch Zeitmangel an deren Ausarbeitung verhindert wurde, dieselbe an Zajotti übertrug und dessen Arbeit unverändert vorlas; es kommt hinzu eine mit besonderem Beifall gekrönte Abhandlung *über Majorate*, deren Vorlesung er auf ausdrückliches Verlangen wiederholt, und zwar, wegen des grossen Zulaufs, in der Aula der Universität; dazu eine Menge Glückwünschungsschreiben und Ehrenbezeigungen, unter welchen die um einer einzigen Antwort willen auf ihn

fallende Wahl zum Ehrenmitgliede der Akademie der Rechtsgelehrten. Es wird über ihn ein besonderer Bericht an die Studiendirekzion gemacht, und der Präfekt von Bologna stellt ihn dem Minister-Staatssekretär Aldini als ausgezeichneten Juristen vor. Auch ergeht von dem Podestà eine Danksagung an den Grafen Alexander Agucchi, damaligen Präfekten des Departements der oberen Etsch, dafür dass er Zajotti den Rath ertheilt die Universität Bologna zu beziehen, bei welcher Gelegenheit dieser der bei weitem vorzüglichste unter den Studirenden genannt wird. — So waren denn die guten Eltern versöhnt mit den poetischen Triumphen ihres Erstgeborenen, und ihm war gern gegönnt neue zu erringen. Noch heute sind anmuthige Tradizionen erhalten von treffend und rasch gelösten Aufgaben, von der Geistesgegenwart und Fertigkeit, mit welcher er in stets bereiter Fülle poetischer Anschauung augenblickliche Verlegenheiten mit einer überraschenden Wendung in glänzende Erfolge verwandelte, und von dem rauschenden Beifall der staunenden Zuhörer. Dass er selbst nicht unempfänglich für dergleichen war, beweisen mehrere Blätter aus seinen Jugenderinnerungen, deren eines anhebt: „Die Dinge, welche der Mensch am liebsten in sein Gedächtniss zurückruft, die Momente, deren er vorzugsweise gern gedenkt, sind diejenigen, in welchen seiner Eigenliebe geschmeichelt worden“ — und das nach freudigem Rückblick auf erlebte Triumphe, von deren einem er bekennt, dass von der Zeit an er sich um zwei gute Handbreit wachsen gefühlt, mit den Worten schliesst: „Das sind Schwachheiten, ich gestehe es; aber wenn alle Menschen aufrichtig seyn wollten, bin ich überzeugt, dass auch nicht Einer wäre, der sich frei davon fühlend wagen dürfte den ersten Stein auf mich zu werfen.“

Und wahrlich, wie er später dastand, mögen Wenige wohl freier seyn von jeder Art kleinlicher persönlicher Eitelkeit, von jener selbstgefälligen Verhätschelung des Ich, an welcher selbst der Besseren so viele kranken, als der allzeit einem höheren Ziel mit festem Blick und starkem Willen zugewendete Zajotti, dessen Wesen in seiner Ehrfurcht vor echter Grösse und im Streben nach Wahrheit immer mehr sich läuterte. Er stand hier eben so rein, ich möchte sagen in antiker Haltung der Welt gegenüber, gleich jenen ruhevollen Statuen der Griechen, wie er in Glauben und Gesinnung fest und stark im Christenthume wurzelte. Bemerkenswerth, und zugleich ein Zeugniss strenger Selbstkritik ist der im Rückblick auf die Bestrebungen früherer Jahre, durch welche er doch so vielen Ruhm geerndtet, bei Gelegenheit eines epischen Gedichts *) gethane Ausspruch — da wo er

*) Bibl. Ital. Tom. XLVII, p. 201.

den Verfasser unter Anderem auch wegen Vernachlässigung des Ausdrucks tadelt: „Die Schnelligkeit ist in den Künsten, welche das Schöne zur Aufgabe haben, keineswegs als ein Vorzug zu betrachten, und der Dichter selbst beugt ohne Zweifel sich vor dem hohen Malergenius des langsamen Leonardo da Vinci, während er den hastigen Luca Giordano mittelmässig findet. Diess bemerken wir, weil, wenn es auch nicht bekannt wäre dass Bellini einst sich mit Improvisazion beschäftigt, sein Gedicht davon deutliches Zeugniss ablegen würde, und weil wir aus einer unseligen Praktik in dergleichen versichern können, dass folgende alle auf ein und derselben Drehbank verfertigte Verse ihm aus dieser allzuhastigen Fertigkeit hervorgegangen sind . . .“ u. s. w. Und an einer anderen Stelle *): „Man darf sich nicht verhehlen, dass allzulange und zu häufige Ausübung dieser Kunst leicht jene verderbliche Gewohnheit herbeiführt sich bei dem ersten Einfall zu befriedigen, die Anmuth um der Leichtigkeit willen zu vernachlässigen und beständig auf blendende Gedanken auszugehn, die beim ersten Anblick gefallen, bei näherer Prüfung aber ihren Glanz verlieren“

Im Herbst 1813, nach Vollendung der juristischen Vorstudien und Gewinnung des Doktorhuts verlässt Zajotti die Universität und tritt sogleich seine praktische Laufbahn bei dem Tribunal seiner Vaterstadt an, wo er in den ersten Jahren, während in den italienischen Besitzungen des Kaiserstaates der freie Zutritt zu den mündlichen Verhandlungen in derselben Weise wie unter der napoleonischen Herrschaft noch fortbestand, als Anwalt glänzende Proben gerichtlicher Beredsamkeit ablegt. Nach Ablösung des Departements der oberen Etsch von dem italischen Staatenverbande mit der Promozion in Bologna sich nicht begnügend, erwirbt er 1815 noch einmal die Doktorwürde auf der Universität Pavia. Ein Jahr später, als die öffentliche Gerichtsbarkeit völlig aufgehoben war, vertauscht er seine Stellung als Anwalt mit der eines Rathsauskultanten bei dem neu eingerichteten Provinzialgerichtshofe zu Trient. Was er von Berufsarbeiten an Musse erübrigen kann, widmet er litterarischen Studien. Ein ihm innig befreundeter Mann, der damals in gleicher Stellung mit ihm zusammen lebte, erzählt noch jetzt mit freudigem Rückblick von den schönen Jahren in Trient und von der vielfältigen geistigen Anregung die er dem näheren Umgang mit Zajotti verdanke. Ein wahres Tusculum sey es gewesen, wenn

*) Bibl. Ital. Tom. XXVII, p. 157

man sich nach Abthun der amtlichen Geschäfte in den Abendstunden zu gemeinsamen Studien und Austausch von Ideen in ein stilles Gartenhaus zurückgezogen. Schon damals beschäftigte sich Zajotti gern mit deutscher Litteratur, und er machte sich vorzugsweise mit Wieland vertraut, dessen Aristipp er sogar zu übersetzen angefangen. Von letzterem sagt er: „Dieses Werk sollte von den Vielen gelesen werden, die auch in unseren Tagen nicht erröthen die Frage des Vaters Bouhours aufzuwerfen, ob ein Deutscher Geist haben könne.“ Später, nachdem er sich in die übrigen Heroen unsrer Litteratur vertieft, spricht ihn Wielands behagliche Breite weniger an.

In das letzte Jahr seines trienter Aufenthalts (1817, das vierundzwanzigste seines Lebens —) fällt der Moment, welcher als Keim des schönsten Glückes seiner Erdenbahn zu betrachten ist — seine Vermählung mit Katharina Scoz. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter und ein Sohn hervor, deren Erziehung er selbst sich mit der liebevollsten Sorgfalt widmete, auf die er seinen Geist und seine seltenen Eigenschaften vererbt. Wer das Glück gehabt diesem Kreise nahe zu treten, der wird sich nicht verwundern, dass der treffliche Mann die reinste Quelle der Zufriedenheit, des reichsten Trostes und freudigster Erhebung in guten wie in schlimmen Tagen in ihm gefunden. Wie ein Freund, verehrt, geliebt, mit dem innigsten Vertrauen umfangen, stand er inmitten der Seinen, und das harmonische Gleichgewicht des von Einem Geiste beseelten Ganzen theilte sich unwillkührlich dem Hinzutretenden mit. In diesem Vereine ausgezeichneter Persönlichkeiten erkannte man, dass auf den Höhen des Lebens die kleinen Mahl- und Merkzeichen verschwinden, hinter welche Vorurtheil und kleinliche Gesinnung so gerne sich verschanzt, wenn der kümmerlich in provinzielle und confessionelle Schranken eingebannten Achtung und Liebe sollen ihre Grenzen angewiesen werden. Aber ich breche ab — denn wollte ich ein genügendes Bild von diesem Kreise geben, in welchem mir in seelenvollem Verständniss, in der unverbrüchlichsten Freundschaft ein neuer Lebensfrühling aufgegangen, leicht ginge unter den Gefühlen des Herzens die zu historischer Schilderung erforderliche Ruhe verloren. —

Bei seiner Versetzung nach Lodi (1818) fühlt Zajotti die alte Neigung wieder erwachen seine Schöpferkraft der tragischen Bühne zuzuwenden. Doch finden wir keine weitere Andeutung, wie wohl aus anderen Perioden, von Stoffen die ihn vorwaltend zu freier Schöpfung angeregt. Dagegen macht er sich Diderot zu einem ernsten Studium, und dessen „Gedanken“ reizen ihn zu einer Uebersetzung mit Anmerkungen. Auch seine ersten kritischen Arbeiten fallen in jene Zeit. Diese und historische Studien ver-

folgt er eifrig auch in Verona, wohin er 1820 zu dem obersten Gerichtshof des lombardisch-venezianischen Königreichs befördert wurde, und wo er in Männern wie Pindemonte, Abbate Cesari, Maffei, einen ihm zusagenden Umgang fand. Bedeutender noch wird seine litterarische Thätigkeit in Mailand während seines ersten Verweilens, 1824 bis 1831, als Rath des dortigen Kriminalgerichts. Hier war es auch, wo unter seiner Leitung die mit einer Vorrede von ihm begleitete grosse *Biblioteca enciclopedica italiana* gedruckt wurde, und wo er jene Schriften zu Tage förderte, bei deren Erscheinen die Einsichtsvollsten seiner Nazion immer von neuem bedauerten, dass solch ein Geist sich nicht ausschliesslich dieser Richtung hingeben könne. Eine Zeitlang scheint die Wahl eines Romanstoffes aus der italienischen Geschichte ihn stark beschäftigt zu haben; er wollte nach bester Kraft durch ein Beispiel seine kritisch aufgestellten Ansichten und Lehren bestätigen. Anfangs neigte er zu Vanni Fucci; aber der Charakter des Helden, den er nach Dante's Vorgang aufgefasst, schreckte ihn zurück; dann wendete er sich zu Buondelmonte, und es finden sich unter seinen Papieren hie und da Andeutungen über die Art, wie er diesen Gegenstand behandeln wollte; eine Tagebuchstelle vom 4. Juni 1827 spricht bestimmt von einem ihn beschäftigenden Roman „die Hochzeit — entnommen der Chronik Buondelmonte's — alio nomine.“ — Aber stets deutlicher sein eigentliches Feld erkennend, wendete er immer mehr seine Musse diesem zu; und die hohe poetische Weltanschauung seiner Seele kam in nicht geringem Maasse seinen kritischen und historischen Arbeiten zu gute. Interessant ist in dieser Beziehung eine Aeusserung vom Februar 1829: „Benelli tadelt mich, dass ich so ganz und gar die Poesie verlassen; aber auf Gewissen, hätte ich jemals ein grosser Dichter werden können? — Ich zweifle stark daran; und es ist eine schwierige Frage, ob ich nicht in zutreffender Ahnung die Richtung verändert.“ — Aus derselben Zeit finden wir unter seinen Papieren den Entwurf zu einer Abhandlung „über die biblische Poesie“ und einen „Versuch über die menschlichen Rücksichten in Angelegenheiten der Religion.“ Einen anderen Plan, den er Jahre lang mit Vorliebe in sich getragen, bezeichnet er zum ersten Male mit Bestimmtheit in folgender Tagebuchstelle vom 5. Juni 1827: „Wenn ich ausreichende Musse hätte, möcht' ich wohl eine grössere Arbeit unternehmen *über den angemaassten Ruhm und die ungerechte Vergessenheit.* Wenige Unternehmungen dürften edlerer Natur seyn, aber wenige sind auch wohl so schwierig und gewagt.“ Hat ihn nun der Tod auch abgerufen, bevor er diesen so höchst fruchtbaren Gedanken, zu welchem er

im Stillen sich fortwährend Materialien gesammelt, selbständig ausgeführt, so sehen wir denselben als einen der hervorstechendsten Züge die ganze Richtung seines litterarischen Wirkens durchziehen, und wir werden mehrfach Gelegenheit haben darauf hinzuweisen. Möchte ein dem hingeschiedenen Trefflichen an Wissen, Edelsinn, und Kraft der Seele wie der Darstellung Ebenbürtiger — gleichviel, in welchem Volke! recht bald sich finden, die Entwicklung dieses reichen Keimes testamentarisch zu übernehmen!

Unter den Schriften, die wir im Auszuge vorzuführen gedenken, nennen wir vorläufig nur den um diese Zeit zuerst hervorgetretenen Versuch *über den Roman* als dasjenige Werk, welches vornehmlich seinen litterarischen Ruf begründet. Eine Reihe von Jahren hindurch, zwischen den verschiedenartigsten Arbeiten kommt er immer wieder auf diesen ihm so äusserst wichtig erscheinenden Gegenstand zurück und wird nicht müde ihn von allen Seiten zu beleuchten. Erst nachdem er seiner ursprünglichen Betrachtung eine Reihe immer schärfer eindringender Ergänzungen nachgesendet, unter denen besonders die Abhandlung *über den historischen Roman* die Italiener der Gegenwart mit unumwundenem Freimuth hinweist auf ihre Mängel und schonungslos in das faule Fleisch der Zeit einschneidet um vielleicht auf diese Weise den gesunden Theil zu retten und die Besseren der Nazion aufzustacheln zu würdiger Verwendung ihrer Kräfte, beschliesst er diesen Kampfplatz zu verlassen. In dieser Beziehung schreibt er am 5. März 1830: „Wenn ich die Abhandlung über den Roman werde beendet haben, dann, Aufsätze, Lebewohl! Ich will versuchen, ob mir etwas Grösseres gelinge.“ — Aber dieser Wunsch sollte ihm noch nicht erfüllt werden. Im Gegentheil wurde er kurz nach jener Zeit aus seinen liebsten Studien herausgerissen; und blieb unter der schwierigsten amtlichen Wirksamkeit sein unermüdlicher Geist auch während dieser Periode nicht ohne litterarische Ausbeute, so war das Thema welches er bearbeitete diessmal keine selbstgestellte Aufgabe, und die Ergebnisse kamen nicht der schönen Litteratur zu gute. Zajotti nehmlich, der im Frühling 1831 als Appellazionsrath nach Venedig war versetzt worden, wurde nach kaum abgelaufenem Jahre wieder nach Mailand zurückberufen und dort mit Führung der politischen Untersuchungen beauftragt; zugleich unternahm er, die Angriffe Heinrich Misley's gegen Oesterreichs Verwaltung in Italien zu widerlegen. Seiner auf authentische Quellen gestützten Entgegnung,*) die

*) *Semplice verità* opposta alle menzogne di *Enrico Misley* nel suo libello „*L'Italie sous la domination autrichienne.*“ 1834. — 435 Seiten 8.

er während der Jahre vollendete wo seine amtliche Thätigkeit am meisten in Anspruch genommen war, stellte er Misley's eigne Worte „*L'imposture est fille d'une lâche méchanceté*" als auf den Schützen rückprallenden Pfeil voran. Hebel und Leiter sind der feste männliche Charakter, das scharfprüfende kritische Auge des rechtskundigen, von Rechtlichkeit erfüllten Mannes, und die Macht der Ueberzeugung gegen schreiende Unwahrheit. Dieser letzteren gilt der Kampf. Von diesem Gesichtspunkt aus ist all sein Thun zu betrachten, wo er ihm falsch und verderblich erscheinenden Richtungen entgegenzutreten gezwungen ist. Bei seiner eben so unbestechlichen als freimüthigen und furchtlosen Gesinnung konnte er inmitten der schwierigsten Verhältnisse zugleich als Richter und Bekämpfer gefahrdrohender Verirrungen mit unerschütterlicher Strenge im Dienste des von ihm vertretenen Gesetzes, und gleichwohl als Mensch gegen den Irrenden, vielleicht Verführten mit Nachsicht und Milde verfahren. Diess nur im Allgemeinen als Andeutung über jene Schrift wie über die kritische Periode, aus welcher sie hervorgegangen. Eine nähere Entwicklung jener und ihres inneren Zusammenhanges, so wie mit unwiderleglichen Dokumenten begleitete Beispiele edler Menschlichkeit während der Verwaltung seines Richteramts in Mailand sind in dem *Nachwort* zu *Triest*, dem ersten Kapitel meines eben jetzt im Cotta'schen Verlag erscheinenden *Istrien und Dalmazien* gegeben, wo ich sie diejenigen aufzusuchen bitte, denen aufklärende Beleuchtung eines edlen, vielfach mit bitterem Unrecht von Parteiwuth und urtheilslosen Nachrednern angefochtenen Charakters von Interesse ist.

Die übergrossen physischen und geistigen Anstrengungen der vorhergegangenen Jahre hatten eine verderbliche Nachwirkung auf Zajotti's Gesundheit geübt. Der kräftige Mann war während der letzten Monate in Mailand in eine gefährliche Krankheit verfallen, die seine Freunde für sein Leben fürchten liess. Nur langsam erholte er sich, und die Sehnsucht, mit welcher er während des überhäuften Geschäftsdranges manchmal seufzend den Blick zurückgewendet hatte auf vergangene Zeiten, wo ihm mehr Musse vergönnt gewesen zum Verfolgen und Ausführen theurer Studien und Plane, äusserte sich jetzt nicht selten in gesteigertem Maasse, begleitet von einer Niedergeschlagenheit, die wohl als Folge der überstandenen Krankheit zu betrachten ist. Aus dieser Zeit liegt uns ein Brief vor, der recht deutlich diese Stimmung ausspricht —: „Ich weile gern in meinem

Zimmer, lesend und sinnend. Wenn die Gedanken, die alsdann mich rasch und kräftig überkommen, könnten festgehalten werden, vielleicht, wer weiss? es bliebe eine Spur von mir auf Erden zurück; allein es ist vergebens solches zu hoffen, der Plan schlägt über mir zusammen und entflieht mir. — Wehe, wenn ich nicht eine Familie hätte, würdig meiner vollen Liebe! Fern aller Welt, Feind alles Getöses, würde ich mich höchst unglücklich fühlen. So lebe ich doch mindestens ein inneres Leben, ein häusliches, und habe einen Ausstrom für jene Fülle des Wohlwollens, das meine ganze Seele durchdringt, und das ich so gern über die Menschheit ergossen hätte. Geduld! Gott hat mir diese Bestimmung zugetheilt, und ich muss sie tragen; vielleicht zum Besseren — denn wer kann sagen, ob nicht die innere Stimme eine Täuschung ist, die mich will glauben machen dass ich unter anderen Verhältnissen ein würdiges Andenken von mir hätte zurücklassen können? Wer kann sagen, ob alsdann in dem missglückten Versuch meiner Kräfte nicht auch der stolze Trost mir fehlen würde, der jetzt bisweilen doch sich mir darbietet? Ich sage: bisweilen; denn häufig flammt mir die Idee des Schönen so lebendig auf, dass ich es tief empfinde, ich würde nimmer sie in ihrer Vollkommenheit erreicht haben.“ —

Schon früher hatte ihn der Plan einer Uebersetzung der Savigny'schen Rechtsgeschichte beschäftigt, und nur durch überhäufte Berufsarbeiten war deren Fortgang gehemmt worden. In Venedig, wohin er 1836 zurückversetzt worden, scheint er dieselbe wieder vorgenommen zu haben, wenn auch nicht zu eigener Durchführung, doch zur Benützung von einem Anderen, bei dessen Arbeit er die überwachende Aufsicht führen wollte. Diess geht aus mehreren Briefen des berühmten Verfassers hervor, mit welchem Zajotti bereits 1829 in schriftliche Verbindung getreten war und dessen persönliches Erscheinen in Mailand (i. J. 1833) er den angenehmsten Bekanntschaften seines Lebens beizählte. Einer jener Briefe — vom 19. Juli 1838 — der zwei junge Reisende in das Zajotti'sche Haus einführen sollte, fährt, nachdem er sein Bedauern über den allzu lange unterbrochenen Gedankenaustausch und den Wunsch erneuerter Mittheilungen ausgesprochen, also fort: „— S. wird Ihnen gesagt oder geschrieben haben, wie ich vor einigen Jahren die Probe Ihrer Uebersetzung meiner Rechtsgeschichte mit wahrer Bewunderung angehört habe. Ist denn um Ihrer Amtsgeschäfte willen dieser Plan zu meiner grossen Betrübniss ganz aufgegeben? Es wäre mir sehr lieb, darüber genaue und zuverlässige Nachricht zu haben, und dreifach lieb, wenn diese Nachricht auf Hoffnung

lauten könnte. Könnten Sie mir auch nur eine kleine Probe der Uebersetzung (etwa die Vorrede und das erste Kapitel) in Abschrift mittheilen, so würden Sie mir dadurch eine ausserordentliche Freude machen. — Tausend freundliche Grüsse an die Ihrigen. Von Herzen und mit aufrichtiger Anhänglichkeit der Ihrige

SAVIGNY.

Ein anderer — „Berlin den 14. December 1838“ — beginnt: „Mit ausserordentlicher Freude habe ich Ihren Brief erhalten; theils weil er mir Nachricht von Ihrem Wohlseyn und Ihrem fortdauernden Wohlwollen giebt, worauf ich so grossen Werth lege; theils weil ich daraus sehe, dass nun wirklich eine Uebersetzung erscheinen wird, wenn auch nicht von Ihnen gemacht, doch unter Ihrer Aufsicht. Ich vergesse nicht den Eindruck, den mir Ihre Uebersetzung der Vorrede gemacht hat; es war mir ganz, als wären Sie der Schriftsteller, und ich der Uebersetzer, so neu, so frisch, so original kam mir Ihre Arbeit vor. Ich würde es als ein sehr glückliches Ereigniss ansehen, wenn wenigstens einige Kapitel (z. B. Kap. 1 — 3 — 4) von Ihnen selbst übersetzt werden könnten; doch bin ich weit entfernt, deshalb unbescheidene Wünsche zu äussern . . .“

Das Zajotti'sche Haus gestaltete in Venedig sich immer mehr zu einem geistigen Mittelpunkt; immer mehr erweiterte sich der Kreis, in welchem man Alles versammelt fand, was vorwaltend höheren Interessen huldigt. Aber nicht etwa so in beliebt moderner, allgemein „geistreicher“ Weise waren die Gespräche, die in diesem Kreise geführt wurden; auch galten sie nicht Paradepferden dialektischer Schaustellung; hier hatte jede Eigenthümlichkeit ihr Recht und zählte nur, wenn sie als solche einfach und freimüthig hervortrat, sey es auf eignem Gebiete, sey es im Eingreifen in das Gesammte. Hier sah man Künstler, Gelehrte, Geschäftsmänner, nach Abthun ihres Tagewerks in abendlicher Musse vereinigt — eine kleine Akademie, in welcher man gewiss seyn durfte über irgend einen zweifelhaften Punkt, über irgend eine am Herzen liegende Frage Aufschluss zu erhalten. Nicht selten geschah es, dass Einzelne nach gepflogener besonderer Erörterung ihre Angelegenheit dem Gesammten vorlegten zur Prüfung, zur Berathung, und da bestimmtere Bestätigung oder entschiedene Widerlegung fanden. Zajotti selbst, dem alles diess besondere Freude machte, und dem diese Abende wahre Erquickungsstunden waren, belebte das Ganze bald

mit den Schätzen seines reichen Wissens, bald mit dem Springquell seines köstlichen Humors, immer aber mit dem Adel seiner tüchtigen Gesinnung, ohne dass jemals seine bedeutende Persönlichkeit und sein durchdringendes Urtheil drückend oder störend für Andere geworden wäre; davor bewahrte ihn schon das Gefühl der Gastlichkeit; und die liebenswürdige, durch ihn zu einem seltenen Grade der Bildung emporgestiegene Familie verschönte und erheiterte schon durch ihre Gegenwart das Ganze. Auch von Besuchern Venedigs war man so ziemlich gewiss die Ausgezeichneteren in diesem Kreise anzutreffen, entweder gleich bei ihrer Ankunft an Zajotti empfohlen, oder während ihres Aufenthalts in sein Haus eingeführt; und keiner ist wohl daraus geschieden ohne schöne nachhaltige Erinnerungen in die Heimath mitzunehmen und sein Theil angelernter Vorurtheile gegen Italien und die Italiener auf erfreuliche Weise gehoben zu fühlen.

Von ausgezeichneten Besuchern aus Deutschland seyen hier nur genannt Friedrich von Raumer, der, empfohlen durch Savigny, sich gern und häufig mit Zajotti über historische Gegenstände besprach und der dem allzeit Mittheilsamen und so gern Gefälligen manchen Wink und manche schwierig aufzufindende Quelle zur Umarbeitung seiner Geschichte der Hohenstaufen verdankt — Freiherr von Rumohr, der am liebsten unter seiner Leitung die Werkstätte der Künstler besuchte, sich vielfältig mit ihm berieth bei Ueberarbeitung seiner italienischen Forschungen, und auch später mit ihm in Briefwechsel geblieben ist — Görres, Vater und Sohn, die während eines längeren Aufenthaltes in Venedig (im Frühling 1841) jeden Abend im Zajotti'schen Hause zubrachten, wo man eben so die kräftige Anschauungsweise des geistblitzenden Joseph als Guido's weichere empfängliche Natur zu würdigen wusste. —

Kaum ist seine Gesundheit erstarkt, so sucht er für seine Lieblingsstudien sich wieder manche Stunde zu erübrigen, giebt hin und wieder einen Aufsatz über ein des Besprechens würdiges Kunstwerk, die Entwicklung eines philosophischen Gedankens, eines historischen Themas an periodische Blätter, deren bessere begierig nach einem Artikel von Zajotti trachteten, während Schriftsteller und Künstler mit Empfindlichkeit und Spannung seinem Urtheil lauschten. Die ausführlichsten aus der Zahl dieser Sporaden sind zwei grössere Abhandlungen, geschrieben für die damals von Falconetti redigirte Enciclopedia Italiana, wo sie 1839 im dritten Bande erschienen, der eine *Attila*, der andere *Autobiografia*, beide entworfen und ausgeführt in der ihm besonders zusagenden und vorwaltend eigenthümlichen Weise, von einem Mittelpunkte aus, sey's Grundgedanke,

sey es historische Person oder Thatsache, die Charakteristik eines Zeitalters, die ganze Summe der einschlagenden Ideen in immer weiter sich ausbreitender Strahlung zu entwickeln und zu verfolgen. So reiht an die Persönlichkeit Attila's sich ein anschauliches Bild seines Jahrhunderts und der gesammten Völkerwanderung; aus der philosophischen und historischen Betrachtung der Autobiographie geht eine ganze Kette interessanter Erscheinungen verschiedenster Zeitalter hervor; es wird der Unterschied der antiken und modernen Auffassung in scharfem Gegensatz der Zeiten und Verhältnisse vorgeführt, vornehmlich unter den neueren die wesentlichsten Erscheinungen der Art hervorgehoben und mit treffenden Zügen umrissen, die Verschiedenheit der modernen Memoirenlitteratur von der mehr innerlichen, mehr concentrirten ursprünglichen Autobiographie dargethan, und die Bedeutung einer solchen hervorgehoben die mit Wahrheit und Umsicht ihre Aufgabe erfüllt; auf Rousseau's und Anderer Vorzüge und Verirrungen wird aufmerksam gemacht, vornehmlich aber und mit sichtbarer Vorliebe bei den Bekenntnissen Sankt Augustins als edelstem und empfehlenswerthestem Muster der gesammten Gattung verweilt. Diese Abhandlung hat bald nach ihrem Erscheinen Dr. Guido Görres übersetzt und bei dieser Gelegenheit Deutschland auf Zajotti's Verdienste um die Litteratur seines Volkes aufmerksam gemacht, wie bereits früher die Wiener Jahrbücher *) bei Mittheilung einer Uebersetzung des ersten Artikels über Adelchi gethan.

„Vielleicht" — so schliesst Zajotti jene Abhandlung — „erwartet Mancher, dass gesprochen wäre von einer Abart der Autobiographie, von welcher das Alterthum uns nur eine leise Spur hinterlassen in der Apologie des Lucius Apulejus — diejenige, durch welche jemand die Handlungen seines Lebens vertheidigt, eine Gattung, die in unseren Tagen sich zahlreicher gemacht als jemals, weil in Zeiten politischer Kämpfe, auch abgesehen von gerechten Anklagen, nicht selten herrische und anmaassliche Verläumdung herausfordernd den öffentlichen, manchmal auch den Privatmann zu diesem harten Versuche zwingt. Bei scharfem Hinblick schien mir aber, dass man darüber sich nicht näher verbreiten kann, weil, was in der Autobiographie allgemein ist, von dem bisher Gesagten auch jener zukommt, das im besonderen Fall ihr Angehörige aber jedes Einzelnen Sorge seyn muss, gemäss den Anforderungen der jedesmaligen Verhältnisse. Es hat jeder zu erwägen, ob er zu seiner Vertheidigung sich allein auf seine Handlungen stützen kann, oder ob es nöthig ist zu offnem Kampfe

*) Wiener Jahrbücher der Litteratur — Dreissigster Band — 1825 — Anzeigeblatt für Wissenschaft und Kunst, Seite 30.

hervorzutreten. Und will und kann er in der bittern Wahl sich dem peinlichen Unternehmen unterziehen, dann ist es jedes Einzelnen Sache zu bestimmen, mit welchen Waffen und mit welchem Gefühl er in das Feld zu ziehen habe; und jeder Einzelne hat zu entscheiden, ob er, über sich selbst in dieser Absicht schreibend, das Gesagte sogleich in Gegenwart seiner Ankläger und Zeugen zu veröffentlichen habe, oder ob er so sicher der Güte seiner Sache vertrauen kann, um furchtlos die Stimme zu seiner Vertheidigung über das Grab hinaus zu vertagen. Savary verfuhr in der ersteren Weise, Talleyrand entschloss sich zu der letzteren — beides gefahrvolle Wege, beide grossen Schwierigkeiten, bedeutenden Uebelständen unterworfen; denn in allem diesem, wie es auch angegriffen werde, ist immer etwas den alten Schwert- und Feuerproben Aehnliches. Es gilt, brennende Kohlen mit nackter Hand anzugreifen. Glücklich wer, zu solchem Auftreten gezwungen, mindestens von der Höhe seiner Seele ein Wort kann niederfallen lassen, mächtig genug, die schnöden Angreifer zu vernichten. Glücklicher, wer sicher in seinem edlen Bewusstseyn ruhigen Herzens mit Stillschweigen erwarten kann, dass nach Verlöschen der vorübergehenden Leidenschaften der unvergängliche Tag der Wahrheit und Gerechtigkeit heranbreche!“ —

Und mit diesen seinen eignen vorahnenden Worten begrüssen wir ihn über das Grab hinaus.

Das Einzige, worüber Zajotti in dem ihm so sympathischen Venedig unter den glücklichsten Verhältnissen und der beglückendsten Umgebung dann und wann gegen vertraute Freunde sein Bedauren aussprach, war, dass bei dem immer sich mehrenden Zuwachs von Amtsgeschäften ihm die Musse fehle durch umfassende litterarische Arbeiten dem Drange seines Inneren zu genügen. Hören wir ihn selbst in einem Briefe v. J. 1841: „Einige Ideen regen sich mir im Geiste und im Herzen, und ich fühle mich gedrückt, bis ich sie hervorgelebt. Ein Prophet hat gesagt: *Ich werde einmal reden und somit athmen können* — und ich, so klein, so nichtig, begreife, dass er recht gehabt. Wenn die Gedanken, die unser Leben beherrschen, übermächtig werden, sind wir unter ihre gebieterische Macht gebeugt, und sie aussprechen gleicht ganz und gar dem Athemholen. Da liegt nun meine Schrift *über die litterarische Bildung der Jugend*, welche die letzte Hand erwartet; ich habe viele Fragmente und Materialien zusammengetragen *über den angemaassten Ruhm und die ungerechte Ver-*

gessenheit; ich habe Vieles vorbereitet für ein *Leben des heiligen Bernhard,* habe das Nöthige gesammelt zur Ausführung eines anderen Planes *über die historischen Vorbilder jedes christlichen Jahrhunderts* — — und alles das bewegt sich mir im Geiste, und will hervor, und treibt und ängstet mich, weil weder meine Geschäfte noch meine Gesundheit die Entwicklung solcher Vorsätze gestatten. Wer nicht diese Qual erfahren, kann sich keinen Begriff davon machen Und wie wenig reichte hin mich zufriedenzustellen! Wenn es jemals dahin kommt, dass meine amtlichen Arbeiten nicht mehr so anhaltend, so niederdrückend sind, wenn ich eine Stellung erhalte, die mir diess Gewicht erleichtert, dann verlange ich nichts mehr. Zwei gänzlich freie Stunden des Tages sind mein Wunsch. Scheint es Dir, dass ich unbescheiden bin?" —

Früher als er selbst erwartet sollte sein sehnlichster Wunsch erfüllt werden; und war es ihm und den Seinen auch schmerzlich, bei Versetzung nach Triest als Präsident des dortigen Civil- und Kriminalgerichtshofes (i. J. 1842) das vorwaltend geliebte Venedig verlassen zu müssen, so trat die allgemeine Hochachtung und Anerkennung die er unter den Triestinern fand, das Zudrängen der für ein Höheres Empfänglichen zu seinem, allem Edleren geöffneten Kreise immer mehr mildernd und versöhnend ein. Dazu das freudige Gefühl der aufs energischste von ihm benützten Musse in seiner höheren Stellung; während seines kurzen Aufenthalts in Triest vollendete er nächst der ihm so sehr am Herzen liegenden Schrift „über die litterarische Bildung der Jugend" auch das wenige Monate vor seinem Abgang von Venedig im Entwurf begonnene „Leben des heiligen Bernhard", das er selbst als einen Abschnitt seines grösseren Planes „die historischen Vorbilder der christlichen Jahrhunderte" betrachtet. Mit jugendlichem Hoffnungsmuth blickte er von Neuem in die Zukunft, und mit freudiger Lebendigkeit bewegte seine Seele der Gedanke, dass nunmehr die Zeit gekommen sey Alles zu erfüllen was als eigentliche Lebensaufgabe ihm in den begünstigtesten Stunden jemals vorgeleuchtet. Fünf Tage vor seinem plötzlich eintretenden Tode, am Weihnachtsabend 1843, sprach der lebenskräftige, von den reichsten Planen erfüllte Mann im Kreise seiner Lieben aus dankbewegtem Herzen die Versicherung aus, er sey jetzo ganz glücklich und zufrieden und habe keinen anderen Wunsch zum Geber alles Guten, als dass er ihm diess Glück erhalten möge. Am neunundzwanzigsten Dezember um dieselbe Stunde war er eine Leiche.

Zajotti war von kräftigem Körperbau, von mittlerer Statur, gesund an Leib und Seele; nur an Blutcongestionen, die ihm dann und wann wohl einmal Schwindel verursachten, litt er von Zeit zu Zeit; aber auch in solchen Zuständen verliess ihn niemals die Klarheit seines allzeit freien, allzeit selbstbewussten Geistes, niemals die gewohnte Energie. Auch an seinem Todestage, wo er kurz nach abgehaltener Rathssitzung ein leises Unwohlseyn verspürte, anfangs ohne irgend bedenkliche Symptome, bald aber von einem Unbehagen begleitet, welches ihm das Bette wünschenswerth machte, blieb bis zu dem Augenblick, wo plötzlich ihm die äusseren Gliedmaassen erlahmten, sein Kopf so hell und frei, dass er sich zu den schwierigsten Konzeptionen nicht nur fähig, sondern geneigt erklärte. Aber im selben Augenblicke fühlte er in Folge eines sich erneuenden schlagartigen Anfalls die Nähe des Todes, und sprach mit schmerzlicher Bewegung die Bitte, dass der Himmel ihn nur so lange noch den Seinigen erhalten möge, bis er seinen wackeren Sohn, der eben im Begriffe stand seine juridischen Studien zu vollenden, in seine Laufbahn eingeführt, fast in demselben Moment aus, als er, halb neun Uhr Abends, in den Armen der Gattin seinen mächtigen lichtvollen Geist aushauchte. Der allgemeine Antheil bei der Todesnachricht, das Drängen aller Stände ihm die letzten Ehren zu erzeigen, der schöne Wetteifer würdiger Familien, den trauernd Zurückgebliebenen die erste Zeit des herben Schmerzes durch innige Theilnahme zu mildern, ist ein neuer Beweis, wie die Triestiner wohl erkannten, dass ihnen in dem früh Dahingeschiedenen ein ausserordentliches Geschenk war zu Theil geworden. Die Municipalität hat seinen irdischen Ueberresten freiwillig eine Gruft auf dem Friedhofe eingeräumt, die Mitglieder des Tribunals, dessen Präsident er war, haben sein Bild von einem tüchtigen Maler lithographiren lassen, und die Räthe desselben Kollegiums auf seinem Grabe ein Denkmal errichtet. Das Portraitbasrelief zu letzterem hat der Bildhauer Luigi Ferrari, von dessen Hand bereits eine geistvoll aufgefasste, sprechend ähnliche Büste Zajotti's vorhanden war, mit liebevollem Sinne für den verehrten Freund aus freiem Antriebe in Marmor ausgeführt. Nach der oben erwähnten grösseren Lithographie ist der dem nachgelassenen Werke beigegebene Kupferstich gearbeitet, der von dem kräftig ausdrucksvollen Kopfe mit der hohen denkenden Stirn, den ernsten stark markirten Zügen, dem sarkastisch lächelnden und doch vom reinsten Wohlwollen umspielten Munde wenigstens eine annähernde Anschauung giebt.

Unter litterarischen Männern, denen Zajotti sich enger angeschlossen, nimmt, wie überhaupt in der neueren italienischen Poesie, Vincenzo Monti den Vorderrang ein. In Bologna hatte er Monti zuerst gesehen, war später dann in Briefwechsel mit ihm getreten und hatte das Glück, in Mailand noch beinah vier Jahre lang in täglichen vertrautem Umgang an seiner Seite zu leben. Monti ist von der innigsten Liebe für ihn durchdrungen und nennt ihn *Sohn*, auch wohl *Sohn meines Herzens*. Er rühmt sich, der erste zu seyn, welcher Zajotti in seinem wahren Werth erkannt und ihn als solchen auch Anderen dargestellt. „Dieser junge Mann," sagte er, „wird einst die erste Stelle in Italien einnehmen; ja, er hat sie schon eingenommen, und wer sich ihm zunächst hält, wird in weitem Zwischenraume nachfolgen." Aufgefordert, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, erwiederte Monti: „O da wäre Vieles auszulassen; Zajotti würde mir nicht gestatten Alles zu drucken; sprechen Sie mit ihm, das ist eine Sache, die ich seiner Sorgfalt überlassen würde." Aber Zajotti ist ihm auch mit wahrhaft kindlicher Verehrung zugethan, und weiss nicht nur seine bedeutenden Verdienste um die italienische Litteratur, sondern auch sein Herz voll Edelsinn und Liebe nach seinem vollen Werth zu schätzen. Zeugniss hievon liefern namentlich die Abhandlungen über die *Proposta*, eben so wie der dem schmerzlich Betrauerten in dessen Todesjahre (1828) gewidmete Nekrolog, in welchem mit zarter Hand und eben so grosser Freundes- als Wahrheitsliebe auch die Fehler und Gebrechen des verehrten Mannes gezeichnet sind. Mit unermüdlichem Eifer hatte er gewirkt und nicht wenig beigetragen dem vielfach verläumdeten Greise die entzogene Pension wieder zu verschaffen, und Monti hatte damals tiefbewegt und Thränen im Auge zu den Seinigen gesagt, er könne sein Unglück nicht beklagen, da er einen solchen Freund besitze. Voll innigen Antheils ist ein Brief (aus Verona im Juni 1822) den er dem traurenden Vater nach Verlust des theuren Schwiegersohnes, des nicht nur hoffnungsvollen, sondern um die Litteratur bereits hochverdienten Giulio Perticari schreibt; von starker Religiosität durchdrungen, wie alles Streben und Wirken Zajotti's, ist ein anderer Brief, den er 1826 in der vollen Freudigkeit über sein Hinwenden zu den Tröstungen der Religion an den bis dahin etwas stark in Freigeisterei sich gefallenden Dichter richtet. Jenen, die sich missbilligend über desselben plötzliche Umwandlung geäussert, hatte er schon früher entgegnet —: „Seltsam, dass Monti's Bekehrung für Viele ein Aergerniss ist; man muss tief verderbt seyn, um diesem guten Greise seinen Seelenfrieden zu beneiden. Was

kann ihm die Welt bieten in seinem traurigen Zustand? Den Ruhm? . . . Oh, für den, welcher mit einem Fuss im Grabe steht, ist der Ruhm ein karger Lohn — und aus dem Briefe an den Freund selbst geht die lebendigste Befriedigung hervor über dieses innere Ereigniss, das er mit so ganzer Seele seit Jahren für ihn gewünscht und das er selbst befördern helfen. „Nein, mein theuerster Vater", heisst es an einer Stelle jenes Briefes, „diese arme Wohnung weniger Stunden kann nicht die einzige Behausung seyn des Geistes, welcher die Basvilliade sang, und ich habe niemals etwas Anderes von Dir verlangt, als dass Du den leuchtenden Wahrheiten des Evangeliums Dein Nachdenken zuwenden möchtest. Nun mir dieses erfüllt, vertraue ich ganz Deinem Geiste, überlasse ich mich ganz Deinem Herzen. Der Triumph der Religion ist gewiss, wie es gewiss ist dass Du tugendhaft bist . . ." —

Wir brauchen denen, die Zajotti's Gedanken- und Gefühlsleben mit Aufmerksamkeit verfolgen, nicht erst darzuthun, wie tief das eben Ausgesprochene in seinem Innersten begründet ist. Sie werden denselben darin erkennen, der die Poesie der Griechen darum so musterhaft findet, weil bei ihnen der Parnass so nahe dem Olympos, denselben, welcher überall das Leben an die Unsterblichkeit knüpfend dem Tode seinen Stachel raubt, der dem Streben nach Ruhm nur dann wirklichen Werth zuerkennt, wenn es unzertrennlich ist von dem Glauben an Gott und Ewigkeit, und der selber ganz durchdrungen von diesem Glauben den Jünglingen die Mahnung an das Herz legt: „*Jede wahre Tugend ist religiös, jede echte Litteratur ist religiös.*" —

Und hier, wo von Zajotti's Religiosität als einem der Grundelemente seines Wesens die Rede ist, muss, um ein vollständiges Bild seines inneren Menschen zu geben, ausgesprochen werden, dass er in seinem Bekenntniss und in seiner Lebensweise strenger Katholik war. Immer und überall war es ihm ernste Angelegenheit, diejenigen von seinen älteren und jüngeren Freunden, die durch Verhältnisse und Erziehung oder eigne Anlage in Atheismus oder Gleichgültigkeit gegen göttliche Dinge befangen waren, zu den Tröstungen des Glaubens zurückzuführen, in welchem er selbst seinen Frieden gefunden. Als ein bekannter schroffer Theist sich mehr und mehr der positiven Lehre zuwendete und ganz Mailand darüber erstaunte, sprach Zajotti: „Die ganze Stadt verwundert sich über diess Ereigniss, ich dagegen würde mich verwundern, dass ein mit gutem Glauben studirender Mensch sich nicht dem Katholicismus zuwendete." Auf diesem Standpunkt fest beharrend, hat er niemals und in keiner Weise ein

Zugeständniss gemacht oder auch nur die leiseste Deutung gestattet, die abweichend von den Satzungen seiner Kirche eine Annäherung an eine andere hätte herbeiführen können. Hier war es, wo sein selbständiger Geist unbedingt sich beugte. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist bei Gelegenheit der Aufnahme eines Werkes, zu welchem er selbst Veranlassung gegeben, *) in den Index librorum prohibitorum, die Erklärung seines Uebereinstimmens mit De Maistre's Worten: „Ich hatte die Gewissheit Recht zu haben; jetzt habe ich den Glauben Unrecht zu haben."

Ich enthalte mich jeder Reflexion über diesen auffallenden Verein kühner freier Forschung und unbedingten Hingebens mit Entsagen aller Prüfung — eine Erscheinung, die mir in der mächtigen, streng sichtenden Natur Zajotti's stets ein Problem geblieben, dessen Lösung eben so schwierig wie die Ausgleichung der Gegensätze von *Glauben und Wissen*, *Freiheit und Nothwendigkeit* — Gegensätze, deren Vereinigung ich zwar im Herzen finde, die aber für das Bedürfniss des Geistes unter allen Denkern keiner noch genügend mir gelöst hat. Nur das bemerke ich — und es bedarf bei einem Zajotti kaum der Versicherung — dass er in seinem eifrigen Katholicismus sich frei gehalten von jeder Spur fanatischen Ausschliessens, dass er das Tüchtige und Echte in Leben, Kunst und Wissenschaft überall, von Vorurtheilen unverkümmert, nach Gebühr zu ehren wusste und in seiner Freundschaft für den Andersdenkenden, wofern derselbe nur von echter Ueberzeugung durchdrungen war, durch nichts sich irre machen liess. Uebrigens scheint er vor seinem kühnen Forscherdrange, der ihn, wie aus dem weiteren Verfolg des angeführten Briefes an Monti hervorgeht, und wie auch eines seiner Jugendgedichte darthut, in früheren Zeiten zu mancherlei Zweifeln getrieben, einige Besorgniss gehegt zu haben, daher er sich dann später um so unbedingter und unerschütterlicher dem absoluten Glauben hingab, keinen Einwurf, keinen Zweifel, kein Abdingen sich gestattend, um nicht durch Lockern einzelner Steinchen das ganze Gebäude zu erschüttern. „Die Philosophie verleiht mir ihren Stolz," schreibt er an einen Freund, „wenn ich des Stolzes bedarf um mich aufrecht zu erhalten, aber für die schweren Kämpfe der Seele sind ihre prächtigen Worte nur ein leerer Schall, der nicht eine kleine Sylbe des Evangeliums, mit demüthigem Herzen zu Füssen des Altars gesprochen, aufwiegt."

*) Ferd. Ranalli's Uebersetzung der lateinischen Briefe Petrarca's.

Monti's Tod hatte in Zajotti's Leben eine empfindliche Lücke gerissen. Lange Zeit trug er Schwarz um den geliebten väterlichen Freund. Seine Trauer noch zu steigern kam bald nachher manch bittere Erfahrung an falschen Freunden, Neidern, Egoisten. Er fühlte tief das Bedürfniss sich wieder innig einem Manne anzuschliessen, der ihn ganz verstehe und liebe, und dem er rückhaltlos sich erschliessen könne. „Die Lebenden werden alt, die Todten bleiben immer jung!" erwiedert er schmerzlich, als ein Jugendfreund aus Bologna beim Wiedersehn nach fünfzehn Jahren ihn bis auf die kleinste Bewegung noch ganz denselben findet. Bei Empfang eines Briefes von Antonio Bresciani, einem Manne von durchdringendem Verstand und jugendlichem Herzen der, in seiner hohen Stellung als Priester sowohl wie als Verfasser mehrerer sprachlichen und Erziehungsschriften allgemeiner Achtung geniesst, schreibt er in sein Tagebuch: „Ich habe ihm geantwortet, wie mir das Herz eingegeben. Das ist ein Mann, mit dem ich in Verbindung bleiben möchte. Es giebt so Wenige die mich verstehen, und ich habe sehr, sehr nöthig, öfter die Stimme solcher zu vernehmen." — Mit diesem Bresciani ist er bis an sein Ende in vertrautem Briefwechsel geblieben und hat stets mit inniger Hochachtung sich über ihn ausgesprochen. Einiges aus diesem schriftlichen Verkehr, weil bezeichnend für Zajotti's inneres und äusseres Leben, möge hier seine Stelle finden. *Vom Jahre 1830 —:* „Diese Zeilen schreibe ich in meiner Amtsstube, bedrängt von unzähligen Dingen, welche die Kräfte des Leibes und des Geistes in Anspruch nehmen, ohne mir etwas Anderes lebendig und frei zu lassen als das Herz. Scheinen Dir das die Freuden zu seyn, welche Du so wohlwollend mir wünschest? Scheint es Dir, dass dieses Weltleben tröstlich und beglückend sey? Gesegnet Du, glückselig Du, der es geflohen! Ich gestehe, dass ich beim Lesen der Beschreibung des ruhigen Asyls, wo Du den Frieden Gottes geniessest, besser als jemals die Strafe begriffen habe, welche Allighieri für jenen Elenden ersonnen, der in seinem Durst immer mehr austrocknete im Andenken an die Bäche die von den grünen Hügeln des Casentino zum Arno niederrollen. Glückselig Du! ich wiederhole es. Wie wahr ist was Du schreibst: „„Die Wogen des Meeres brausen zu euren Füssen, aber der Herr hat zu dem Ozean gesagt: *bis hieher und nicht weiter!* —"" und Du bist jenseits der vom Finger des Herrn bezeichneten Linie. Darum aber glaube ja nicht dass ich über mein Loos mich beklage, als sey ich unglücklicher denn andere Menschen. Bewahre der Himmel mich vor solcher Undankbarkeit gegen die Geschenke der Vorsehung! Im Gegentheil, wenn ich von der verhältnissmässigen Glückselig-

keit spreche die allein hienieden wohnen kann, so dürfte ich schwerlich unter den Vielen, welche mich umgeben, einen finden, mit dem ich meine Lage vertauschen möchte. Eine gute, wahrhaft gute Familie, die mich liebt und für mich lebt, eine goldne Mittelmässigkeit des Vermögens, die meine Bedürfnisse bestreitet und meinen Wünschen nirgend sich entgegenstellt, sind das nicht die reichsten Schätze welche die Erde geben darf? Dazu die Tröstungen der heiligen Freundschaft, die mild sich in mein Herz senken, es mit liebevollen Hoffnungen zu erfrischen. Ja, mein theurer Bresciani, in Vergleich mit anderen von den Stürmen der Welt umhergetriebenen Menschen bin ich glücklich zu nennen; und dennoch — Elend, und wieder Elend, weil kein anderes Erbtheil den Söhnen Adams gelassen ist. Ein edles Ziel vor Augen zu haben, wohl die Kraft in sich zu fühlen es erreichen zu können, und unbeweglich anhalten müssen in seinem fernen Anschaun! Man muss diesen Zustand selbst erproben; man muss auf diesem Felsen angekettet liegen um zu begreifen, dass bisweilen das Leben bitter seyn kann wie der Tod." — *1839* —: „Was soll ich sagen über das den Ermahnungen des Thionis beigefügte Kapitel von den geheimen Gesellschaften? Niemand kann besser als ich diesen Abgrund kennen. Jahre lang Untersucher in derlei Angelegenheiten, bin ich hinabgestiegen in jene Höhlen, habe die Spitzen jener Dolche erprobt, habe die Lunte über jenen Minen glimmen sehn. Nicht allein dass Du Recht hast, sondern, obgleich Du so viel gesagt und mit der eindringlichsten Beredsamkeit es ausgesprochen, hast Du doch noch nicht genug gesagt, und ich bitte, ich beschwöre Dich, in Deinen Worten an die Jünglinge immer Alles aufzubieten sie vor jenen fürchterlichen Netzen zu bewahren. Sprich im Namen Gottes, im Namen der Menschheit, im Namen der Vernunft. Arme Jugend, vernimm die Stimme dessen der dich wahrhaft liebt!" — Später, bei Berührung eines grammatikalischen Werkes —: „Die Frage wegen der Sprache ist eine von denen, über die ich lange nachgedacht, und ich kann mich nur auf jene frühere Schrift beziehen. *) Ich glaube noch, und werde immer glauben, dass Italien eine herrliche, allgemeine, italienische Sprache hat, nicht einen niedrigen, engen, kleinstädtischen Dialekt; ich glaube noch, und werde immer glauben, dass die Anforderungen der Florentiner annehmen die ganze Nazion zum Stammeln einer todten Sprache verdammen hiesse, dass es sie verdammen hiesse niemals eine wahre warme Beredsamkeit zu besitzen. — . . . Nur über Einen Punkt habe ich nicht lachen

*) Seine Abhandlungen über Monti's *Proposta.*

können, weil er mir allzusehr missfallen, und ich will ihn bezeichnen, damit Du in einer neuen Ausgabe ihn tilgest. Du sagst in dem Briefe an Parenti: dadurch, dass man auf der Erde keinen Richterstuhl mehr wolle die Irrenden zu leiten, durch den lauten Ruf nach Freiheit und Gleichheit sey ein heftiger und langer Krieg ausgebrochen gegen die Toskaner um sich ihrem Ansehn zu entziehen. — Welch ein Ausspruch ist diess? Was hat das heilige Ansehn der Gesetze gemein mit der lächerlichen Anmaassung der Kruskanten? Und siehst Du nicht, dass Du mit jenem harten Urtheil alle jene anklagst, die von Allighieri bis auf unsere Tage die entgegengesetzte Ansicht genährt? — Auch ohne an die Unfehlbarkeit der Kruska zu glauben kann man ein guter Christ seyn und ein guter Bürger, und ich bin der erste der gegen Deine einschüchternde Behauptung protestirt, ich, der ich keinen Glauben an die Kruska habe, und der ich zu jeder Zeit für die Sache der Ordnung nicht nur das geringe Maass meiner Geisteskräfte verwendet, sondern auch mein Leben in Gefahr gebracht. Und ich protestire nicht allein in meinem Namen, sondern im Namen Aller welche mit mir gleicher Ansicht sind, dass der italienische Geist seine eigne Sprache habe, die nicht den Blick zum Boden im Plunder des florentiner Altmarktes zu scharren braucht. Tilge jene Worte! sie sind Dir entschlüpft, sind falsch, sind grausam — sie dürfen nicht stehen bleiben! —“ Und ein Brief vom *Juli 1843* — der letzte, den er an Bresciani geschrieben — in welchem er den Freund auffordert seine so nützlichen Erziehungsschriften fortzusetzen, schliesst mit dem Ausruf: *„Es ist doch süss vor dem Hinabsteigen in das Grab sich sagen zu können: Mich überlebt ein Wort, das in allen kommenden Jahrhunderten reichliche Früchte der Tugend und der Wahrheit tragen wird!*

Leid thut es mir, in den nachfolgenden Auszügen nicht auch Einiges mittheilen zu können von Zajotti's *Jugendpoesien*, deren grösseren Theil er freilich später selbst zerstört, von denen jedoch einige in früheren Abschriften von seinen Freunden erhalten, andere in verschiedenen Zeitschriften gedruckt und in lyrischen Blumenlesen wieder aufgenommen sind. Darunter eine hübsche Anzahl Epigramme und Madrigale, theils Original, theils Uebersetzungen, die bei ihrem Erscheinen in dem alten „Corriere delle Dame“ alle mit dem Namen verschiedener deutscher Dichter — Haug, Hölty, Weisse, Logau, Wernike u. a. — unterschrieben

sind, so dass Zajotti's Eigenthum von den übertragenen zu unterscheiden ohne genaueste Kenntniss der einzelnen Gaben genannter Dichter unmöglich. Auch ein gar anmuthiges Lied, das in derselben Zeitschrift unter Tiedge's Namen hervorgetreten. Von nicht gedruckten ist besonders interessant ein *Bekenntniss*, geschrieben in einer Uebergangsperiode, als die Erinnerungen einer frommen Erziehung in Kampf geriethen gegen den stürmischen Einfluss der ersten Eindrücke in Bologna, und der Verstand, stolz auf sein Wissen und die ihm gewordene Bewunderung, den ursprünglichen Glauben und die inneren Güter der grossen Menge keck von sich stiess und alle Räthselknoten mit dem Alexandersschwerte lösen wollte — ein glühender Ausfall, eine kühne Frage, ein schwerer Seufzer der gläubigen Seele unter dem Drucke des nach Selbständigkeit ringenden Geistes. Aus derselben Periode stammt ein Gedicht *Enttäuschungen*, wahrscheinlich Bruchstück eines grösseren Gesanges, ein eigenthümliches Gemisch schmerzlichen Entsagens und leuchtenden Aufglühens tröstender Erinnerungen; man glaubt die Schläge des Herzens zu vernehmen, in welchem das Alles vorgeht, die Thräne zu sehen, die dabei von den Wangen herabrollt. Aus einer späteren Zeit ein *Abschied an die Jugend*, der sich den besten italienischen Sonetten an die Seite stellen kann. Auch finden sich zwei Romanzen — oder, wie er sie benennt, Balladen — deren eine, *die Rückkehr des Kreuzritters*, kein geringes Aufsehen erregte. Gedichtet in Verona i. J. 1820 mitten in den Kämpfen des Romanticismus und Klassicismus, und zwar als ein Beweis gegen die Behauptung, dass die italienische Sprache für die erstere Gattung nicht geeignet sey, erschien sie, von einem Vorwort über die Gattung begleitet, zuerst in der Zeitschrift „Echo" (Nr. 22 vom 20. Februar 1822), später abgedruckt in mehreren Sammlungen. Sie ist eine der wenigen wirklichen Romanzen der italienischen Poesie. Karoline Pichler hat sie ins Deutsche übertragen. Ich halte, nach mehrmals angestellten Versuchen, diese Gedichte für unübersetzbar, d. h. auf würdige Weise, ohne dass sie zuviel von ihrem Werth verlören.

Zajotti's eigentliche Bedeutung haben wir in seinen prosaischen Schriften zu suchen, in denen sein poetisches Anschaun und Empfinden mit dem philosophischen Gedankengang im reinsten Einklang steht. In ihnen legt sich aufs anschaulichste an den Tag was er gestrebt und geleistet, was er bei freierer Musse oder längerer Lebensdauer noch hätte leisten können. Ueber den allzufrühen Verlust eines so Reichbegabten eben in dem Moment, wo seine erhöhete Stellung ihn in Stand gesetzt grössere

Plane auszuführen, haben unmittelbar nach der Kunde von seinem Dahinscheiden von allen Seiten sich schmerzliche Klagen vernehmen lassen, und dergleichen wiederholen sich noch heut. Wir wollen nicht in müssige Klagen uns verlieren; wir wollen uns an dem erfreuen was sich uns darbietet, und durch die verschiedenen Perioden seines Lebens die Phasen seines immer voller und kräftiger sich entfaltenden Genius begleiten. Wir wollen die Einheit seines Lebens und Strebens verfolgend unsre Blicke einem Denkmal zuwenden, das dieser Treffliche sich selbst gesetzt. In solcher Betrachtung liegt ein herrlicher Trost selbst für die, welche sein Tod auf das tiefste und empfindlichste getroffen. Das ist eben das Schöne und Erhebende bei dem Dahinscheiden einer reich ausgestatteten Natur, dass die Grösse des Schmerzes zugleich einen mächtigen Ersatz in sich trägt. Je grösser der Verlust, desto unentwindbarer der Besitz. Gestalten von geistiger Bedeutung leben auch nach dem irdischen Entschwinden unvergänglich mit uns fort und begleiten, ein Theil unsrer selbst, auch fortan unsere Pfade. Zugleich hat man die Befriedigung, auch Anderen von solchem Schatze mittheilen zu können und im Mitgenusse Vieler sich selbst bereichert zu fühlen. Nicht etwa den Schmerz abstumpfen und schwächen soll diese Betrachtung, sondern eine festigende Grundlage, einen Boden bilden, auf welchem er zum Lebensbaum erwächst, der Früchte des reinsten Friedens und der edelsten Erbauung trägt.

II.

Seit 1816 hatte das in Mailand zu umfassenden und gründlichen Erörterungen im Reiche der Wissenschaft und Kunst eröffnete Journal ***Biblioteca Italiana*** die strebsamsten Geister an und die Blicke Italiens auf sich gezogen. Der Gesichtspunkt war ein möglichst universeller, natürlich immer in besonderer Beziehung auf Italien; der Kampf galt eben so sehr überkommenen, einen rüstigen Fortschritt hemmenden Vorurtheilen, als willkührlichen, naturgemässe Entwicklung überbietenden Neuerungen, und namentlich auch provinziellen Anmaassungen und Ausschliesslichkeiten aller Art. Die Bedeutung, welche die Biblioteca Italiana bald nach ihrem Entstehen erlangte, und die Entschiedenheit ihres Auftretens erweckte ihr vielfältige Anfeindungen. Der eine fühlte sich verletzt, ein anderer vernachlässigt, viele durch das Neue der Erscheinung zum Widerspruch gereizt. Die Eifersucht der Florentiner, und namentlich der Accademia della Crusca, die sich immer noch ihre alte Gewohnheit der Bevormundung und des Ueberwachens litterarischer Bestrebungen nicht wollte schmälern lassen, der Neapolitaner, und anderer Sitze wissenschaftlicher und kunstbeflissener Anstalten liessen sich bald in Klage, bald in Widerspruch vernehmen, und es erzeugten sich Kämpfe, denen nicht unähnlich, die wir auch bei uns in der geistigen Nebenbuhlerschaft zwischen Nord und Süd, oder verschiedener Provinzen und Städte erlebt. Die Biblioteca Italiana blieb in ihren Antworten und Erklärungen, welche besonders die überblicklichen Einleitungen enthalten, immer ihrem Stand- und Ausgangspunkte getreu, ein Journal für das *gesammte* Italien seyn zu wollen, und keiner anderen Partei zu huldigen als der Wahrheit. Dass ein solcher Gesichtspunkt einen Geist wie Zajotti anziehen, dass ein solcher Geist dem jungen Institut besonders willkommen seyn musste, ist natürlich. Ihn desto sicherer für die Sache zu gewinnen, war Acerbi, damaliger Redakteur der Biblioteca Italiana, selbst nach Lodi gereist. Zajotti nimmt die Einladung an und verspricht thätige Unterstützung. Sein erster Antheil, und damit zugleich seine ersten Streifzüge auf dem Felde der Kritik fallen in

das Jahr 1818, nur kurze Artikel, mehr Ankündigung und Ueberblick als Ausführung, aber zum Theil schon jene Schärfe und jenes Feuer verrathend, das seine späteren Arbeiten auszeichnet. Unter den zuerst von ihm besprochenen Erscheinungen finden sich die Wiener Jahrbücher der Litteratur, und so debütirt er als Vermittler zwischen Deutschland und Italien.*) Als solchen finden wir ihn auch in seinen Beiträgen zum folgenden Jahre, wo er die Ankündigung einer in Dresden erschienenen Schrift über Winckelmann**), nach Anführung Herder'scher Worte, also schliesst: „— ein um so mehr zu beachtendes Urtheil, weil ausgehend von jenem Herder, dem ruhmvollen Nacheiferer von Winckelmanns grösstem Nebenbuhler Lessing — von jenem Herder, welchen Jean Paul mit Recht den christlichen Platon des hebräischen Sokrates genannt." —

Ueber seine fortwährend beobachtete Anonymität spricht er sich später einmal — in einem Briefe an Manzoni v. J. 1827 — also aus: „Ich suche nicht etwa Sicherheit im Versteck, und wenn ich meinen Aufsätzen meinen Namen nicht beifüge, so geschieht es weil ich dadurch mir scheinen würde das Amt eines Richters anzunehmen, während ich doch nur eine der tausend und tausend Stimmen aus dem Volke bin und nichts Anderes seyn will. Daher ist es auch gekommen dass, wenn ich etwas geschrieben, Alle, denen daran lag, alsbald wussten dass es von mir ausgegangen, auch wo dieses Kundgeben nicht frei war von mancherlei Gefahren."

Indem wir Zajotti's Leistungen im Gebiete der Litteratur chronologisch verfolgen, wird uns häufig die beim Einblick in die menschliche Seele stets erfreuliche Genugthuung, späteren Entwicklungen in frühen Keimen zu begegnen, frühe Andeutungen später in reiferer und reicherer Entfaltung wieder zu begrüssen. So tritt als bezeichnend für die sein ganzes Leben durchziehende Denk- und Sinnesweise, die in seinem letzten Werke so energisch sich ausspricht in den Worten: „Nur der Feige macht Getös mit seinen Ketten; der Starke, wenn er sie nicht zerbrechen kann, weiss muthig sie zu tragen" — und beachtenswerth als Losungswort gegen die aller Orten so sehr sich mehrende Poesie der Verzweiflung, die Zajotti sein Leben lang mit Macht bekämpft, eine ebenfalls im ersten Jahre seines Auftretens gethane Aeusserung uns entgegen: ***) „Die unaufhörlichen Klagen, die unser Autor gegen seine Zeit und seine Zeitgenossen erhebt,

*) Bibl. Ital. Tom. XII, pag. 413 sqq. 440 sqq.

**) Joh. Winckelmanns letzte Lebenswoche etc. — Bibl. Ital. Tom. XIII, pag. 100 sqq.

***) Bei Gelegenheit einer neueren Gedichtsammlung, der *Rime di Francesco Benedetti di Cortona* — Milano 1818. — Bibl. Ital. Tom. XIII, p. 386 sq.

widerstreben der poetischen Würde durch Schaustellung eines dem Geschick unterliegenden Gemüths. Dante zürnte seinem Schicksal, aber er verlor sich nicht in Klagen; auch Alfieri — um durch gleichgestimmte Seelen entfernte Zeiten zu verbinden — beugte nicht seinen ergrimmten Sinn, um mit unverschuldeten Unfällen zu prunken.“ —

Umfassender verbreitet sich der jugendliche Kritiker im nächsten Jahrgang über zwei gleichzeitig erschienene theoretische Werke, welche der damals auch in Italien umsichgreifenden Frage über den Vorzug der klassischen oder romantischen Poesie als Fahnenträger des modernen Romanticismus sich verkündigen.*) Wir sehen hier bei jedem Schritt den Schüler der Alten, der sich gewöhnt hat in der Poesie nächst dem Inhalt vor Allem die Harmonie zu suchen. Aber weit entfernt, irgend wesenloser Form oder einer steifen Pedanterie zu huldigen, kämpft er am eifrigsten gerade gegen die formelle Willkühr und die anmaassliche Pedanterie der Neuerungen. Er hatte anfangs, wie er in der Einleitung gesteht, den Ausgang dieser Litteraturfehde wie den so manch anderer vorübergehender Mode schweigend erwarten wollen, überzeugt, es werde die Zeit, dieser strenge Richter menschlicher Meinungen, auch über diese Streitigkeiten ein Urtheil ohne Einspruch fällen; aber unterdessen könnten viele Jünglinge, verführt durch den blendenden Schein und die Neuheit der Sache, sich verirren, es könnte ihr Geist mit falschen Lehren sich anfüllen, und wenn sie der verfehlten Bahn, auf welche sie geleitet worden, inne würden, könnte es zu spät seyn eine andere Strasse einzuschlagen.“ Diess bedenkend hat er zu reden sich entschlossen — „nicht aus Hass oder Verachtung, sondern weil es ihm ein öffentlicher Verrath scheint eine nützliche Wahrheit aussprechen zu können und sie zu verschweigen, und weil es ihm am Herzen liegt der italienischen Jugend das Palladium der Nazionalgrösse zu empfehlen, die Selbständigkeit in der Litteratur.“ Er thut das Fremdartige der eingeschmuggelten aufgewärmten neuen Lehre dar, er will nicht zugeben, „dass der letzte Ruhmeskranz, welchen das Ausland dem unglücklichen Italien zugesteht, die Höhe in der Poesie, von seinen eigenen Söhnen ihm bestritten werde.“

Nach näherer Darlegung des Gesammtinhalts der beiden Werke wird übergegangen zu den einzelnen Lehren und Schritt für Schritt deren Widerlegung versucht. Der kategorischen Behauptung, es sey die Mythologie ganz und gar aus den poetischen Gefilden zu verbannen, wird ihr gänz-

*) Sulla poesia, sermone di Giovanni *Torti*. — Idee elementari sulla poesia romantica, esposte da Ermes *Visconti* — Milano 1818. — Bibl. Ital. Tom. XIII, p. 147 — 169.

liches Verkennen des Wesentlichen und ihr Halten am Formellen aufgezeigt, es wird ernstlich gewarnt vor dem Verwechseln Beider; denn „etwas Anderes ist die Anwendung der Mythologie, etwas Anderes ihr Missbrauch; gegen letzteren, wie gegen jeden Aberglauben, ist es Pflicht sich zu erheben; Verbannung jener zeugt nur von Armuth des Urtheils und des Gefühls. — Um mit Sicherheit zu bestimmen, ob der Dichter weisen Gebrauch davon gemacht, muss man untersuchen, ob zwischen den mythologischen Gebilden und dem Wesen des Gedichts ein Widerspruch; ist dieser nicht, so bleibt die mässige Anwendung der Mythologie ein unerschöpflicher Quell poetischer Schönheit. Ein heiliges Gedicht lässt freilich die mythologischen Fabeln nicht zu, weil begründet auf einer Religion, welche diese zerstörte. Es kommt der Partei der Romantiker nicht zu Gute, dass Tasso in seinem Jerusalem nicht die Götter Griechenlands und Roms in Bewegung gesetzt; die Befreiung des heiligen Grabes durfte nicht entweihet werden durch Einführung erträumter Gottheiten; es wär' ein unnatürlicher Verein gewesen, die Statue Jupiters auf den Altar des Zionstempels zu stellen; als Sänger der Zerstörung Veji's würde Tasso die römischen Gottheiten nicht vergessen haben." — Und weiterhin: „— Was wollen denn nun die Romantiker als Ersatz so vieler anmuthiger Bilder bieten, die mit Annahme ihres Systems unwiederbringlich verloren gingen? Nur wer an der äusseren Schale der Dinge klebt, kann jene alten Fabeln für Kinderspiele halten; Baco erkannte darin hohe Weisheit, und jeder, der gleich ihm in das Innere jener erhabenen Allegorien dringt, erkennt die Unmöglichkeit, die Wahrheit und die Vernunft mit angemessnerem Gewande zu bekleiden. Wir entbieten alle Romantiker, die Schönen, welchen der Zauber der Formen nicht genügt zu liebeweckendem Erscheinen, auf reizendere Weise zu belehren als Homer, wenn er Juno vor ihrer Nebenbuhlerin sich beugen lässt, um jenen wunderbaren Gürtel von ihr zu erlangen, welcher allein sie den Augen Jupiters kann angenehm machen. Wer wird jemals das reinste Gefühl der Liebe, das fern von allem Irdischen nichts Anderes von der Geliebten begehrt als Erwiederung des Gefühls, mit grösserer Zartheit ausdrücken als durch den Kuss Amors und Psyche's? —"

Der unbedingten Forderung, dass der Dichter sich allzeit auf der Höhe der wissenschaftlichen Fortschritte seiner Zeit bekunden müsse, begegnet Zajotti mit Kopfschütteln. Er giebt zu, dass in einem Lehrgedicht der Gegenstand nicht die alten Irrthümer, sondern die neueren Entdeckungen enthalten müsse — „in allem Uebrigen aber habe die Fabel freies Spiel! Allerdings soll der Dichter nicht unvertraut bleiben mit den Wissen-

schaften; aber seine Kenntnisse seyen nur darum weit und tief, um sie nöthigenfalls durchblicken zu lassen, niemals um seine Werke damit vollzupfropfen. Wäre Dante minder Theolog gewesen, sein Paradies würde mehr gelesen seyn; dieser hohe Dichter wusste bei weitem mehr als sein Zeitalter; aber es ist nicht zu läugnen, dass er bisweilen seine Schätze verschwendete, wo ein mässigerer Gebrauch rathsamer war. Mancher Vergleich oder sonstige Redeweise, sparsam den Wissenschaften entnommen, verleiht in gewissen Fällen der Darstellung besondere Anschaulichkeit und Glanz; allein nicht selten auch entziehen die Umwandlungen im Reiche des Wissens gänzlich die poetische Seite; hätte Anguillara die später von den Chemikern entdeckten Elemente im Auge gehabt, es würde gewiss nicht jene bewundernswürdige Stanze vom Chaos ihm gelungen seyn, die ihm aus dem Irrthum der vier alten Elemente hervorgegangen. — Die Unbeweglichkeit der Sonne konnte dem mächtigen Geiste Foscolo's ein paar schöne Verse eingeben; entziehen wir aber der poetischen Sprache den Auf- und Niedergang, wieviel geht dadurch der Seelenanschauung verloren!" —

Die Beleuchtung des Unterschiedes poetischer und philosophischer Darstellung so wie die Verhandlungen über die inneren und äusseren Einheiten übergehen wir um so eher, da diese Ansichten gereifter und gedrungener hervortreten in dem letzten Werke, das wir ganz mittheilen, und zu welchem alle diese Vorläufer nur den Pfad bezeichnen. Nur einiges Wenige hier noch aus der Abfertigung der als Prinzip aufgestellten Satzung, es müsse die Wahl des poetischen Stoffes sich auf die christlichen Jahrhunderte beschränken, und besser noch auf die vaterländischen Chroniken —: „Wenn die Romantiker sich begnügten, die Bevorzugung neuerer Gegenstände *anzurathen*, und aus edler Vaterlandsliebe aufzufordern zum Erzählen und Besingen heimischer Gegenstände, wir würden ihren Eifer loben, obgleich die Ausführung ihres Rathes beinah unmöglich ist ohne das Feld der Poesie allzusehr zu beschränken Allein die Romantiker sind nicht zufrieden Rath zu ertheilen; sie diktiren Gesetze und wollen alle älteren Gegenstände ausschliessen Die ganze Vergangenheit gehört in das Gebiet der Poesie; und wenn diese in freier Ausübung ihrer Rechte den Gegenstand ihres Gesanges aus fernen Zeiten wählt und solchen mit den ihm zukommenden Farben ausstattet, ohne die Wahrheit zu verrathen, so schliesst sie ja darum neuere Stoffe nicht aus. Beweisen das doch auch Alfieri's Philipp und Antigone . . . — Wir kennen keinen romantischen Stoff an sich; im Gegentheil, wir möchten jeden Augenblick

wiederholen: „Ihr jungen Dichter, wählt den Gegenstand eurer Gesänge wo es euch gefällt, alt oder neu, historisch oder mythisch, heimisch oder ausländisch, gleichviel; aber erinnert euch der alten Vorbilder und der Regeln, welche die Uebereinstimmung der Völker und die Erfahrung daraus gezogen; ahmet die Natur nach, aber wie sie die Alten nachgeahmt, durch Wahl des Schönen, durch innigeres Anschliessen an die Schönheit, nicht an eine ängstliche Wirklichkeit; forschet den Gründen nach, aus welchen die Gedichte Homers und Virgils unsterblich worden sind; und wenn ihr diese aufgefunden, dann habt ihr die Poetik des Aristoteles und des Horaz, auch ohne jemals Horaz oder Aristoteles gelesen zu haben."

Dieser Aufsatz erregte grossen Lärm in jener Zeit litterarischer Aufregung und wurde von den vorurtheilsfreien Freunden echter Poesie mit ausserordentlichem Beifall begrüsst, von den Anhängern des modernen Romanticismus mit leidenschaftlicher Erbitterung vielfältig angegriffen. Zajotti liess sich weder blenden noch abschrecken, sondern verfolgte festen Schritts und unbeirrten Blickes den als richtig anerkannten Pfad. Wiederholt kommt er auf die in jenem früheren Aufsatz gegen „die Ketzerei des Romanticismus" dargelegten Grundsätze zurück, mit catonischer Beharrlichkeit immer wiederholend, „das in den neuen Lehren enthaltene Gute sey ein den Klassikern längs eignender Besitz." Aber er verkennt nicht das aus solch geistigen Kämpfen hervorgehende erfrischende Lebenselement. So sagt er i. J. 1821, bei Gelegenheit eines den dargelegten Auszügen nach mit Recht eindringlich empfohlenen poetischen Handbuchs *): „Der Romanticismus hat unter uns gewirkt wie ein Gewitter, das, wenn auch verderblich an sich, doch stets zur Reinigung der Luft beiträgt." Und späterhin, bei Besprechung eines umfangreichen Gedichts antiken Stoffes und formell klassischer Behandlungsweise **) legt er, hindeutend auf seine scharfe Zurückweisung der als neue Heilsverkünder sich aufdrängenden modernen Theorien, ein nicht minder entschiedenes Gegengewicht in die Wagschale: „— Wir haben i. J. 1819 den Romanticismus bekämpft, weil er uns den besseren Bestrebungen nachtheilig erschien, und mehr noch, weil wir dafür hielten, dass unter dem Schleier jener litterarischen Lehren gewisse verderbliche Grundsätze ganz verschiedener Natur sollten eingeführt werden; aber zu gleicher Zeit haben wir offen ausgesprochen, dass jene

*) Elementi di poesia compilati da Giovanni *Gherardini*. — Milano 1820. — Bibl. Ital. Tom. XXIII, p. 281 — 322. —

**) Il Cadmo. Poema di Pietro *Bagnoli*. — Pisa 1821. — Bibl. Ital. Tom. XXV, p. 145 — 166. Tom. XXVI, p. 3 — 26.

Streitigkeiten Veranlassung geben könnten zu fruchtbarem Nachdenken und Stoff zu Bekämpfung gewisser Missbräuche, die aus Unerfahrenheit der Menge täglich in unsere Poesie eingeführt werden; denn allzusehr wächst jetzt die Masse der Poetisirenden, noch unerträglicher dadurch, dass gar so selten eine reine Stimme aus der Menge auftaucht, einen Gesang für die Nachwelt anzustimmen. Wozu kommt dieser Bagnoli mit seinem Gedicht einer abgestandenen Mythologie, und welchen Dank glaubt er dass ihm Italien dafür schulde? Wir wollen wahrlich nicht die Mythologie verbannt wissen aus den Versen, die durch solch Entziehen allzu vieler Reize beraubt würden, wir wollen diese anmuthreiche Sprache einer fabelhaften Weisheit nicht aufgeben, eingedenk, dass wir in dem Lande geboren sind, in welchem einstmals jedes Blatt lebendig, jeder Stamm beseelt war. Allein diese Süssigkeit weckt Ekel, wo sie nicht mit Sparsamkeit genossen wird, und in den Zeiten Griechenlands schon warf Korinna Pindarn vor, dass er zu viele Fabeln in einer Ode angehäuft, und ermahnte ihn mit der Hand zu säen, nicht mit dem Sacke.“

Es würde zu weit führen, die scharfsinnige und fein schattirende Darlegung der Mängel und etwaigen Vorzüge des modernen Epos ins Einzelne zu verfolgen; in einer Sammlung der Zajotti'schen Aufsätze dürfte gerade dieser den besten Kommentar zu seinen Kämpfen gegen die missverstandenen Lehren neuerer Romantik bilden. Hier nur noch einige Worte aus der Einleitung des zweiten Artikels: „Kraft und Liebe sind die Seele aller Poesie, und die Alten haben diesen Gedanken mit tiefer Weisheit verkörpert, als sie die Harmonie von Mars und Venus entstammen liessen, und als sie an dem Himmel, diesem grossen Buche der Schöpfung, das Zeichen der Jungfrau neben das des Löwen stellten. Wer nicht in sich selber diese beiden Elemente findet, der kann keinen Anspruch machen als höchstens auf das Lob eines geschickten Verskünstlers; und vielleicht kann ihm auch diess Verdienst nicht völlig zugestanden werden, wenn man bedenkt, dass die den Vers mit entsprechendem Gewand bekleidenden Worte mit jenem zugleich entstehen müssen — Bagnoli hat eine glühende Einbildungskraft, jener Vorstellungen fähig, welche der Dichtung Leben verleihen; ja, täuschen wir uns nicht, so hat er sie immer mehr zu beleben gesucht durch das Lesen deutscher Dichter, vornehmlich der Messiade. Wer jene gegenwärtig so reich gewordene Litteratur kennt, wird gewiss unsrer Ansicht beistimmen, wenn er den sechzehnten Gesang verfolgt, wo der Betrug (als allegorische Person)

Den stürmischen Orion treibt zum Wetter —

und dabei die Verschiedenheit der Farben dieses Bildes von dem übrigen Gedicht beachtet, das sich mehr an die keusche Nüchternheit der Griechen anschliesst Wir bekennen gern, dass Bagnoli an jener ganzen Stelle, wo der Zorn Orions und seine Verwandlung in einen trüben Stern erzählt wird, sich eben so verdient gemacht hat um die Deutschen als um uns Italiener. Ohne die Poesie jener zu verfälschen und ohne die unsere in fremdes Gewand zu kleiden, hat er auf glückliche Weise dargethan, wie durch das Studium der einen die andere könne bereichert werden . . .“—

Derselbe Sinn der ihn in der Litteratur zum Verfechter echtklassischer Schöpfungen gegen die Aftergebilde des Romanticismus machte, stimmte ihn auch in der Musik gegen alles Effekthaschen durch grelle Gegensätze, durch unruhige Zerstückelung, durch falschen Pomp und all die schmeichlerischen Künste die vom Wesen abziehn. Bei Beurtheilung eines Dichters lyrischer Dramen *) heisst es nach Anführung einiger besonders anmuthiger zum Gesang geeigneter Beispiele: „Wir wünschen, diese Dramen kämen in die Hände eines Meisters, dem die musikalische Schönheit nicht in dunklem und verworrenem Wechsel der Stimmen, in häufigen und gekünstelten Uebergängen, oder im Unterdrücken des Gesanges durch prächtigen Schall besteht.“ — Dieser Ansicht entsprach im Allgemeinen Zajotti's Urtheil über die neuere italienische Musik, welcher sein, einfacher Schönheit und charakteristischem Ausdruck zuneigender Geschmack niemals mit rechter Liebe sich hingeben konnte, obgleich er zugestand, dass er von Rossini's Melodien sich bisweilen sanft gewiegt fühle. Das eigentliche Wesen *Deutscher* Musik ist ihm unbekannt geblieben; und wenn er ihr vorwirft, **) dass sie die Melodie der Harmonie opfere und dass sie durch das Streben den Sinn jedes einzelnen Wortes auszudrücken den Gesammteindruck beeinträchtige, so sehen wir ihn mit Bedauern in dem Irrthum der meisten seiner Landsleute befangen; und wir sehen diess mit doppeltem Bedauern, da gerade er der Mann war, Italien auch von diesem Irrthum zurückzubringen. Er würde mit seinem Tiefblick gar bald in unserem Gluck mehr entdeckt haben als das scherzend einmal angeführte, von den italienischen Herausgebern der „Letteratura giovanile“ wiederholte Witzspiel des Marchese Caraccioli, welcher der Bemerkung, Gluck habe in seiner Iphigenia den Ausdruck des antiken Schmerzes gefunden, nichts Anderes

*) Componimenti drammatici di Giovanni *Gherardini*. — Milano 1818. — Bibl. Ital. Tom. XIV, p. 411 sq.

**) Bibl. Ital. Tom. XXII, p. 177.

zu entgegnen weiss, als dass seinem Geschmack mehr das moderne Vergnügen zusage. Es würde seine dem Wahren und Schönen erschlossene Seele eben so sehr den Heroen unsrer Tonkunst sich in gerechter Anerkennung zugewendet haben, als er seine Jugendansicht über Shakspeare's Unform und Ungeheuerlichkeit, der wir in einem seiner frühesten Aufsätze begegnen, *) später umgewandelt in die unbedingteste Verehrung dieses Genius, den er nächst unseren Besten seinem Volk als Muster aufstellt. Freilich aber war es ihm nicht möglich, die Meister der Töne aus der Ferne kennen zu lernen wie die Meister des Wortes, denen er ein so anhaltendes eifriges Studium gewidmet. Als Probe stehe hier, mit Uebergehen mehrerer zwischenfallender Aufsätze, sogleich Einiges aus der Musterung der Maffei'schen Uebersetzung unseres Gessner.**) Seinen Standpunkt bezeichnend spricht der Kritiker sich gleich im Eingang also aus: „Ueber die Poesie andrer Nazionen sollte niemals leichtsinnig abgeurtheilt werden, und eben der Grund welcher uns ermuthigt die schiefen Ansichten einiger Italiener zu verdammen, welche mit Lehren aus der Fremde unseren Parnass umwandeln wollten, macht uns schüchtern unser Urtheil abzugeben über Dichtungen die aus anderen in die unsern übertragen sind.... — Die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen wir um so lieber, da es sich nicht von jenen Modernen handelt, die Anlass gegeben zu den nur allzu bekannten romantischen Zänkereien, sondern von einem Autor der den Italienern schon lange theuer war, und der im Frieden eines glückseligen Lebens einige Werke geschaffen, welche jetzt in Wahrheit höher unter uns geachtet werden als in Deutschland."

Nun werden einige Blicke auf die bedeutsameren Erscheinungen unsrer neuesten Litteratur geworfen, welche Gessnern in den Hintergrund gedrängt; und wird darin auch uns nichts Neues gesagt und manches aus anderem Gesichtspunkt angesehn als wir es zu betrachten pflegen, so sind es immer schätzbare Fingerzeige für den Nichtdeutschen. Es wird dann ferner dargethan, wie so manche Gessnern vorhergegangene Dichter „entweder keine Uebersetzer gefunden oder vielleicht allzu deutsch erschienen seyen, oder nicht wie er vom Glück begünstigt worden, das häufig mit dem Menschen und den Früchten seines Geistes spielt." Die Einbürgerung Gessners in Italien wird also erzählt: „Gessner erschien, und wendete sich, glücklicher oder klüger in der Wahl, den allgemeinen Stimmungen näher liegenden

*) Bibl. Ital. Tom. XIII, p. 167.

**) Idillj di *Gessner*, del cav. Andrea *Maffei*. Seconda edizione accresciuta. — Venezia 1820. — Bibl. Ital. Tom. XIX, p. 280 — 296.

Gegenständen zu und verbreitete sich, hervorgehend aus den engen Grenzen provinzieller Umhegung, über ein Feld so weit wie die Natur; er sprach zum Herzen, und drang darum leicht zum Herzen; seine poetische Prosa wurde mit Leichtigkeit übersetzt, und allgemein war die Verwunderung, dass Theokrit einen Nebenbuhler unter einem Volke gefunden, welchem alte Vorurtheile eine barbarische harmonienlose Rohheit zuschrieben. Von der Verwunderung zum Enthusiasmus ist nur ein Schritt. Gross musste der Mann seyn, und man hielt ihn dafür, der soviel Anmuthiges geschaffen. So war die Unwissenheit der Fremden der erste Grundstein zu dem hohen Rufe Gessners, und Niemand hätte zu jener Zeit, wenn er auch gewusst, dass der Ruhm seine Sprache geschaffen zu haben eigentlich Luthern gebührte, in Italien diess auszusprechen gewagt. — Dazu kommt, dass Gessners Gesänge sich nicht in verwickelten Betrachtungen verloren noch in Untersuchungen einer schwindelnden Metaphysik, sondern zum Gegenstand das physisch und moralisch Schöne hatten, und so den Gelehrten wie den Nichtgelehrten ansprachen; seine Idyllen, überall Tugend und Unschuld athmend, riefen dem Alter die schönen Träume der Jugend zurück, und bereicherten die Jugend mit schönen Hoffnungen für das Alter.“

Dann spricht er von der glücklichen Lebensstellung und der schönen Gastlichkeit Gessners und zeigt, wie Vieles zur Verbreitung seines Ruhmes auch die liebevoll aufgenommenen Besucher aus der Fremde beigetragen — unter den Italienern vornehmlich Bertola. Aber er will durch diese Bemerkung nicht etwa Gessners Namen verdunkeln, sondern nur den wahren Standpunkt der Verhältnisse zeigen; auch bekennt er frei, dass er die Idyllen des deutschen Dichters bei weitem Sannazzaro's Arkadia und den übrigen Eklogenschreibern Italiens vorziehe, ohne darum mit Anderen ihn Theokrit und Virgil überzuordnen, Muster, die er nicht erreicht habe. In weiterem Eingehen auf das Wesen der Gessnerschen Poesie heisst es: „Seine beiden Hauptgebrechen sind Kleinmalerei und Eintönigkeit; es ist seltsam, wie er als guter Maler von Landschaften die bei jedem Schritt in seinen Idyllen vorkommenden so einförmig dargestellt; Alles darin ist symmetrisch angeordnet, jede Kleinigkeit mit feinem Pinsel ausgemalt; man findet immer denselben Fluss, der sich durch Felsen windend in einen See ergiesst, immer denselben Mond, der durch die dunkeln Baumblätter silbert, immer die kräuterbewachsenen lachenden Thäler, immer die Hügel im Schmelz, der Blüthen; niemals wagt eine seiner Ziegen den Weinstock anzunagen niemals gerathen seine Böcke in Liebesstreit, niemals verirrt sich ein Lämmlein von der Heerde — aber dieser beständige Frieden gleicht dem

Tode, der ewigen Ruhe; und wir unsres Theils ziehen den methodischen und studirten Landschaften Poussin's mit all seiner Philosophie ein schönes Waldstück Salvator Rosa's vor. — Wer einen der Gessnerschen Hirten kennt, der kennt sie alle; und nimmt man vier oder fünf Idyllen aus, die sich durch Neuheit über das Gewöhnliche erheben, so kann man überall beinah die Worte im Munde seiner Schäferinnen errathen — Erscheinungen, die wohl mehr der Gemüthsart des Dichters zuzuschreiben sind als einem Geistesmangel. Und auf die Gefahr hin, als allzu verwegen verschrieen zu werden, wagen wir die Behauptung, dass Gessners Leben in der Einfachheit der Natur, im Schoosse ländlichen Friedens und häuslicher Freuden am wenigsten geeignet war zur Darstellung der Seligkeit solch eines Zustands. Macchiavello sagt, dass man um das Wesen des Volks genau zu kennen Fürst seyn müsse, aus dem Volke dagegen, um den Fürsten richtig zu beurtheilen; demzufolge müsste, wer mit Kraft das Glück des Landlebens beschreiben will, alle Qualen städtischen Daseyns durchgemacht haben; er muss gefühlt haben, wie die Besuche, die Komplimente, die Zeremonien den Geist ermatten, und wie die Seele, welche sehnsüchtig die platonische Republik aufsucht, niedergeschlagen und entmuthigt wird durch Verweilen unter der Hefe des Romulus. Theokrit und Virgil, die höchsten Muster der Idyllendichtung, haben mitten im Prunk verderbter Höfe geschrieben. Wenn die Seele müde ist der geselligen Verkünstelung, wenn auf den Lippen jenes glühende *O rus quando te aspiciam* erbebt, dann ist es Zeit Amaryllis und Menalkas zu besingen. Wären die Schäfer wirklich Dichter, wir würden sie preisen hören die Bequemlichkeit des städtischen Getriebes, die Schönheit herrlicher Paläste, die Fülle kostbarer Mahlzeiten“ —

Der Arbeit des jungen Uebersetzers sich zuwendend, der, damals wenig über zwanzig Jahre alt, sich späterhin verdienten Ruhm durch Uebertragung Schillerscher Werke und der Klopstock'schen Messiade erworben, hebt Zajotti dessen Verdienst hoch über alle die bis dahin in Italien mit Gessner sich beschäftigt; aber seinem Grundsatz getreu, dass der Kritiker gerade dem vorragenden Talent die grösste Strenge schuldige, verhehlt er ihm seine Fehler nicht. Und nun ist es eine wahre Freude, mit welch feiner Einsicht in den Genius unsrer Sprache er bald in Gegenüberstellung eigner wort- und sinngetreuer Uebersetzung in Prosa den schönklingenden Terzinen Maffei's, bald durch berichtigende Bemerkungen seine Verwandtschaft und Hinneigung zu dem deutschen Genius bekundet.

Bei seiner freien umfassenden Betrachtungsweise, bei der eindringlichen Darstellung, mit welcher er das innerste Wesen des behandelten Gegenstandes hervorhebt und als lebendigen Organismus bis in sein feinstes Geäder zur Anschauung bringt, ergeht es Zajotti oft wie unserem Lessing, dass man seine Aufsätze gern und mit Nutzen noch nach Jahren lesen wird, wenn, wie dieses bereits jetzt bei mehreren der Fall, mancher der besprochenen Gegenstände vergessen und verschollen ist. In dieser Hinsicht verdienen nähere Beachtung zwei Artikel über ein episches Gedicht — *Italias*, von *Ricci* *) — welches 1819 in zwölf Gesängen erschien und nach vielfach eingeerndtetem Lobe des Moments ein Jahr darauf in ihm den Beurtheiler fand, welcher zugleich aus künstlerischem und historischem Gesichtspunkt scharf und klar und unumwunden das Urtheil aussprach, das die Folgezeit bestätigt.

Den Anfang macht eine historische Einleitung und eine auf neun Seiten zusammengedrängte Entwicklung der zwölf Gesänge der Italias, deren Gegenstand der Kampf Karls des Grossen gegen Desiderius und der Sturz des Lombardenreiches mit der Einnahme Pavia's. Von den daran sich schliessenden Betrachtungen hier nur die Hauptpunkte —: „Die wahrhaft epische Seele Torquato's hatte ausgesprochen, dass unter den Griechen und Lateinern Niemand gewesen, der in einem heroischen Gedicht die Niederlagen der Athener oder Spartaner, die Siege der Perser oder der aus dem Frankenreiche Kommenden gefeiert. Und hier haben wir einen Italiener, der die Schmach Italiens besingt. Homer, wenn es vergönnt ist das Göttliche mit dem Menschlichen zu vermischen, Homer entfaltete die Ilias, allein er sang als Grieche das ruhmvollste Unternehmen der Seinen, den Sturz eines feindlichen Reiches, die Rache der gastlichen Götter Sparta's und des entweiheten Ehebetts des Menelaos; und sein Gesang bereitete, dem Hasse der Griechen gegen die als Barbaren verschrieenen Völker Nahrung gebend, die Triumphe vor von Marathon und Salamis. Umsonst beruft der Ritter Ricci zu seiner Entschuldigung sich auf die Aeneis. Das römische Volk rühmte sich der Abstammung von jenen tapfern Trojanern, und das Julische Geschlecht, dem sich Virgil dankbar bezeigen wollte, blickte mit Stolz auf seinen Ursprung von Aeneas. Und von welchen niederen Anfängen war dieses Volk zu welcher Höhe aufgestiegen! Welchen Vortheil aber zog Italien von dem Einfall Karls des Grossen? — Wer denselben in den folgenden Jahrhunderten betrachtet,

*) L'*Italiade*, Poema del cav. Angelo Maria *Ricci*. — Livorno, 1819 — — — Bibl. Ital. Tom. XX, p. 34 sqq. — und p. 145 sqq.

der erkennt dass durch ihn selbst der Nutzen des Unglücks verloren ging. Der Papst wurde befreit. Doch nur wer bei der Heiligkeit der Gegenwart stehen bleibt, kann verkennen, dass in jener Zeit des Aberglaubens und der Unwissenheit die Sache der Oberhirten fast überall von der Italiens getrennt war und dass sie noch viele Jahrhunderte später fortfuhren die Fremden zur Unterstützung ihrer Anmaassungen und einer immer steigenden Grösse herbeizurufen. Ist somit der Gegenstand dieses Gedichtes schmachvoll für einen Italiener, so gehen wir noch weiter und sagen frei heraus, dass von keinem Schriftsteller keiner Nazion aus diesem Stoffe etwas Werthvolles sich erwarten lässt." — Nach Aufzeigen der Unrechtmässigkeit des Kampfs von Seiten Karls des Grossen wird fortgefahren: „Ein Krieg von so ruchlosem Ursprung, der mit der Unterdrückung des grossherzigen Vertheidigers der Waisen und mit dem Triumph des treulosen Usurpators ihres Erbtheils endete, kann niemals würdiger Vorwurf einer Epopöe seyn. Torquato, dessen Ausspruch wir auf diesem Felde allen anderen vorziehn, erklärte sie als *Nachbildung einer ruhmwürdigen Handlung, gross und vollkommen dargestellt in erhabenem Versmaass, um die Gemüther durch Bewunderung zu erregen, und auf diese Weise zu nützen.**) Ob die Vernichtung des Longobardenreiches eine solche Handlnng sey, das mögen unsere Leser selbst erwägen."

Das Folgende, wo näher eingegangen wird auf die verfehlte Behandlung des schlecht gewählten Stoffes, die daran sich reihenden Betrachtungen über die epische Maschinerie, die den Missbrauch unmittelbaren göttlichen Eingreifens in eine so schlechte Sache zu Gunsten des Beeinträchtigenden darthun und die ganz andere Stellung Homers zu seinen Göttern und Tasso's weise Mässigung in Anwendung solch erhabener Mittel dem herzempörenden Verfahren Ricci's gegenüber klar vor Augen stellen, übergehen wir. Eben so den zweiten Artikel, als ausschliesslich Styl und Sprache behandelnd. Nur die Worte am Eingang des letzteren wollen wir wiedergeben als an sich von allgemeinerem Interesse und für Zajotti's Ansicht und Verfahrungsweise bezeichnend —: „Ein grosser Darsteller der Naturgeschichte brachte denjenigen seiner Freunde, die ihm allzusorgliches Ausfeilen seiner Schriften vorwarfen, die Entschuldigung, der Styl sey Alles; und wirklich sind viele seiner Meinungen jetzt allgemein als falsch erkannt, ohne dass darum seine an herrlicher Beredsamkeit reichen Schriften irgend an Werth verloren. Ist dieses nun in den

*) „— Una imitazione d' azione illustre, grande e perfetta fatta narrando con altissimo verso, a fine di muovere gli animi colla maraviglia, e di giovare in questa guisa." —

Naturwissenschaften der Fall, wo es hauptsächlich doch auf Entdeckung des Wahren ankommt, wieviel mehr muss es von den Redekünsten gelten, die als vornehmsten Zweck das Schöne haben. Daher kam es, dass einige Schriftsteller bloss um der Schönheit des Styles willen zu hohem Ruf gelangten, während andere, denen einzig dieses Verdienst fehlte, wenige Leser fanden und gar bald in Vergessenheit geriethen. Und hier sey, um nicht zu falschen Auslegungen Veranlassung zu geben, sogleich angedeutet, in welch weitem Umfang wir den *Styl* auffassen, indem wir sehen, dass Manche von einem Werke sagen, es sey in schönem Styl geschrieben, weil sie darin eine gute Sprache, Andre, weil sie Klarheit und Harmonie der Perioden darin finden — Alles Theile des Styls, aber auch vereint noch weit entfernt den Schriften ewige Dauer zu sichern. Wir verstehen unter dem Worte die ganze äussere Form der Werke, und glauben dass zu deren Vollkommenheit gar Vieles gehört, wovon wir jetzt untersuchen wollen, ob es in der Italias sich findet.“ — Das Wesentliche der nun folgenden Untersuchung dürfen wir, wenngleich in anderer Form und Zusammenhang, als wieder aufgenommen bezeichnen in der dritten Abtheilung des Werkes, dem wir alle Fäden dieser Einleitung als geistige, von dem aufmerksamen Leser leicht zu ermittelnde Anknüpfungspunkte zuführen.

Derselbe Band der Biblioteca Italiana, welcher die Entwicklung und Beleuchtung des Ricci'schen Epos enthält, bringt in seinem Decemberheft einen Aufsatz über eine in demselben Jahre in London gedruckte Tragödie *Ugo Foscolo's* *). Bei Beurtheilung dieses Werkes finden wir Zajotti bei weitem freudiger als bei Besprechung jenes epischen Gedichts; er darf Tüchtiges anerkennen, was er von jeher so gern gethan; er darf Italien glückwünschen zu einem echten Talent, das er mit allen seinen Fehlern und Mängeln hochschätzt, ohne darum minder freimüthig sich auszulassen über Mangelhaftes, Unwahrscheinliches, oder Uebertriebenes. Nach anschaulicher Darlegung von Inhalt und Gang des Gedichtes reiht der Kritiker an die Anerkennung der Verdienste des Dichters in Behandlung seines schwierigen Stoffes folgende Betrachtungen: „Die Wahl des Gegenstandes scheint uns nicht sehr glücklich. Ein Vater, der seine Tochter umbringt, um sich in ihr an seinen Feinden zu rächen, ist etwas so Grässliches, um auch in der stärksten Brust Schauder zu erregen. Wir gehören sicher nicht zu denen, welche an die Lippe Melpomene's die Flöte Erato's anlegen

*) *Ricciarda*, Tragedia di *Ugo Foscolo*. — Londra 1820. — Bibl. Ital. Tom. XX, p. 308 — 321.

wollen; aber es giebt doch eine Grenze, über welche der Dichter nicht hinausgehen darf, ohne auf sich einen Theil des Hasses zu laden, welchen in den Zuschauern der Grausamste der von ihm Vorgeführten erregt. Es mangeln nicht berühmte Beispiele zur Vertheidigung Foscolo's; aber das Ansehn der Schriftsteller hat dem der Vernunft zu weichen. — Der Tragiker soll allerdings Furcht und Mitleid erwecken; aber die falsche Auslegung dieser Vorschrift hat soviel Ungeheuer geschaffen, dass es vielleicht nicht nutzlos ist darüber einige Worte zu sagen.

„Nicht jede Furcht ist tragisch, noch jedes Mitleid; sonst wäre der Dieb, der am Galgen vom Verbrechen scheidet, und der Pestkranke, welcher verlassen von Allen stirbt, vorzugsweise Gegenstand des Tragischen. Man muss die ***Furcht*** vom ***Grausen*** unterscheiden, und das Mitleid darf nicht durch physische Leiden, sondern durch moralische erweckt seyn. Philoktet auf seiner Insel ruft unsre Thränen nicht hervor, weil er verwundet, sondern weil er verlassen ist, und vielleicht könnte mit aller Kunst des griechischen Dichters unsre Bühne nicht das Wehgeschrei jenes Helden ertragen. Im menschlichen Herzen sind die Affekte verschlungen, und grosse Geschicklichkeit gehört dazu den einen in Bewegung zu setzen ohne zugleich die anderen aufzuwecken; Spagnoletto wollte mit seinen Gemälden in Schreck setzen, brachte es aber meistens nur zum Schaudererregen. Diess gerade ist häufig der Fall bei den Tragikern; die grosse Schwierigkeit wohl erkennend die gesuchte Wirkung durch Entwicklung der Begebenheiten und Leidenschaften zu erlangen die nicht von dem Natürlichen sich entfernen, werfen sie sich auf die grässlichsten Verbrechen, treiben die heiligsten Gefühle in Gefahr, und stürzen sich nach Crebillon's Worten in die Hölle; aber weit entfernt tragisch zu bewegen und das Gemüth der Zuschauer zum Mitleid zu stimmen, erzielen sie nur jene Art physischen Schreckens, durch welchen die Furien des Aeschylos die Frauen von Athen abortiren machten. Die Sittlichkeit des Volkes verlangt Achtung, und nicht zu dulden sind gewisse Schauspiele, welche das Herz erstarren und es jedem sanfteren Gefühl verschliessen — Entweder hebt die Gladiatorenkämpfe auf, oder stürzt den Altar des Erbarmens!

„Foscolo's Richarda ist nicht frei von diesem Tadel; aber in ehrender Anerkennung seines dichterischen Genius glauben wir nicht, dass in ihm das Grausige des Gegenstandes aus Ohnmacht hervorgegangen; auch andere seiner Werke legen seinen Hang zu Tage, mit dem glänzendsten Schmuck der Phantasie die fürchterlichsten Gegenstände zu bekleiden. Die ***Briefe***

von Jacopo Ortis und die *Gräber*, weit entfernt zu süsser Schwermuth einzuladen, predigen vielmehr Tod und Verzweiflung . . ."

Nach näherer Darlegung dieser Behauptung heisst es am Schlusse: „Die Fehler dieser Tragödie entspringen mehr dem Willen als dem Geiste Foscolo's. Es scheint, dass er sich in den schwierigsten Versuchen gefalle und darthun wolle, bis wohin man sich wagen könne ohne die gesunde Vernunft und den guten Geschmack zu beleidigen; aber er macht sich dadurch zu einem gefährlichen Vorbild, dessen Nachahmung wir Keinem rathen möchten; nicht Allen ist es gegeben, reizende Blumen am Rande eines Abgrundes zu pflücken. — Und wär' es uns gestattet von Seiten Italiens zu ihm zu sprechen, so schlössen wir gern mit folgenden Worten: Sonderbarer Mensch! wir haben deine Richarda gelesen; sie ist deiner würdig; aber warum beharrst du eigensinnig auf Bannen deines Geistes in einen Kreis von Jammer und Elend? Die Briefe des Jacopo Ortis, die Gräber, die neue Tragödie werden deinen Namen der Nachwelt in einem Grabeslicht darstellen. Bedenke, dass deine Leser Menschen sind, und dass das menschliche Herz sich besserer Gefühle getröstet. Höre endlich einmal auf, die Schuld mit zu verführerischen Farben darzustellen; die Jugend Italiens liest begierig deine Schriften, und deine Briefe haben ihr schweren Nachtheil zugefügt. Auch die Richarda ist wahrhaftig nicht unschädlich; in Bewunderung deines Talentes fühlen wir die Pflicht die minder Verständigen aufmerksam zu machen, dass es nicht immer gerathen ist den Stürmen sich zu überlassen, die du zu erregen weisst. Bedenke auch dein Glück, der du hinlänglich durchgequält bist; der Neider undBöswilligen ist ein endloser Tross; lass sie nach ihrem Sinne schwatzen; es können jene Stimmen nicht bis zu dir gelangen; komm und singe unter uns das Lob der Tugend und die Herrlichkeiten der Natur; kannst du aber in Italien nicht glücklich seyn, dann freilich muss dein Geist sich eine bessre Welt aufsuchen." —

Zwei neuere Tragödien antiken Stoffes werden beurtheilt, die eine *Iphigenia in Tauris*, die andere *Medea*.*) Die allgemeine Ansicht darüber fasst der Kritiker also zusammen: „— — Der edle Verfasser verfolgt muthig den von den Griechen eröffneten Pfad; vielleicht aber ist sein Bemühen, niemals ihre Spuren zu verlassen, übertrieben; wir sollen dieselbe Strasse wandern, nicht aber ängstlich suchen in dieselben Fusstapfen zu treten." — Dann wird gezeigt, wie an dem Stoff der Iphigenia in Tauris

*) Tragedie di Cesare *Della Valle*, duca di Ventignano — Napoli 1820. — Bibl. Ital. Tom. XXII, p. 17 sqq.

noch fast Alle verunglückt, wie Voltaire ihn entschieden verworfen als ungeeignet zur Tragödie, Geoffroi, Voltaire's Widersacher, ihn nur als melodramatisch möglich anerkannt, der neueste italienische Bearbeiter gescheitert sey an den schwierigen Klippen, die in dem Gegenstande selber liegen, und als deren unüberwindlichste die Barbarei des Thoas nachgewiesen wird. „Nur Einer," heisst es dann, „ein Dentscher, hat die Gefahr vermieden, die in Thoas Roheit liegt; aber auch Goethe konnte es nur durch Umwandeln der Geschichte." —

An *Mazza*, einem Dichter, der 1817 hochbejahrt mitten in der Herausgabe seiner Werke starb, *) zeigt Zajotti, wie bisweilen von Verschiedenen auf das Verschiedenartigste über denselben Gegenstand geurtheilt wird, indem Einige dem Genannten hohen und ewigen Ruhm zuerkannt, während Andre ihn als eine ganz gewöhnliche vorübergehende Erscheinung betrachtet; er sucht die Ursachen dieses klaffenden Gegensatzes der Ansichten auf, und findet sie theils in dem reichbegabten, aber nicht eben weise mit seinen Gaben wirthschaftenden Dichter selbst, theils in der Zeit, aus welcher er hervorgegangen.

„— Die ersten sechzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts waren in Italien befleckt durch eine Poesie reich an Worten, arm an Inhalt; daher das Studium Mazza's in den Dichtern Englands, und aus diesem Studium hervorgehend jene fremde Färbung seiner Verse, welche das anhaltende Lesen Dante's niemals ganz verwischen konnte. Die theologischen Studien, in denen er als Jüngling schon sich abmühte, vermehrten in ihm noch die angeborne Richtung auf das Erhabene und auf das Mystische. Gott, die Seele und die Harmonie sind die hohen Gegenstände seines Gesanges; aber der Dichter wollte oder konnte nicht begreifen, dass Wohlgefallen der erste Zweck seiner Kunst ist, und indem er häufig in die Schattengänge scholastischer Formen sich verlor, betrachtete er, wie Albertus Magnus, die Poesie als ein Mittel zu Denkübungen. Er gefiel sich vorzugsweise in Schwierigkeiten, und als ob der Stoff deren nicht genug mit sich bringe, bediente er sich der widerspänstigsten Versmaasse und suchte Reime auf von widerstrebendster Uebereinstimmung. — Mancherlei kann dem Menschen verziehen werden, welcher seine Kraft fühlt, aber Lobspenden an solch kleinliche Wagnisse ist gefährlich. Alle grossen Dichter haben Sorgfalt auf die Versbildung verwendet, aber ihr Streben ging eben dahin, dass von ihrem Mühen nichts dem Leser sich mittheile, und es ist merkwürdig,

*) Opere del Sgr. Angelo *Mazza*, fra gli Arcadi Armonide Elideo. Parma 1816 — 1820. Bibl. Ital. Tom. XXII, p. 171 — 185.

wieviel Fleiss Ariosto aufgeboten zu Erlangung seiner bewundernswürdigen Leichtigkeit. Weshalb aber die Hindernisse mehren, wenn der menschliche Geist und die Göttlichkeit der Kunst deren schon so viele darbieten? Ugo da Carpi malte in Rom am Altar des Schweisstuches ein Bild mit dem Finger ohne Anwendung des Pinsels. Michelangelo sprach beim Anblick desselben die bekannten Worte: „„Er hätte wohler gethan den Pinsel zu gebrauchen und es besser auszuführen.““

Nun werden Beispiele dargeboten aus Mazza's Dichtungen, und von den absichtlichen Schwierigkeiten übergegangen zur Absichtlichkeit der Uebereinstimmung zwischen dem einzelnen Vers und seinem jeweiligen Inhalt, einer Absichtlichkeit, welche nach dem Urtheil des Kritikers den Eindruck des Ganzen stört und den Gegenstand des Gedichts vergessen lässt. Beim Durchgehen der einzelnen Werke wird überall mit Sorgfalt hingewiesen auf das in sich Vollendete, im Gegensatz zu dem Gesuchten und Erkünstelten. „Den Oden Mazza's,“ heisst es am Schlusse, „fehlt (mit Ausnahme einiger als vorzüglich bezeichneten) Wärme und Schwung, weil die Philosophie, welche der Dichter verschwenderisch hineingearbeitet, sich schlecht verträgt mit den kühnen Flügen der Begeisterung; nicht, als ob die Musen jene nüchternen Liedchen der Arkadier vorzögen; aber *die echte philosophische Kraft soll die Ode durchdringen wie das Blut den Körper — fühlbar, nicht sichtbar.*“ — Dann wird Vorzügliches in dieser Art hervorgehoben und nur bedauert, dass es von der Masse des minder Guten erstickt werde. Es wird aufmerksam gemacht auf Mazza's Bedeutung in seiner Zeit, und wie seine Kraft zugleich seine Schwäche war. „Die Poesie war ein klingendes Spiel geworden, ein zufälliges Zusammenfügen von Reimen; die Sprache der Götter war herabgezogen zu den schaalsten Gegenständen, und das Wort einiger Muthigen genügte nicht die Dichter zurückzurufen zu den echten Pfaden Griechenlands und Roms. Mazza gab der öffentlichen Meinung einen Anstoss, indem er sich in eine der damals durchlaufenen Bahn ganz entgegengesetzte Richtung warf. Dieser Schwung führte ihn weiter als seinem Ruhm zuträglich war, und nach der ersten muthvollen Bewegung konnte er sich nicht wieder zurückziehn. Die der Nazion gegebene Anregung war freilich nothwendig; man folgte ihm auch über die Grenzen des Rechten hinaus; aber wie die Bewegung der Meinungen, gleich der des Flüssigen, sich endlich wieder ins Gleichgewicht setzt, so kam man von dem Uebermaass zurück ohne wieder in die frühere Jämmerlichkeit zu versinken. — In seinem Dichten war Mazza von grösster Beständigkeit. Nicht nur, dass er als Greis noch seine alte Weise

verfolgte — mit edler Hartnäckigkeit besang er immer noch dieselben Gegenstände. Vergebens, dass die politische Welt sich umwandelte und in ihren Strudel Thoren und Weise fortriss — Mazza fuhr fort in seinen Gesängen an Gott, an die Seele, an die Harmonie. Vergebens, dass die übrigen Dichter ihre Leier vielmehr zu Hymnen der Niederlage als des Sieges stimmten; vergebens, dass die Wahnbilder der Grösse und des Ehrgeizes erglänzten — Gott, die Seele und die Harmonie waren zu hohe Gegenstände, als dass Mazza sich zu niedrigeren herabgewürdigt hätte. Und dafür sey ihm unvergängliches Lob. Denn kein schmerzlicheres Schauspiel als der Genius welcher der Obmacht huldigt; und er nebst wenigen andern Hochherzigen stellte ein edles Beispiel auf, wie Schweigen oftmals würdiger ist als jedes Wort. Errichten wir ihm aus Erkenntlichkeit ein Denkmal so ehrenvoll als wir vermögen — und diess bestehe in einer neuen Ausgabe seiner besten Dichtungen. Der Herausgeber in Parma hat nur zu sehr auf die Masse gesehen, und wer das Gute, Mittelmässige und Schlechte beisammen zu besitzen wünscht, weiss nunmehr wohin sich zu wenden; jetzt werde eine strenge Wahl getroffen aus dem Inhalt der fünf Bände, woran sich derjenige halten kann, der in so weitläufigem Raume nicht umherfischen kann oder mag."

Dann, nach genauer Bezeichnung des zu Wählenden —: „Auf diese Weise würden die fünf starken Bände in ein Bändchen von kaum hundert Seiten zusammenschmelzen; aber darin wäre dann auch Alles reines Gold, und Mazza's Ruf erhöbe sich durch diese Kürzung um so höher, wie ein Baum bei weitem grüner und frischer erscheint, nachdem die trocknen Zweige abgeschnitten und die welken Blätter abgeschüttelt sind. Italien hat viele Dichter, denen durch ähnliches Bemühn ein wichtiger Dienst geschähe, und mancher jetzt berühmte Name wird sich in Vergessenheit verlieren, weil niemand den Muth hat zwanzig Bände zu durchlesen, um ein Dutzend Sonette und ein Paar Kanzonen aufzufinden, welche jenen hohen Ruf bewahrheiten." —

Maffei's Versuch einer Uebersetzung *Klopstocks* *) wird also eingeleitet: „Die Ansicht der meisten Italiener von Klopstock als Dichter des Messias ist ziemlich entfernt von der Wahrheit; man glaubt, er verwende die Poesie in metaphysischen Grübeleien und in theologischen Spitzfindigkeiten, und hält es für verlorne Mühe in diess Dunkel einzudringen. Die Stael in ihrem D e u t s c h l a n d war entweder unbekannt mit diesem Vorurtheil,

*) Saggio d' una traduzione (inedita) del Messia di F. A. *Klopstock*, intrapresa dal cav. Andrea *Maffei*. — Bibl. Ital. Tom. XXIII, p. 3 — 12.

welches die Franzosen doch mit uns theilen, oder sie wollte nicht dagegen streiten. Allerdings kann, was sie über diesen Dichter sagt, zur Einsicht in sein Werk genügen; doch möchte vielleicht Mancher einen angemessenen Auszug aus dem Messias vielen allzudunkeln Kapiteln ihres dritten Bandes vorgezogen haben. Es wäre dadurch anschaulich gemacht, dass niemals ein heiliger Gegenstand poetischer behandelt worden, und dass der Vorwurf lediglich von solchen ausgegangen, die, ohne jemals einen Vers dieses Gedichts zu lesen, sich eingebildet dass im Vaterlande Kants und Jakob Boehme's die Harfe Sions nicht anders als in den Nebelgängen der Metaphysik und des Mysticismus könne angeschlagen werden. — Schon lange Zeit war unsre Absicht diesem Irrthum entgegenzutreten, weil es uns nachtheilig und schimpflich schien, dass von dem grössten Gedicht der Deutschen kaum der Name in Italien bekannt sey. Allerdings fehlte es im vergangenen Jahrhundert nicht an Händen die eine Uebersetzung davon unternahmen, und dergleichen Versuche sind auch gedruckt worden, aber nur zum Nachtheil des erhabenen Dichters, weil jene Fabrikate so schmählich sind, dass sie Verständigen eher das Original verleiden könnten."

Nachdem der Kritiker erklärt hat, dass er durch die Maffei'sche Arbeit einer weiteren Auseinandersetzung überhoben sey, fährt er fort: „Aus der handschriftlich uns mitgetheilten Uebersetzung wählen wir, auch um des Vergleichs mit Tasso und mit Milton willen, die Stelle des zweiten Gesanges, wo bei Beschreibung der zu Christi Sturz versammelten Brüderschaft der Hölle die ganz neue Gestalt Abdiel Abbadona's sich zu entfalten beginnt, eines vordem aufrührerischen, jetzt reuigen Engels, der mit seinen Gefährten vom Himmel gestürzt worden und immer noch von Liebe erfüllt ist für seine einstmalige Heimath — eine bewundernswürdige Schöpfung des Klopstockschen Genius! Die Reue, wo jeder Pfad zur Vergebung versperrt, ein Herz voll Milde, wo jede Barmherzigkeit erloschen ist." —

Drei grössere Aufsätze desselben Jahres (1821), zu denen das von *Levati* zu einem historischen Roman verarbeitete *Leben Petrarca's* *) Veranlassung gegeben, dürfen wir als die Vorläufer der späteren Schrift *del Romanzo* ansehen, bei deren Betrachtung wir Zajotti's Grundsätze auf diesem Gebiet näher ins Auge fassen werden. Hier nur einiges über die Hauptperson und ihre Zeit Vorgebrachte: „— Wir gestehen gerne zu, dass es sehr einladend sey von Petrarca zu reden, diesem Weisen, dessen

*) Viaggi di Fr. *Petrarca* in Francia, in Germania ed in Italia descritti dal Prof. Ambrogio *Levati*. Milano 1820. — Bibl. Ital. Tom. XXIII, p. 145 — 169. Tom. XXIV, p. 3 — 23. p. 188 — 208.

gebildeter Geist überall zu Hause war Aber war es nöthig, dass zur Feier dieses so bedeutenden Mannes Levati sich erdichteter Farben bediente? Mangelte eine seiner würdige Lebensbeschreibung und fühlte Levati solcher sich gewachsen, warum es nicht versuchen? Die Vorschrift politischer Nichtbedeutung des Romanhelden ward niemals stärker verfehlt, weil nicht leicht unter jenen so sehr über uns hervorragenden Menschen des vierzehnten Jahrhunderts einer zu finden wäre der mehr der Geschichte angehörte als Petrarca. Petrarca gleicht nicht den gewöhnlichen Schriftstellern, deren Leben nichts anderes ist als die von ihnen ausgegangenen Werke. All seine Handlungen waren öffentlich und selbst die, welche bei den übrigen Menschen gänzlich verborgen zu seyn pflegen, tönten auf den Lippen jedes Gebildeten. Er schaute einzig nur und durch sein ganzes Leben nach Einem hohen Ziel, der Verherrlichung Italiens; seine Schriften sind nur eines der vielen Mittel die er zu diesem Zwecke aufbot. Die Päpste hatten, der französischen Macht zu dienen, ihren Sitz nach Avignon verlegt; Petrarca schleudert Donner und Blitz gegen Babel, und wird nicht müde die Oberhirten zurückzurufen zu der heiligen Stätte, welche dem Nachfolger des grösseren Petrus zukommt; er schreibt an Benedict XII, er erscheint vor Clemens VI, er zürnt gegen die Wahl des Limoger Innocenz, erhebt sich wieder zur Hoffnung bei Ernennung Urbans V und ladet ihn ein doch endlich nach Italien zu kommen, und spricht, und schreibt, und fleht soviel, dass endlich Urban unter uns erscheint; aber der unbeständige Oberhirt lässt bald wieder nach in der Liebe zum Vaterlande, und verlässt es um nach Frankreich zurückzukehren, wo er kaum angelangt seine Tage fast in Strafe endet; Gregor XI wird erwählt, und schon bereitet sich Petrarca vor ihm zu erscheinen um ihn nach Rom zu führen, als in Arquà der Tod die Ausführung des edelmüthigen Gedankens hemmt. Und o dass er gelebt hätte, um unter diesem Papste die Erfüllung seiner heissen Wünsche zu sehn! Aber die Rückkehr des päpstlichen Stuhls zu seiner alten Stätte reichte nicht hin für Italiens Erhebung; darum, als er kaum von Cola da Rienzi's Munde die ruhmwürdigen Namen der alten Roma aussprechen gehört, stand er auf, verkündete mit aller Kraft sein Lob, und empfahl sein Unternehmen. Und nicht ermüdete er, als er die glänzenden Worte jenes Tribunen zu trübem Ausgang sich wenden sah, und nicht entmuthigte ihn die Einsicht dass all seine Anstrengungen vergebens seyen die italischen Fürsten zur Eintracht zu bewegen; er wendete sich an das Haupt des Reiches, auf dass es durch sein Erscheinen in Italien vermöge seiner Macht die kleinen Tyrannen stürze die das

schöne Land zerrissen; er schrieb an Karl IV, nannte ihn Italiener, zeigte ihm die Leichtigkeit und den Ruhm der Unternehmung; und spornte ihn durch das Beispiel seines Vorfahren Heinrich VII; aber auch dieser wendete, zufrieden mit einem unfruchtbaren Titel, gar bald den Rücken, und Petrarca erneuert die scharfen Vorwürfe Dante's gegen Albrecht den Deutschen, zeigt ihm die Niedrigkeit jener Abreise, fährt fort ihm Vorwürfe zu machen auch im Alter noch, und ladet ihn unaufhörlich ein, und beweist ihm die Eitelkeit des dem Papste geleisteten Schwures nicht mehr nach Italien zurückzukehren. Und da Karl gleichwohl widersteht, ist Petrarca zufrieden seine Pflicht erfüllt zu haben gegen Mit- und Nachwelt. Und nicht nur in diese grossen und öffentlichen Geschäfte, auch in die Privatangelegenheiten der Fürsten greift Petrarca ein. Marsiglio de Rossi klagt bei dem Papst die Scaliger und Correggiesen unrechtmässiger Besitznahme Parma's an. Petrarca wirft sich zum Vertheidiger Azzo's von Correggio auf und ficht edelmüthig seine Sache durch, ohne darum seine Freundschaft gegen die Rossi zu schmälern. Es fürchten die Visconti, dass die Waffen Karls des Vierten gegen sie sich wenden; Petrarca begiebt sich als Gesandter nach Prag und erwirkt einen günstigen Bescheid. Pavia wird von Fra Jacopo Bussolari der Familie Beccaria entrissen, und die Visconti erlangen von Petrarca, sich der Umstimmung jenes Mönchs zu unterziehen. Warum aber das Leben eines so grossen Menschen stückweise verfolgen? Sich einen angemessenen Begriff von ihm zu machen, genügt es ihn sich vorzustellen in dem Augenblick, wo er zum Ordnen des von Parteien bedrängten Roms von der ganzen christlichen Welt auserwählt wird wie ein Orakel, an welches die zu solch edler Unternehmung von Clemens VI erlesenen Kardinäle sich wenden, und er, allzeit sich selber gleich, der Freund des gefallenen Tribunen und Karls des Vierten, den päpstlichen Abgesandten über die Art die ewige Stadt zu lenken dieselben Rathschläge ertheilt, die er Cola da Rienzi gegeben.“

„Wer mag nun noch behaupten, dass dieser Mensch nicht der Geschichte angehöre? Gesandter der Monarchen und der Republiken nach Neapel, Venedig, Prag, Paris, Bologna, Anwalt der Fürsten, Friedensstifter der Städte, Berather und Freund der Kaiser und Päpste. Robert, der weiseste König der Christenheit, ist ganz ihm hingegeben, und er ganz hingegeben an Robert. Und wenn Petrarca auch von dem Allem nichts gethan, würde er immer noch einer der einflussreichsten Menschen seyn nicht nur auf sein eigenes, sondern auf alle nach ihm gekommenen und noch zukünftigen Jahrhunderte. Seine lateinischen Schriften, seine Gesänge, seine

Entdeckungen, seine Studien des Alterthums gaben jenem Zeitalter einen solchen Anstoss, dass ihm Name und Ruhm des grössten Wiederherstellers der italienischen Litteratur geworden, ein Name und ein Ruhm der ihm noch heute bleibt

Und bleiben wird bis an der Zeiten Ende.

Glücklich wer Lobenswerthes geschrieben, glücklicher wer Beschreibenswürdiges gethan, am glücklichsten wer wie Petrarca Beides wunderbar vereinigt!" —

Nun glaube ja Niemand den oben aufgestellten Ansichten leicht und bequem begegnen zu können mit dem Einwurf, es sey ja eben das Vorrecht und die Aufgabe der Poesie, wo sie historische Stoffe zur Grundlage hat, die geheimen inneren Vorgänge aufzuzeigen, welche die Geschichte verschweigt, die Regungen des Herzens bei dem unerbittlichen Gange der Begebenheiten darzulegen, die Berechtigung des betheiligten, von dem rollenden Weltrade nicht beachteten Gefühls hervorzuheben, und so für das innere Auge die versöhnende Vermittlerin zu bilden zwischen dem als unabänderliche Thatsache sich zu Tage Legenden und den die Begebenheiten verflechtenden unsichtbaren Fäden. Dass dieser tieferen Anschauungsweise Zajotti sich nicht entzieht, sondern sie recht eigentlich zum Angelpunkt seiner Betrachtung macht, zeigt sein näheres Eingehen auf das Levati'sche Werk, dem er — den historischen Roman, wie jener ihn aufgefasst, als Faktum einmal zugegeben — gerade den Mangel solcher in das innere Leben eingehender Behandlung zum Hauptvorwurf macht. Hiervon nur ein Beispiel aus dem zweiten Artikel:*) „— Wer Petrarca kennen will, der muss zunächst ihn unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, und dann, wenn er die Leidenschaft gefunden welche in ihm vorgeherrscht, durch sie gewisse Handlungen unter eine Einheit fassen, die ohne solchen Führer kaum in Einem Menschen möglich scheinen. Man sage nicht, dass diess den Biographen zur Bildung eines Systems verleiten würde, ein Standpunkt, beinah immer auf Kosten der Wahrheit angenommen; Petrarca's Wesen will nothwendig in seinen Handlungen und seinen Schriften aufgesucht seyn, aber einmal aufgefunden muss es als Erklärung dienen, warum er manchmal so abweichend von sich selbst gehandelt und geschrieben. Der öffentliche und der Privatmann, der lateinische und italienische Dichter, der Philosoph und der Liebende sind in ihm, und

*) Bibl. Ital. Tom. XXIV, p. 4 sqq. — Der dritte ist vornehmlich der kritischen Untersuchung schwieriger, falsch verstandener, oder irrig ausgelegter Stellen aus Petrarca's lateinischen Schriften gewidmet.

bekämpfen sich oft gewaltig. Dieser Kampf findet Erklärung nur in Einem Worte, und dieses magische Wort wird, wer die Welt kennt ohne sie zu lieben, *Ehrgeiz* nennen; wer die Welt liebt ohne sie zu kennen, wird ihm den Namen *Liebe* geben. Wir erlauben uns nicht zu entscheiden.

„Die fünf Bände, von denen wir sprechen, von sehr verschiedenen Bestimmungen eingegeben, sind ein Denkmal, das Levati Petrarca's Ruhm errichten wollte, nur dass zu genügender Ausführung dem guten Willen die Kräfte nicht entsprachen. Und in der That sehen wir nicht ein warum er einen Roman geschrieben, wenn er dadurch nicht die Freiheit erwerben wollte seinen Helden nur unter dem günstigsten Gesichtspunkt darzustellen. Er hat es nicht gethan, *hat, ohne die Wahrheit aufrecht zu erhalten, nicht gewusst die Dichtung auszuschmücken*; manchmal erfindet er Handlungen und Worte, die offenbar seinen Helden herabwürdigen, manchmal stellt er durch Erzählung wahrhafter Begebenheiten ihn in ein nachtheiliges Licht; bald unterlässt er ihn zu tadeln, wo die Gerechtigkeit solches verlangte; bald tadelt er ihn, wo die Vertheidigung ganz nahe lag... — Zunächst aber fragen wir den Verfasser, warum er zu einer Beschreibung der Reisen Petrarca's den Anlauf genommen von dem was dieser in Languedoc gethan, als er schon beherrscht war von der Liebe, und nicht vielmehr jenen anderen Moment gewählt, wo er gefesselt wurde von den Augen Laura's. Diess Ergriffenwerden des anmuthvollen Dichters war ein so schöner Gegenstand der Darstellung, dass ein Romanschreiber ihn nimmer durfte fallen lassen; und er war von solcher Wichtigkeit, dass er dem ganzen Leben des Mannes das Gepräge gegeben hätte. Ein Historiker durfte vielleicht die Liebe des Dichters als Nebensache betrachten; der Romanschreiber musste sie zur Seele seiner Arbeit machen. Und wieviel Anmuth wäre nicht erwachsen für die fünf schweren Bände, wenn Levati mindestens die so leichte Einheit verfolgt hätte uns Petrarca darzustellen immer als Liebhaber Laura's, und immer ungewiss über seinen Zustand kämpfend zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen freundlicher Erhörung und Verschmähung! — Es sucht der Unglückliche ferne Länder, aber in seiner Seite steckt der Pfeil; er wird bekränzt mit dem Lorbeer, aber was zumeist in diesem Kranze ihm gefällt, das ist die Aehnlichkeit mit dem Namen seiner Dame; er zieht mitten durch die Waffen, aber sein Krieg ist in der eignen Brust; im Aufenthalt bei den Päpsten und an den Höfen der Fürsten flieht er diesen Gedanken welcher ihn verfolgt. Vielleicht gewährt das zur alten Grösse rückkehrende Italien ihm einige Erleichterung; er flieht, er müht sich ab, er bietet Alles auf diess zu ver-

wirklichen; der Glanz des Ruhmes kann vielleicht ihn trösten, er schreibt seine unsterblichen Werke, um von diesem treu gehegten Schmerz sich zu befreien; aber weder der Lorbeer des Kapitols, noch die Gunst der Grossen, noch der Ruhm, der ihn umgiebt, vermögen ihn jenem schönen Antlitz zu entfremden, das ihm stets so nah ist und so fern, bis der müde Geist in Arquà aus dem gequälten Leibe weicht. Nicht an den Höfen oder den Akademien, nicht bei den Kaisern oder Gelehrten, sondern wo der Himmel klarer ist und freundlicher, weilt sein Herz über einem hinrieselnden Bächlein

Wo das Wehen athmet
Eines frischen duftigen Lorbeerhains.

Anderswo erschiene nur allein sein Bildniss. — — So, wenn wir uns nicht gänzlich täuschen, musste ein historischer Roman erfasst werden, nachdem die schlimme Wahl des Helden einmal auf Petrarca gefallen. Und solch ein Roman, ausgeführt von einer leidenschaftlichen Seele, könnte gefallen trotz den von dem Gegenstande unzertrennlichen Fehlern; denn die Liebe ist von allen Gefühlen das mächtigste, und jedes Zeitalter erwärmt sich an ihrer göttlichen Flamme.“ —

Es kostet Ueberwindung hier abzubrechen, ohne mindestens einen Ueberblick zu geben von der mit eben soviel Scharfsinn als Gefühl des Rechten ins Einzelne durchgeführten Kritik, wie der Romanschreiber mit seinem Helden und dessen Zeitalter verfahren und nicht hätte verfahren sollen. Da aber alle Betrachtungen in einem organischen Zusammenhang stehen, so ginge allzuviel verloren in einem Auszuge, und das Ganze würde zuviel Raum in Anspruch nehmen. Keinenfalls dürften diese Aufsätze einem mit Petrarca und seiner Zeit sich Beschäftigenden unbekannt bleiben, zumal in Deutschland, wo eine aus tieferer Einsicht und aufrichtiger Gesinnung hervorgegangene Rechtfertigung Petrarca's um so mehr Berücksichtigung verdient, nachdem so strenge und bedeutsame Stimmen den Dichter und Menschen angeklagt und verurtheilt haben. Dass aber Zajotti in seiner Vertheidigung auch hier unparteiisch dasteht, das beweisen sehr entschiedene, mit scharfem Blick und edlem Zorn durchgeführte Betrachtungen, vor allen die, wo er — hier im Dienste der Wahrheit gegen die beschönigende Darstellung Levati's auftretend — den Dichter Laura's höchst unedler Anwandlungen kleinlichen Neides bezichtigt im Rückblick auf seinen grossen Vorgänger Dante. —

Eine zergliedernde Darlegung des Inhalts und Werths von *Byrons Marino Falieri* *) kündigt sich selber an als hervorgerufen durch ein Urtheil

*) Bibl. Ital. Tom. XXVI, p. 88 — 101.

in den Wiener Jahrbüchern (viertes Quartal d. J. 1821), „welches den Dichter tadelt, in dem Bau seines Werkes allzusehr sich von der romantischen Schule entfernt zu haben und auf diesen Vorwurf durchweg seine Folgerungen begründet.“ Zajotti dagegen nimmt den Grundsätzen gemäss, die wir aus früheren Aufsätzen bereits an ihm kennen, den englischen Dichter in Schutz während er von ganz anderer Seite ihn angreift, von der Seite, die als Schattenpartie Byron'scher Lebensansicht überhaupt vornehmlich in Betrachtung zweier Charaktere sich darstellt, deren einer, von dem deutschen Kritiker rühmend hervorgehoben als der gelungenste der Tragödie, von Zajotti vielmehr getadelt wird als allzu wenig in die Handlung eingreifender Träger der verdüsterten Lebensansicht des englischen Dichters, der andere dagegen, welchen jener angegriffen hatte, gerühmt als musterhafte Ausnahme von dem leidenschaftlichen Gelüste dunkler Weltanschauung und schwelgender Gefühlszerrissenheit. Es sind die Gestalten des Patriziers Lioni und der Gattin des Dogen. Hören wir Zajotti selbst —: „Noch ein Wort über Angiolina, weil der geehrte Kritiker nicht mit gebührendem Lobe diesen Charakter behandelt, der uns von höchster Schönheit erscheint und von solcher Bedeutung, dass nur Faliero ihm als Gegensatz den Vorrang streitig machen kann. Diese wunderbare Frau ist das wahre und lebendige Bild der Tugend; vielleicht könnte sie eben darum nicht die Heldin einer Tragödie seyn, aber an die Seite Faliero's gestellt ist sie wohl die edelste Schöpfung des Byronschen Genius. Angiolina erscheint im Sturme wie ein Stern des Heils, und wenn der bedrängte Doge umkommt, so geschieht es, weil er nicht sein Auge jenem Strahl zuwendet, ihm nicht Folge leistet. Der Engel des Friedens und der Dämon des Hasses liegen im Kampfe, und wo nach Erlöschen aller Hoffnung Angiolina den Gatten tröstend zu würdigem Tode auffordert, da scheint sie wahrhaft gelöst von allen Schwächen der Menschheit sich der Erde zu entheben und ihre Flügel schwingend mit Gott zu rechten über die Grausamkeit der Menschen; Faliero selbst erbleicht an ihrem Lichte. Den Kenner der übrigen Byronschen Werke muss diese Gestalt sehr ansprechen — eine blumenreiche Insel dem im Eismeer Schiffenden, ein lebendiger Quell dem Wanderer im Gluthsande Arabiens. Nicht ohne Grund ward dem Dichter vorgeworfen, dass er allzusehr in Ausmalung des muthigen und kräftigen Verbrechens sich gefalle; sein Held war immer ein Titane der gegen die Götter kämpft, oder, wenn die Romantiker das lieber hören, ein Mephistopheles der die Tugend mit Hohnlächeln anschaut, die Begeisterung wie eine Narrheit behandelt. Es war nicht zu bezweifeln, dass der Dichter

einen tiefen Groll gegen die Menschen hege; manchmal schien er, ähnlich dem Schillerschen Karl Moor, den Ozean vergiften zu mögen, damit sie Tod aus allen Quellen saufen. Erschien in seinen Dichtungen eine Frauengestalt, so sah man nur ein schwaches, aufgeregtes, wollüstiges Geschöpf; von ursprünglicher, keiner Leidenschaft dienenden Tugend ist das erste Beispiel diese Angiolina. Solch ein Wechsel giebt uns Hoffnung, dass Byrons Herz versöhnt sey mit den Menschen, und dass er endlich das Recht erlangt für sie zu dichten."

Interessant ist es, mit diesen Ansichten des Kritikers einen späteren, zu Anfang seines letzten Lebensjahres geschriebenen Aufsatz „Venedig und Georg Byron" zu vergleichen, den zuerst das turiner „Museum" gebracht und die venezianer Zeitung abgedruckt. Auch die darin gegen den Dichter erhobenen Vorwürfe gehen aus der Grundansicht hervor, dass in der Poesie Versöhnung der feindlichen Elemente vorwalten müsse, dass sie, um nicht ihrem hohen Berufe untreu zu werden, dem Dante'schen *Sonnenstrahl in einem goldnen Spiegel* zu entsprechen habe. Interessant ist auch der Schluss der obigen Kritik, in welchem der begeisterte Freund seines Vaterlandes nicht ansteht zu behaupten, die angedeutete Versöhnung, den neuen Lebensquell in seiner Poesie, die Annäherung an den reinen Geschmack und die ideelle Schönheit verdanke Byron wohl vornehmlich seinem längeren Aufenthalt in Italien, weshalb auch um so mehr aus Italien „eine lobpreisende Stimme sich zu dem hinwenden musste, der von dem Wettrennen im Hyde-Park sich mit unseren Grössten in die olympische Bahn wirft." —

Die mit gehaltvollen Betrachtungen begleitete Musterung eines seinem Wesen nach beschreibenden Gedichts — *Arici's Sirmium* *) — dürfte auch wohl unserem Lessing gefallen haben und ihm ein erfreulicher Beitrag zu den im Laokoon entwickelten Grundsätzen erschienen seyn. Auch geht Zajotti in seinen Betrachtungen aus von unsrem grossen Kunstrichter; und können wir gleich den gegen ihn erhobenen Vorwurf nicht zugeben, so dürfen wir immerhin zufrieden seyn mit der ihm gezollten ehrfurchtsvollen Anerkennung.

„Die Poesie und die Malerei darf man Schwestern nennen, nicht aber so, dass bei genauer Prüfung nicht bedeutende Unterschiede sich ergeben; diese hat der hellblickende Lessing in seinem Laokoon mit so grosser Meisterschaft dargestellt, dass eine allzukühne Hoffnung wäre ihn zu

*) Sirmione. Versi di Cesare *Arici*. — Milano 1822. — Bibl. Ital. Tom. XXVII, p. 16 — 27.

besiegen; aber wie jenes Werk dasteht, können Wenige nur ungestraft es lesen, weil er inmitten der scharfsinnigsten und richtigsten Erwägungen nicht selten mit Trugschlüssen gegen die Wahrheit zu Felde zieht und Haupt jener Schule wird, über deren Nutzen für die Deutschen wir nicht streiten wollen, deren Nachtheil aber für Italien wir versichern können. Es wäre daher ein lohnendes Bemühen, dass einer den Laokoon übersetzte, dabei aber jene Stellen einer strengen Prüfung unterwürfe, wo Lessing wissentlich vom richtigen Pfade sich entfernt, vielleicht mehr um einen neuen zu eröffnen, als einen besseren zu suchen. Wer aber so schwierigen Versuch wagen wollte, der müsste vor Allem erst die vielen Schriften dieses gewaltigen Deutschen lesen, weil die stärksten Waffen sicherlich ihm daraus hervorgehn würden."

Nun werden die gegen beschreibende Poesie im Allgemeinen erhobenen und zu erhebenden Vorwürfe aufgeführt und dargethan, wie durch Vermählen mit geistigem Gehalt deren wesentliche Mängel zu vermeiden sind. „Das Langweilige dieser Dichtungsart zu überwinden", heisst es unter Anderem, „giebt es kein besseres Mittel als uns häufig dem nur Schaubaren zu entheben, um uns in eine unsichtbare Welt zu versetzen. Auch wird von wesentlichem Nutzen seyn, wenn die süssen Empfindungen des inneren Lebens mit den prächtigen Erscheinungen der Natur verschmolzen werden, so dass wir abwechselnd von einem Zeitalter in das andere übergehn, von der Entzückung der Augen zu den Betrachtungen der Seele und zu den Empfindungen des Herzens." — Es wird an dem Arici'schen Gedicht mit leisem Nachspüren in seine geheimsten Gänge aufgezeigt, wie der Dichter diesen rechten Pfad verfolgt, und ihm am Schlusse zugerufen: „Verfolge er ihn muthig auch fernerhin, seinen würdigen Beruf darthuend, und beklage sich nicht, wie er zu Anfang dieses Gedichts gethan, über die Anfeindung der Böswilligen. Die Irrlichter des Neides verlöschen nur beim Anzünden der Leichenfackel; aber welch schlimmere Züchtigung für jenen unseligen, als sich zu verzehren in seinem trüben Bewusstseyn?" —

Ich weiss nicht, ob das Arici'sche Gedicht bereits irgendwo ins Deutsche übertragen ist; einer mit Liebe durchgeführten treuen Uebersetzung möchten wir fast mit Gewissheit eine günstige Aufnahme in Deutschland versprechen. —

Bemerkenswerth als früher Keim des Jahre lang im Herzen getragenen Gedankens *vom angemaassten Ruhm und ungerechter Vergessenheit* ist die Gedächtnissrede auf den 1822 im neunzigsten Lebensjahre gestorbenen

Veronesen *Bartolomeo Lorenzi* *), einen durch Leben und Schriften ausgezeichneten Mann. „Es müsste durch strenges Gebot verordnet seyn," sagt Zajotti im Eingang, „dass nur der echten Tugend Lob gespendet werden dürfte, wie drüben im Reiche Ava gesetzlich untersagt ist den vorzüglichsten Marmor anders zu verwenden als zu Götterstatuen. Weil es aber etwas Anderes ist zu der Hefe des Romulus zu sprechen, etwas Anderes in Platons Republik, so muss wenigstens dafür gesorgt werden, dass die schlichte Herzensgüte im Bunde mit geistiger Höhe durch feierliche Erklärung an den Tag gelegt werde, dann zum mindesten, wenn der Tod von dem Preiswürdigen jeden Grund verderblichen Neides entfernt hat." — Nach Aufzeigen der vielfachen Anerkennung, welche dem Dahingeschiedenen bei seinem ersten Auftreten um die Mitte des verwichenen Jahrhunderts geworden, der bedeutenden Erwartungen, die seine Improvisazionen erregt, der hohen Vorzüge, welche dieselben ausgezeichnet vor der in Verwässerung und hohles Reimgeschwätz versunkenen Poesie damaliger Zeit, wird übergegangen zu den Ursachen, die seinen späteren Ruhm unter den Mitlebenden beeinträchtigt —: „Lorenzi, höherem Streben zugewendet, begnügt sich nicht mit solch vorübergehenden Triumphen; er wendet sich der Ausarbeitung langsam reifender Gedanken zu, und tritt 1778 hervor mit einem grösseren Lehrgedicht *über den Anbau der Berge.* — Ein Ruf beeinträchtigte damals den anderen Auch geben die Menschen nicht gerne zu, dass Einer auf zwei verschiedenen Bahnen zum Ruhm aufsteige. Dieselben, die das ihnen unerreichbare Lob der Stegreifdichtung ihm willig zugestanden, fingen an seine Widersacher zu werden, als sie in ihm einen mächtigen Nebenbuhler in der Kunst des ausgearbeiteten Verses gewahrten; sie streuten unter der grossen Menge aus, die Begeisterung, welche Lorenzi beim improvisirten Gesange erleuchte, verlasse ihn, wenn er nachdenkend dichte" —

Der in diese Betrachtung verflochtenen treffenden Worte über Improvisazion und der lebendigen Schilderung italienischer Zustände in jenen denkwürdigen Zeiten haben wir schon oben in Zajotti's Lebensabriss Erwähnung gethan. Lorenzi wird zwar freigesprochen von den aufgedeckten Mängeln gewöhnlicher Improvisatoren; der Adel seines Geistes, das Hingeben an dergleichen Uebungen bei schon reifem Urtheil hat ihn davor bewahrt; gleichwohl aber wird zugestanden, dass selbst aus seinen späteren Dichtungen hier und da der Improvisator hervorblicke, und dass ein

*) Bibl. Ital. Tom. XXVII, p. 145 — 169.

früheres Losreissen von dieser Gewohnheit ihn noch bei weitem höheren Dichterrang würde erworben haben. Diess wird im Einzelnen nachgewiesen, zugleich mit Hervorhebung von Partien würdig Ariosto's und Virgils, seiner Hauptvorbilder. Es wird ferner die schöne Uebereinstimmung des Adels seiner Verse und seines Lebens gepriesen, und an einer seiner spätesten Dichtungen gezeigt, wie selbst des neunzigjährigen Greises Seele noch nicht gealtert war.

„— Und ein so edler Geist konnte beinah vergessen werden von diesem Jahrhundert, das in der Dichtkunst doch so weniges der Vergessenheit nicht Unterliegendes hervorbringt! Auch jetzt noch vernehmen wir seiner nicht würdige Urtheile über ihn, und vielleicht wird noch ein Geschlecht vorübergehen müssen, bevor sein wahrer Platz ihm angewiesen wird; so schwierig ist es, eine veraltete falsche Meinung auszurotten! Sieben bis acht Dichter besass zu allen Zeiten Italien, und von diesen höchsten brauchen wir nicht zu sprechen; aber es wird die Zeit kommen, wo in die kleine Familie, die nach ihnen folgt, Lorenzi wird aufgenommen werden . . .“ —

Lassen wir dahingestellt ob Zajotti in seinem, wie es scheint, auf ein Höchstes angelegten Werke unter die ungerechter Vergessenheit zu entreissenden Namen auch den Bartolomeo Lorenzi's würde eingereiht haben, und bemerken nur, dass ein Theil seiner Verkündigung noch früher in Erfüllung ging als er vielleicht erwartet. Sechs Jahre später nehmlich — 1828 — wurde dem würdigen Lorenzi in Santa Anastasia, einer der Hauptkirchen seiner Vaterstadt, ein Kenotaph errichtet, geschmückt mit der Büste des Dahingeschiedenen. Diesen feierlichen Akt, welchen ein Hymnus des veronesischen Dichters Ippolito Pindemonte begleitete, berichtet Zajotti im Rückblick auf seine frühere Verherrlichung des Gefeierten mit jener herzlichen Anerkennung, die er überall dem Adel der Gesinnung zollt. — *)

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung einer Arbeit, die ihrem Verfasser bitteren Hass und Anfeindungen aller Art und die vielzüngige Verläumdung derer zugezogen, die, weil ihr eigner Standpunkt innerhalb der Schranken eines Parteigeheges, ihr Gesichtspunkt durch vorgefasste

*) Stanze d' Ippolito *Pindemonte* per Bartolommeo Lorenzi. — Verona 1828. — Bibl. Ital. Tom. LI, p. 219 sq.

Ansichten überall getrübt und abgeschlossen ist, einen Andersmeinenden, kräftig ihnen entgegen Tretenden gar nicht mehr als wurzelnd auf eignem Boden betrachten können, sondern nothwendig als im Dienste ihnen feindlich entgegenstehender Mächte. Selbst wohlgesinnte Männer, die mich mit Zajotti's Biographie beschäftigt wussten, haben mich in freundlichster Absicht ermahnt, *die drei Artikel*, die er in einer früheren Periode (1822) *gegen Rosmini's mailändische Geschichte* geschrieben *), entweder mit guter Art zu umgehen, oder doch mit diplomatischer Geschicklichkeit so zu behandeln, dass deren Inhalt verschleiert werde. Andere, die von seinen Schriften nur Späteres kannten und ihn als Menschen hochschätzten, meinten ohne weitere Prüfung, es könne Zajotti vielleicht am sichersten Entschuldigung finden durch die Annahme in den verschiedenen Epochen seines Lebens wechselnder Denk- und Gefühlsweisen, wie das ja auch bei vorzüglichen Malern der Fall sey in ihren so genannten verschiedenen Manieren. Alles dieses hatte mich um so mehr aufmerksam gemacht auf jene Artikel, und ich ging nicht ohne die Besorgniss daran, hier vielleicht auf mir bis jetzt entgangene Schwächen des verehrten Mannes zu stossen, auf jugendliche Widersprüche, die klar und unumwunden aufzudecken unerlässliche Pflicht gewesen wäre. Wie aber freute ich mich bei näherem Eingehn, all jene Vorsichtsmaassregeln wohlmeinender Befangenheit als ganz und gar unnöthig, jede feindliche Verunglimpfung aus früherer Zeit der aufgeregten Parteiansichten aber auf das einfachste und klarste widerlegt zu finden durch die Sache selbst, die, weit entfernt einer entschuldigenden Vermittelung oder durch innere Besserung unterstützten Vertheidigung zu bedürfen, vielmehr der einleuchtendste Beweis ist, wie Zajotti überall sich treu geblieben im Eifer für das anerkannte Echte und Gute, für welches seine Stimme zu erheben ihn weder die Drohungen und Verläumdungen parteiisch Verblendeter noch die Warnungen ängstlicher Freunde jemals haben zurückhalten können, wie der Unterschied von Jugend und Mannesalter sich bei ihm nicht in einer Umwandlung der Gesinnung zeigt, sondern nur darin, dass der Mann das, was der Jüngling mit stürmischem, ungeduldig sprühendem Feuer verfochten, mit der sicheren Ruhe eines geläuterten Temperamentes vertritt. Schade, dass der Umfang jener Artikel eine vollständige Mittheilung nicht zulässt; aber ihr Inhalt, in welchem sich Zajotti's Weltanschauung und Geschichtsansicht früh auf umfassende Weise spiegelt, ist schon dadurch und zugleich durch

*) Dell' Istoria di Milano del Cav. Carlo de' *Rosmini*. — Milano 1820. — Bibl. Ital. Tom XXVIII, p. 3 — 19. p. 145 — 163. — Tom. XXIX, p. 3 — 37.

mehrere mit Wärme ausgeführte Einzelfälle, deren falsche Stellung ihn zu durchgreifender Berichtigung anregt, zu interessant als Zeugniss entschiedenen Berufs auf einem Felde, dessen Bearbeitung er die Musse späterer Jahre vorzugsweise zu widmen sich gedrungen fühlte, um nicht mindestens dem Ueberblick des Ganzen einige längere Auszüge einzuflechten.

Als Einleitung zu seinem Unternehmen sagt Zajotti: „Mit widerstrebendem und zweifelndem Gemüthe schicken wir uns an zur Beurtheilung des Rosmini'schen Werkes, weil dasselbe in so verschiedner Art besprochen worden, dass vielleicht nicht Vielen gefallen kann, wer ohne einer anderen Partei als der Wahrheit zu folgen sich darüber auslässt. Doch giebt es immer eine kleine Anzahl, die auf einen Standpunkt sich erhebend, zu welchem das Kampfgeschrei der Leidenschaften nicht hinzudringen vermag, über den mitlebenden Schriftsteller urtheilt, wie die Kinder ihrer Enkel darüber urtheilen werden. Der Beifall dieser Wenigen ist es, den wir immer und mit allem Eifer zu erlangen streben; und jetzt thut mehr als jemals noth, Stärke und Muth daraus zu schöpfen, um hervorzugehn und unsre Bahn zu verfolgen ohne durch das Geschrei der Menge uns aufhalten zu lassen; weil über die schöne Litteratur Alle keck urtheilen können, oder doch zu können glauben, über die Geschichte aber, vornehmlich längst vergangener Jahrhunderte das Urtheil nur sehr Wenigen zusteht. Die Menge begnügt sich leicht, sobald nur ihre Neugierde befriedigt wird; allein der Denker fragt, welche Lehren für ein ehrbares und glückliches Leben daraus hervorgehn; und wenn das Bild der Vergangenheit nicht zugleich ein Spiegel der Zukunft ist, wirft er mit Unwillen das Buch von sich. Ein neuer Guicciardini ward Rosmini von Einigen genannt, sein Werk eine köstliche Arbeit, würdig den gepriesensten der Alten an die Seite gestellt zu werden; Andere bezeichneten es als eine jämmerliche Chronik ohne Leben, ohne Urtheil, den Verfasser als einen langweiligen Pedanten, einen kalten Compilator. Und als Grund solcher Verschiedenheit der Ansichten, die auf den ersten Blick schwer zu erklären scheint, leuchtet dem aufmerksamen Leser auf das klarste ein, dass Rosmini sich nicht frei zu erhalten gewusst von Vorurtheilen, dass er in den grossen Fragen, die seit Jahrhunderten die tiefsten Geister beschäftigen, mit Hartnäckigkeit sich einer Ansicht hingab, die höchstens mit bescheidnem Zweifel dürfte vorgetragen werden, und dass er, den inneren Blick von ihr getrübt, zur Abfassung seines Buches schritt. Manchem fiel auch auf, dass er vergessen, wie es dankbar und ein schönes Zeichen freimüthigen Schamgefühls sey zu bekennen, welcher Hülfsmittel man sich bedient; und von diesem

Flecken kann Niemand ihn befreien, weil die Schande dessen allzugross seyn würde, der einen Undankbaren vertheidigte. Und diesen Namen ertheilen wir, auf die Gefahr hin darob mit den Moralisten in Zwist zu gerathen, jedem, welcher in der Litteratur einer fremden Arbeit, der er sich bediente, mit böswilligem Schweigen vergilt. Wer Rosmini's Geschichte gelesen, der versteht jetzt schon unsere Worte; den Uebrigen erklären wir uns deutlicher weiterhin."

Nunmehr schreitet der Kritiker zur Prüfung des Einzelnen. Er untersucht vor Allem die Grundansichten, von denen der Verfasser bei Unternehmung seines Werkes ausgegangen, damit derselbe sich nicht etwa beklagen könne, dass man seine Arbeit unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet als er selber festgestellt. Er zürnt ihm, dass in der einleitenden Zueignung an einen hohen Gönner als Entschuldigung für etwaige Mängel *Unzulänglichkeit*, *Mattigkeit des Geistes*, *und bereits dem Niedergange zuneigendes Lebensalter* angeführt wird. „Solch rhetorische Albernheiten", sagt Zajotti, „überlasse man doch jenen plumpen Magistern, die fähigen Jünglingen nichts Andres darzubieten wissen Es kommt darauf an zu erfahren, ob ein Autor seinem Unternehmen gewachsen, keineswegs aber, warum er demselben nicht gewachsen ist." — Er zürnt ihm ferner, dass er den Geist der Auffassung und Darstellung so tief unter die Gaben stellt, die er als Urtheil und Kritik rühmt, und sagt unumwunden, dass von solch einem Verächter des Geistes nichts Bedeutendes könne erwartet werden. Er hält ihm mit beizender Schärfe vor, dass er den Vorwurf der Trockenheit seiner ersten Bücher von sich abwälzend den gleichzeitigen Chronisten zuschiebt, welche ihm nicht mehr geliefert, und denen er, ohne sich zum Romanschreiber zu machen, nichts habe zusetzen können. „Diese Worte, auf ihren wahren Sinn zurückgeführt, bedeuten, der Historiker könne nur das zusammenlesen was die Anderen gesagt; so wird er mager und trocken seyn, wenn er nur dürre Chroniken vor sich hat, reichlich und überströmend, sobald er in Zeiten eintritt, die von trefflichen Geschichtschreibern durchleuchtet sind. Wir aber halten dafür, dass die Sache ganz entgegengesetzt müsse angegriffen werden. Wo wahre Historiker fehlen, wo der Ursprung der Begebenheiten von Dunkel umhüllt ist, da eben hat der Schriftsteller seine Kraft zu bewähren und darzuthun, wie er jene kleinen Ringe auffasst, welche dem gewöhnlichen Auge sich entziehen." Und weiterhin, nach näherem Eingehn auf jene Ansichten —: „Mit Recht verneint Rosmini, dass der Historiker sich in Vermuthungen ausbreiten dürfe. Darum aber soll die Geschichte nicht etwa eine Reihe unzusammen-

hängender Thatsachen erzählen, verbunden nur hier und da durch einen ärmlichen rhetorischen Uebergang. Er ist ein Mensch, der eine Begebenheit darstellt, welche Allen wichtig ist zu hören; er ist keiner aus der Menge, dem man jede eigene Betrachtung weigert, sondern ein Weiser, welcher aus der Schule der Vergangenheit die Regeln richtigen Handelns der Gegenwart darbietet und der Zukunft vorbereitet, und so, wenn wir sie recht erfassen, uns die strenge Schule der Erfahrung erspart. Dem Richter, dem Lehrer der Nazionen ist es wohl gestattet seine Ansicht vorzutragen, wenn das Geschehene nicht sattsam seinen Ursprung offenbart; in Zeiten hineingestellt, die ihm erlauben eine Handlung auch in ihren Wirkungen zu beurtheilen, und fähig sie mit ähnlichen zu vergleichen, welche das Schicksal in verschiedenen Jahrhunderten zu wiederholen sich gefiel, kann er bei weitem mehr als seine Leser vor- und eindringen und den verborgenen Grund der Dinge offenbaren, in welcher Erkenntniss, wenn die Wahrheit das höchste Gut für den Geist ist, nach unserem Dafürhalten der Inbegriff aller menschlichen Wünsche und das Mehr oder Minder unserer Glückseligkeit beruht.“ — Und diese hohe Aufgabe des Historikers fest im Auge schreitet er nun weiter und weist Zug für Zug dem Vorredner an seinen eignen Grundsätzen nach, dass er nicht der Mann ist zu deren Lösung. Er weist ihm nach, wie entfernt er ist von aller Philosophie der Geschichte, wenn er, dieselbe verwechselnd mit *ungehörigen Erörterungen* und *weitschweifigen Diatriben* über die Rechte von Staat und Kirche, und dergleichen, sich solchen Mangels mit selbstgefälliger Bescheidenheit rühmt; er zeigt, die Kluft zwischen hohler Sophisterei und tieferem Eingehn in das Wesen der Dinge aufdeckend, den innigen Zusammenhang des Historikers und des Politikers, „die nicht ihr Amt miteinander verwechseln dürfen, sondern einer an der Macht des Anderen sich kräftigen sollen, und die, wenn beide den rechten Sinn haben und aus Leichtsinn nicht verfehlen, den Stürmen der Unredlichen eine eherne Mauer entgegenstellen können, weil doch gar Viele gern von einem wahrhaftigen Manne die einfache Stimme der Wahrheit hören.“ Diesen ernsten Beruf erwägend und näher bezeichnend ruft er begeistert aus: „Ja, die Macht des Schriftstellers ist gross; manchmal genügt ein einziger Mensch, gleich Curtius einen Abgrund auszufüllen. Die Dinge sind dahin gekommen, dass die Guten sich zusammenschaaren müssen zu einer heiligen Myriade, die unsterblicher seyn wird als die persische. Die Schlechten sind verbündet, soweit überhaupt Eintracht unter den Schlechten seyn kann; und die Guten schauen einander an, und stehen, ohne der Schande zu gedenken,

mit welcher Solon diejenigen Bürger belegte, die bei öffentlichen Unruhen durch Theilnahmlosigkeit weise erscheinen wollen."

Dass Rosmini von diesem Ideale des Historikers nicht nur himmelweit entfernt, sondern ihm geradezu entgegenstehe, dass, obgleich im Leben unbescholten, er in seiner Geschichtsdarstellung sich in ein Labyrinth trüglicher Ansichten verloren und häufig, anstatt Verkündiger der reinen Wahrheit zu seyn, gegen seine eigene Betheurung sich zum Echo einer verderbenspinnenden Fakzion gemacht, das, sagt der Beurtheiler, müsse die Waffen einer durch die Deklamazionen in der Vorrede nicht bestochenen Kritik nothwendig schärfen, und es möge daher der Beurtheilte sich nicht verwundern über manches vielleicht strenge Wort des Unwillens, sondern sich vielmehr erinnern dass, wer Wind säet, nichts Andres erndten kann als Sturm. Nach Bekräftigung des bisher Gesagten durch nähere Darlegung der Aufgabe wahrer Geschichtschreibung wird noch ein Hauptvorwurf erhoben gegen die willkührliche Beschränkung des Stoffes, der uns in der angekündigten *Geschichte Mailands* in vier dicken Quartbänden nichts darbiete als eine Reihe von *Lebensbeschreibungen der Oberherren von Mailand* in entfernteren Zeiten, welche Andere bereits früher weit besser behandelt.

Aus dem zweiten Artikel, wo der Kritiker scharf in die Sache selbst eingehend durch Entgegenstellen einer höheren, umfassenderen Betrachtungsweise sich überall nicht nur als berufenen Beurtheiler, sondern auch als bei weitem überlegenen Darsteller bekundet, stehe hier nur der Schluss —: „Lodovico Moro müht sich sein Leben lang zum Thron zu gelangen, erspart sich weder Arbeit noch Gewissensbisse, erregt Sturm und Aufruhr, wird verbannt, kehrt zurück um sich zu rächen und zu herrschen; aber verzweifelnd durch Gewalt diess zu erreichen, wendet er die schlauesten Künste an, auf die jemals ein Menschengeist verfallen; durch die Schrecken der Verschwörungen hinschreitend setzt er sich an die Stufen jenes Throns, von welchem er bald darauf ein zügelloses Weib und einen unkriegerischen Jüngling herabstürzt, erregt Uneinigkeit in Genua, und vereinigt diese reiche Stadt dem Herzogthume Mailand, schafft militärische und bürgerliche Verwaltung um, und strebt, nachdem er sich des Staatsschatzes bemächtigt und die Seele der italienischen Politik geworden, nach der Herrschaft über ganz Italien. Aber der Meister aller Künste begeht einen unheilbringenden Irrthum und ruft zur Vernichtung der Aragonier Karl den achten nach Italien. Und wie er früher durch Enthauptung Cicco Simonetta's seiner Gegner Rathschläge vernichtet, so opfert er jetzt, sich schon sicherer

fühlend, mit grausamem, aber nothwendigem Frevelstreich den unglücklichen Giangaleazzo, und steigt über den Leichnam seines Neffen auf den Thron. Alles scheint die Schuld zu begünstigen, welche zum Recht erhoben wird durch ein Diplom, in einer Zeit gegeben wo man dessen furchtbaren Gebrauch noch nicht erschauen konnte; und Lodovico freudig, reich und mächtig, strebt nach Verübung der Grausamkeiten Cäsar Octavians fortan durch Aufmunterung der Künste und Wissenschaften nach dem Ruhm eines Augustus; und er hätte ihn erlangt, wenn länger ihm das Glück gelächelt. Aber argwöhnisch auf Karl, erregt er gegen ihn zum Bündniss beinah ganz Italien, und vertreibt den König den er kurz zuvor selbst eingeladen. Hier wendet sich mit unheilvollem Umschlage sein Glückstern: es stirbt ihm die junge Gattin Beatrice, seine einzige Freundin und Vertraute all seiner Gedanken. Italien und Frankreich verbünden sich gegen ihn, und schreiten vor, ihn zu vernichten. Vergebens nimmt er seine Zuflucht jetzt zu Himmel und Hölle, versucht sogar die Waffen Bajazets des zweiten gegen Venedig zu wenden, auf dass zum mindesten der Fall der Christenheit und seiner Eines werde. Alles ist verloren, die bekannten Kunstgriffe versagen, und dem verhassten Fürsten bleibt nichts übrig als eine Zufluchtstätte in Deutschland. Bevor er aber so viele theure Gegenstände verlässt, bevor er einen Thron aufgiebt, der ihm so viel gekostet, weil er ihm Verbrechen gekostet, eilt der unglückliche Lodovico tiefbetrübten Herzens zu der Kirche der Gnaden, wo seine Beatrice begraben ist, umfasst ihr Grab, segnet ihr Bild, und reisst nach unzähligen Thränen erst sich langsam davon los. Welche Brust kann des Mitgefühles sich enthalten in dem Moment, wo er den letzten Trost bei ihr sucht, welche durch ihr Scheiden ihm so tiefes Weh bereitet? — Gewiss, in diesem Augenblick gedachte er, wie oft das herrliche Weib ihn unterstützt durch ihren Rath, und wie beim Wanken seiner gewohnten Kraft sie muthig eingetreten in die öffentlichen Geschäfte, selbst bis zum Lenken der Heere; und weil die Unglücklichen abergläubisch sind, und weil mit dem Entschwinden der geliebten Gattin auch das Sinken seiner Grösse eingetreten, wer weiss, ob er damals in ihr nicht etwas Heiliges und Geheimnissvolles geschaut und sich in seinem Schmerz zu ihr mit Fragen gewendet wie zu einem Orakel? — Selten nur bietet die Geschichte dergleichen Erscheinungen, und wir wüssten kaum ein Gegenstück aufzufinden, wenn nicht aus verschiedenen Ursachen eines ähnlichen Antheils werth der Augenblick erschiene, wo Don Pedro von Portugal bei seiner Thronbesteigung zur ersten seiner Sorgen die Grabentnehmung der Gebeine seiner unglücklichen Ines und ihre Krönung mit der königlichen

Krone macht. Um ihres aus Liebe zu ihm erfolgten frühen Todes willen hatte die junge Frau solches wohl verdient.

„Und Rosmini konnte ungerührt bei so viel Rührendem verbleiben und den jammervollen Fall mit Stillschweigen bedecken. So schreibt man nicht Geschichte; und wehe dem welcher verschmähet von den Schlachten auszuruhn bei so echten Gefühlen! Nicht nur die Unterhaltung ist geopfert, wie Mancher glauben könnte; auch von der Wahrheit ist gar Vieles eingebüsst. Lodovico kennen nur zur Hälfte, die ihn nicht in jenem Augenblick auf jenem Grabe weinen sehn.“ —

Reiche Fülle des Bemerkenswerthen in ähnlichem Entgegentreten gegen die Art, wie die Geschichte nicht zu behandeln sey, bietet auch der dritte Artikel, bei welchem wir uns ebenfalls auf einige Fälle von allgemeinem Interesse beschränken wollen. Nachdem er den Autor getadelt dass er, die grossartige eiserne Thatkraft in Attila's Charakter vergessend diesen schrecklichen Heerführer blos als niedrigen Wüstling behandelt, und nachdem er nachgewiesen, dass der Name Geissel Gottes nicht, wie jener angiebt, von den unterdrückten Nazionen, sondern von dem Hunnenkönige selbst ausging, kommt er auf einen für uns Deutsche besonders interessanten Punkt, bei dessen Erörterung er Zeugniss ablegt von seinem freien historischen Blick nach jeder Seite hin und seiner Unparteilichkeit auch bei dem wärmsten Antheil —:

„— Alle kennen jenen Hildebrand, der unter dem Namen Gregor VII den Kaiser Heinrich IV die damalige Furchtbarkeit der Waffen des Kirchenbannes fühlen liess. Es wäre ungerecht, Gregor einen Geist abzusprechen der sein Jahrhundert überragte, eine Beständigkeit, die niemals übertroffen worden. Beinah zwanzig Jahre lenkte er das Papstthum, zu welchem er selbst nicht eher hinaufsteigen wollte, als bis er durch die Hände Viktors II und Alexanders II Alles so geordnet, dass er nunmehr unbehindert schalten konnte. Und grosse Missbräuche hat er in Wahrheit abgeschafft; aber war nicht der gefährlichste von allen, drei Tage lang im rauhen Jenner einen Kaiser baarfuss harren zu lassen, bevor er ihn vorliess um zu seinen Füssen wiedergesegnet zu werden? — Wir eifern laut gegen Philipp den Schönen, weil er seine schnöde Heftigkeit so weit trieb den Stellvertreter Christi in Avignon gefangen zu halten, bis dieser aus Betrübniss starb; allein wir können nicht verschweigen, dass die Behandlung, der Heinrich IV unterworfen wurde, eben so schändlich und grausam war als die, welcher Bonifazius sich unterziehen musste. Sehen wir nun, mit welchen Worten Rosmini den Tod Gregors und Heinrichs erzählt: „„Robert Guiscard

„„strafte, nach seinem Einzuge in Rom die Untreue des Volks durch „„Plünderung der Stadt, und führte den Papst nach Salerno, wo dieser „„nach Erneuerung des Bannfluchs gegen Heinrich und den Gegenpapst „„ruhmwürdig seine Tage am 25 Mai 1085 beschloss, der Welt ein vor- „„leuchtendes Beispiel unerschütterlicher Standhaftigkeit in Vertheidigung „„der *wahren Religion* und der *geistlichen Zucht* hinterlassend.““ Und kurz darauf von Heinrich, welcher der Haft seines ruchlosen Sohns entflohen: „„Verlassen von Allen, krank aus tiefer Betrübniss, und ohne die „„Lossprechung vom Banne erlangen zu können, verschied er jämmerlich „„in Lüttich am 7. August 1106, ein schreckendes Beispiel allen Monarchen, „„welche die Kirche Gottes befeinden und befehden.““ — Welch ein Unterschied zwischen den beiden Erzählungen! Es thut sich deutlich in der ersten Jemand kund, der alle Handlungen Gregors gutheisst, in der zweiten einer, welcher Heinrich all seines unsäglichen Missgeschickes schuldig findet. Selbst die Plünderung Roms durch Robert Guiscard wird nur als gerechte Strafe des ungetreuen Volkes angesehn, da doch vorher berichtet war, dass die Edlen Gregor zugewandt blieben und nur die Bestechung des *geringen Volkes* Heinrich den Eingang in die Stadt verschafft. Und gleichwohl gereicht Plünderung zum Schaden nur den Edlen und Reichen, während das geringe Volk, das nichts zu verlieren hat, aus Raub und Unruhen nur Vortheil zieht. Wir überlassen Jedem, von Gregor VII sich die Ansicht zu bilden die ihm gutdünkt, überzeugt, dass nur natürlicher von Vorurtheilen nicht umwölkter Sinn dazu gehört die Grenze aufzuzeigen, wo sein Eifer sich zu zügeln hatte, und sich nicht gezügelt. Aber von dem unglücklichen Heinrich, dessen Tod aus *blossem Herzeleid* selbst dem Grafen Giulini Worte des Mitgefühls, abweichend von dem gewöhnlichen Styl seiner *Denkwürdigkeiten*, eingab, können wir nicht gänzlich schweigen. Heinrich ist nicht unter die Zahl der gewöhnlichen Fürsten zu stellen, die lediglich der Zufall auf den Thron gehoben. Wäre er nicht in zartem Knabenalter vaterlose Waise geworden, hätte ihn der Erzbischof von Köln durch seine Ränke nicht der mütterlichen Obhut entzogen um sich selber der Regentschaft zu bemächtigen, hätte der Erzbischof Adalbert von Bremen ihm nicht die gefährlichsten Grundsätze eingeimpft, wäre endlich nicht die volle Ausübung der Macht zu früh, im fünfzehnten Jahre schon, in seine Hände gekommen, Heinrich hätte durch die schönen Anlagen seiner Natnr das Glück seiner Völker bereitet. Beklagen wir immerhin einige Züge von Heftigkeit und Ausschweifung seiner ersten Jugend, aber erinnern wir uns auch, dass er bieder, grossherzig, gerecht

war, und von solcher Tapferkeit, dass er als Sieger aus zweiundsechzig Schlachten zurückkehrte, und dass er noch vier andere würde gewonnen haben, wäre er nicht verrathen worden. Und Verrath, und Aufruhr, und Unglücksfälle jeder Art häuften sich auf ihn von dem Augenblick an, wo er in der Zerwürfniss mit den Sachsen diese als Kirchenschänder bei dem Papst verklagte und hierdurch unvorsichtig ihm Gelegenheit gab sich zum Schiedsrichter zwischen dem Herrscher und den Unterthanen aufzuwerfen. Seit dieser Stunde lebte er in einem beständigen Feldlager, gezwungen als einzigen Ruhm Siege zu erringen in Kämpfen, die keine Triumphe hatten. Heinrich kam in der That zu äussersten Schritten gegen den Oberhirten; aber die Geschichte berichtet, wie er mit Gewalt dazu getrieben worden; und wer die Sache unparteiisch untersucht, der findet, dass die Hauptschuld Heinrichs, die welche ihm nie vergeben wurde, die Weigerung war der Investitur der Bisthümer zu entsagen, welche doch seine Vorgänger mit unbeschränkter Freiheit ausgeübt. Und diese Schuld, wie Unglück Unglück gebiert, führte ihn Schritt vor Schritt bis zu jenem äussersten Elend, dass, weil der Hass Gregors noch in der Brust der Gräfin Mathilde fortlebte, all seine Theuren, zitternd vor den Bannstrahlen der Kirche, oder berückt durch die schlechtesten Kunstgriffe, ihn verliessen, und zwei Söhne, einer nach dem andern, sich ihm entgegenstellten, bis sein Liebling ihn der Herrschaft und der Freiheit, man darf sagen auch des Lebens beraubte — denn Uebermaass des Schmerzes raffte ihn dahin. Und der Zorn des Schicksals beruhigte sich noch nicht gegen den Dahingeschiedenen; als ob das ein Geringes wäre, weigerte es ihm, nachdem es in wenigen, doch endlos langen Jahren durch Jammer aller Art sein vor der Zeit ergrautes Haar in die Grube gebracht, auch noch fünf ganze Jahre das Begräbniss als einem unter dem Bannfluch Gestorbenen; und als dasselbe endlich ihm zu Theil geworden und es nunmehr schien als sollten die müden Gebeine doch einmal im Grabe Ruhe finden, welches allen Hass versöhnt, da setzte die Verläumdung sich auf jenen Stein und ward nicht müde, mehr als sieben Jahrhunderte hindurch seine Asche zu beunruhigen. Nach diesen Worten lese man in Rosmini den Tod Gregors und Heinrichs nach, und sehe zu, ob von so sehr verdientem Mitgefühl auch nur ein Funke in der Brust dieses Historikers glimmt.“ —

Kürzer, aber nicht minder anschaulich spricht Zajotti von Papst Alexanders III Stellung an der Spitze des lombardischen Städtebundes gegenüber Friedrich Barbarossa. Des Kirchenoberhauptes Energie bei Gründung jenes Bundes wird rühmend anerkannt, zugleich aber unumwunden seine

spätere Zweideutigkeit als Ursach unheilvoller Spaltungen und der für Italien so verderblichen Separatverträge einzelner Städte nachgewiesen, wobei dann Rosmini's Parteilichkeit als tadelnswürdige Verkehrung der Ursachen und Folgen scharf hervortritt, begleitet von den Worten: „— Es scheint uns, dass, wenn zwischen dem Benehmen des Papstes und der Städte Cremona und Tortona irgend ein Unterschied ist, dieser gänzlich zum Nachtheil des ersteren ausfalle; sein Ansehn und seine Bedeutung in dem Bunde, dessen Haupt er war, gereichte durch das hohe Beispiel den Nachahmern zur Entschuldigung. Und gleichwohl erhebt Rosmini gegen die beiden Städte den Vorwurf, dass sie *den feierlichen Schwur verletzt*; und Alexander den dritten lässt er ungetadelt, der mit so wenig Rücksicht auf seine Verbündeten *die Angelegenheiten auf befriedigende und anständige Weise ausglich.* Wahrlich, eine neue Art des Anstands, Treubruch! — Die Begebenheiten retteten zum Theil den Ruf des Oberpriesters; als aber selbst das durch den Bund entstandene und nach ihm benannte Alexandria zum Einzelvertrag mit Friedrich schritt, als in Treviso Neuerungen zu Gunsten des Kaiserthums bereitet wurden und ein Geist der Trennung unter die Verbündeten gebracht schien, wer konnte damals den Frieden von Constanz vorhersehn?......" —

Nächst solchen historischen Gegenüberstellungen beschäftigt sich der dritte Artikel vornehmlich mit Aufdeckung und Berichtigung psychologischer Irrthümer, mit scharfer Rüge des Undanks gegen einen vielfältig benutzten, mit unlöblichem Schweigen übergangenen oder mit verstecktem Tadel angefochtenen Vorgänger, endlich mit Hervorhebung einer Reihe nicht zu duldender Verstösse gegen Styl und Sprache. Letztere übergehen wir natürlich, als für deutsche Leser ohne alles Interesse; die Hervorhebung der Verdienste Pietro Verri's in Behandlung der Geschichte Mailands gegenüber seinem Nachfolger würde zu sehr ins Einzelne und von dem Zweck dieser Charakteristik abführen; die Nazion hat insofern Zajotti's Urtheil beigepflichtet, als Verri's Werk neu aufgelegt, das Rosmini'sche vergessen ist; unter den psychologischen Berichtigungen sey nur eine angedeutet als bezeichnend für das hohe Vertrauen zu den edleren Keimen im Herzen der Jugend, das Zajotti durch alle Perioden seines Lebens festgehalten. Rosmini spricht von einem Priester, der, *obgleich jung an Jahren, von reinster Sitteneinfalt* gewesen. Gegen diesen Ausdruck nun eifert der junge Kritiker aufs nachdrücklichste und macht seinem empörten jugendgläubigen Herzen in folgender Ergiessung Luft: „Mit den Worten „„von reinster Sitteneinfalt, *obgleich* jung an Jahren"" zeigt der Historiker, dass

er den Gang des menschlichen Herzens wenig kennt. Was auch Hasser unseres Geschlechts vorbringen mögen, der Mensch ist von Natur geneigt das zu erfassen, was sich ihm unter dem Bilde der Tugend darstellt. Eine innere Kraft treibt ihn, sie überall zu suchen; tausend Wahnbilder berücken ihn bei seiner Nachforschung, und er beharrt, und verfolgt mühselig jenen goldenen Funken, der fortwährend seiner Hand entflieht und manchmal sich nicht eher auflöst als am Grabe. Gewöhnlich aber zerstört die grausame Erfahrung bald seine schönen Täuschungen, weil er bei weiterem Verfolgen des Lebenspfades und bei Annäherung den Gegenständen, von welchen er Trost gehofft und Beistand zur Tugend, gewahr wird, dass überall sich Hemmnisse und Schwierigkeiten seiner allzugrossen Leichtgläubigkeit entgegenstellen. Darum ist die Jugend, wo die Verdorbenheit der Aelteren — und verflucht, wer solches verschuldet! — nicht in der ersten Blühe sie verdirbt, das reinste Lebensalter; ihre Leidenschaften selbst nehmen das Gewand der Unschuld an, und wenn sie irgendwo Anderen Schaden bringen, ist es nur in der guten Absicht ihnen das Leben angenehmer zu machen; Wohlwollen mischt sich in jede Handlung der Jünglinge, deren erster Gedanke stets die Aufopferung ihrer selber ist; und auch die Liebe, diess zweite Leben in ihrem Leben, kann sie zwar unglücklich machen und in langsamem Schmerz verzehren, gleicht aber dem Insekt, das anderen nicht schadet als der Rose, die es vor der Zeit zum Verhauchen ihrer duftigen Schönheit führt. Doch niedrere oder eigennützigere Leidenschaften quälen den enttäuschten Mann, welcher mehr sich um das Nützliche bekümmert als um das Edle; und das Greisenalter, wenn Erfahrung ihm nicht dargethan dass die Schuld nicht frommt, ist die Zeit, die, beladen mit allen Sünden der verlebten Tage, weniger rein als jede andere genannt werden kann, weil es sich am meisten in den Mantel der Heuchelei einhüllt; übrigens eine heilige und glückselige Zeit für den, der sie erreichen kann gleichwie Rosmini, frei von Freveln, unter theuren Studien, und würdig nicht die Jugend zu verläumden, welche das Morgenroth eines so heiteren Tages war und eines so ruherquickten Abends.“ —

Mit jugendlichem Ungestüm sind auch die Angriffe gegen das vorwaltende Gelüste zu Verdächtigung und Verunglimpfung der Herrscherwürde geführt. Und das ist vornehmlich der Punkt, von welchem eine weitverbreitete, damals als dichte Phalanx geschaarte Partei ausgegangen, um der mächtigen Stimme des gefürchteten Kritikers wo möglich ihre Kraft und Wirksamkeit zu brechen. Betrachten wir die allerdings etwas heftige, nicht selten bittere Polemik gegen diese Seite des Rosmini-

sehen Werkes mit Ruhe, vergleichen wir sie unbestochenen Blickes mit Zajotti's gesammtem Leben und Wirken, so werden wir auch darin nur die aus innerster Ueberzeugung hervorgehende Ansicht, die anerkannter Wahrheit huldigende Stimme vernehmen, dieselbe Stimme, welche für den unglücklichen Kaiser Heinrich gegen die übergreifenden Anmaassungen Gregors, gegen Papst Alexanders Treubruch an dem Bund der Städte unumwunden sich erhoben für Recht und Gerechtigkeit. Ueberall sieht man es seinen Aeusserungen an, wie ihn mit Unwillen die immer wiederholt hervortretende Absicht erfüllt, jedes Thun oder Unterlassen eines Fürsten möglicherweise von der schlimmen Seite darzustellen und den gerügten Fehl als allgemeines Erbtheil der Herrscherwürde zu stempeln. Er spricht es deutlich aus, dass ihm unehrlich und gefährlich zugleich das Streben der Geschichtschreibung erscheint, Verschwörungen und Aufständen durchgehends prüfungslos das Wort zu reden. „Die Liebe zum Vaterlande,“ sagt er,*) „ist eine schöne, eine heilige Sache; aber Nichts kann ein Verbrechen rechtfertigen oder Lob dem Ränkespinnen und Verrath erwerben. Wer aus Treue zu seinem Fürsten Alles verlässt und freudig sein Leben im Kampfe für ihn hingiebt, dem gebührt der Name eines Helden; wer aber mit unterwühlenden Anschlägen im Dunkel schleichender Versammlungen brütet, wie der Dolch in den Rücken dessen zu jagen, dem er ins Angesicht schmeichelnd sich beugt, verdient bei Rechtschaffenen keinen anderen Namen als den eines Schurken.“ — Das Unredliche in dergleichen Verfahren des getadelten Historikers hebt er an einer Reihe von Beispielen hervor, die alle beweisen, dass nicht etwa blosser Argwohn oder eine vorgefasste Meinung, sondern augenscheinliche Thatsachen seine strengen Aussprüche bestimmen; von der Gefahr, die im Verbreiten solcher Ansichten liegt, macht er ebenfalls kein Hehl, und er sucht vornehmlich die Jugend zu warnen vor „dem Gift, das um so gefährlicher, wo nicht zugleich das Gegengift geboten wird.“

Das Gegengift aber, welches er überall in Wort und Schrift und That anpreist, ist angemessene Geistesnahrung und deren Verwenden in einer edlen Richtung. Der Menschheit, und dem Vaterlande insbesondere dient auf wahrhafte Weise derjenige nur, der wetteifernd mit den Besten der Vergangenheit dem mitlebenden Geschlecht das zu erwirken strebt, was ihm zu Heil und Ruhm gereichen kann. In der fortschreitenden Bewegung der Zeit müssen unter Mitwirkung Aller, die zum Wirken fähig sind, jedes

*) Bibl. Ital. Tom. XXIX, p. 22.

Einzelnen in seiner Sphäre und aus dieser eingreifend in das Ganze, die vorhandenen Keime sich entwickeln; in tüchtigen Leistungen soll sich Italien hervorthun, darin den Ruhm erhalten und mehren den die Väter errungen, darin der Welt Achtung abzwingen auch für das gegenwärtige Geschlecht; diess die Aufgabe Aller, und insbesondere der Jugend unverrückbares Ziel; eitles hastiges Auflehnen gegen das Bestehende, fruchtloses Anpoltern der Selbstsucht oder Schwärmerei zu willkührlicher Umgestaltung, unvernünftiges Verlangen dass der Augenblick gewähren solle was nur langsam reifen kann, streut nur Saat des Misstrauens und führt unvermeidlich zu Rückschritten, während klares nachhaltiges Wirken ein freudig Vorwärts bereitet — — Das die Bedeutung seines Lebens und Strebens, das der vieler Orten bald klar ausgesprochene, bald zwischen den Zeilen zu lesende Sinn auch dieser jugendlichen Aufsätze, die mit den Worten schliessen: „Auf dieser Strasse ist eure Bahn, ihr Söhne Italiens, und dort auf jener Höhe harret der Ruhm.“

An Arici's Gedicht: ***Der Friedhof von Brescia*** *) anknüpfend führt Zajotti den inneren Blick zugleich auf historischem und philosophischem Wege auf die Heiligachtung der Gräber und die Erinnerung an die Dahingeschiedenen unter allen Völkern verschiedenster Bekenntnisse und forscht den Gründen nach, warum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart das menschliche Herz so gerne sich beschäftigt mit diesen an sich trauererregenden Bildern. „Es mag vielleicht scheinen, als entferne uns diese Untersuchung von Arici's schönen Versen; wer aber die Sache schärfer prüft, der wird erkennen, dass sich keinesweges von der Poesie entfernt wer in die Absichten des Dichters einzudringen und zu erforschen sucht, auf welche Weise er durch den Gesang eines so trüben Gegenstandes gleichwohl so grosses Wohlgefallen erwecken könne.“ Bedeutungsvolle Beispiele von Todtengebräuchen bei den Alten — „die, anstatt, wie wir, den Boden erst zu weihen, damit er einen Verstorbenen aufnehme, schon darum, *weil* er einen Todten barg, ihn für geheiligt hielten und mit strengen Gesetzen über seine Entweihung wachten —“ und bei den mittleren und neueren Nazionen werden aufgeführt und also fortgefahren: „Diese Fröm-

*) Il Campo Santo di Brescia. Versi di Cesare *Arici*. — Brescia 1823. — Bibl. Ital. Tom. XXXIII, p. 15—34. (Gennajo 1824.)

migkeit und diese Ehrfurcht für die Hingeschiedenen und die Gräber bestand in den entferntesten Zeiten und unter den von uns verschiedensten Völkern. Die Chinesen welche, gleichsam von einem magischen Kreise umschlossen, die älteste unter den neueren Nazionen bleiben, sind noch so zärtlich gegen ihre Verstorbenen, dass nicht selten Jemand durch die Pracht jener Zeremonien von grossem Reichthum sich zu äusserster Armuth bringt. Und von den übrigen Völkern wollten selbst die, welche die Leiber der Todten der freien Luft aussetzten, nicht etwa hierdurch sie vernachlässigen, sondern ihre Absicht war sie der allgemeinen Natur zurückzugeben, auf dass sie durch die theuersten Dinge der Schöpfung, den Regen und die Sonne, aufgelöst würden zu neuen Verbindungen. Der Gedanke an ein besseres Daseyn über die Schranken des Lebens hinaus ist innig verbunden mit dergleichen Gebräuchen; denn man kann nicht annehmen, der menschliche Stolz wolle die Allmacht des Todes überwinden durch Verewigen dessen was dieser bereits zerstört; allzugross wäre der Irrthum, einen so allgemeinen Gebrauch erklären zu wollen durch solch hochmüthigen Gedanken; die Menschen, die einzeln betrachtet häufig schlecht erscheinen, sind immer gut wenn beobachtet im Ganzen. Der Glaube an einen Schlaf, aus welchem Niemand je wieder erwachen wird, ist verworfen von den Völkern, und schaurig und verabscheut ist ein Grab, wenn nicht die Religion darüber sich erhebt wie das Bild einer liebevollen Mutter, die sich über dich hinneigt und für schönere Jahre wieder auferweckt. Von dem Obolus, der nach dem Tode zwischen die Lippen des Niedrigsten und Aermsten gelegt wurde, bis zu dem Adler, der sich empor zum Himmel schwang vom Scheiterhaufen der Kaiser, war bei den Todtengebräuchen Alles Symbol eines unsterblichen Lebens. Wer zuerst sich gegen Gott gewendet mit dem Worte: *Du bist nicht* — und zu der Seele: *Du bist ein Funke, der verlöschen wird* — der trug Entsetzen in das Herz der Menschen und zerschnitt, soviel ihm möglich, jedes Band des Wohlwollens und des Friedens, weil aus jenen beiden von einander unzertrennlichen Worten allgemeine Zerwürfniss entsteht, dem ursprünglichen Kampf der Elemente gleich. Aber zum guten Glück wird jene Lästerung zurückgestossen von dem inneren Gefühle jedes Menschen, und wenn irgend ein Frevler, welchem das Nichts frommte, die Zypresse auf die Gräber gepflanzt, weil sie einmal abgeschnitten nicht wieder emporsprosst, so hat das Einverständniss aller Nazionen sie beibehalten, weil es der unverweslichste unter den Bäumen ist und wie die Sehnsucht des Menschen aufstrebend vom Grabe gen Himmel weist.

„Und demzufolge sagen wir, dass nicht die Erinnerung des Todes, sondern der Unsterblichkeit es ist, die bei den Grabesfesten waltet, und dass diese jene frommen Alten haben darstellen wollen. Wer in einem schönen Garten wandelnd auf einen verlassenen Leichnam stiesse, würde alsbald mit Schauder seinen Schritt abwenden, weil der Gedanke der Zerstörung trostlos seine Seele beschleichen würde; aber wenn er bei einem lebendigen Strome zu Füssen einer Weide ein Grabmal errichtet sähe, würde er verweilen und mit inniger Bewegung es betrachten, weil aus dem Nichtvergessenseyn unsrer sterblichen Reste seiner Seele sich der Glaube aufdrängte, dass jener Mensch nicht gänzlich untergegangen, dessen Hülle hier geehrt wird. Nichts vermag so sehr die Freuden uns kräftig empfinden machen, als die Gewissheit eines möglichst langen Besitzes; wir möchten, dass unser Leben wäre wie die verzauberten Bäume Armidens, auf denen mit den ewigen Blüthen ewig auch die Früchte dauerten. Uns erinnern mitten in der Fröhlichkeit des Lebens, dass der Tod uns nahe ist, hiesse Gift in die Schale der Freude träufeln; aber angenommen einmal die Nothwendigkeit jener letzten Grenze aller Dinge, wer wird nicht den wohlthätigen Brauch loben, das Leben an die Unsterblichkeit zu knüpfen durch Wegnahme des mitteninne liegenden Todes? Das Finden eines Grabhügels in einsamem Gebüsch ist für dich als ob jemand dir sagte: „„Geniesse in der Heiterkeit deines Herzens edler Vergnügungen; das Daseyn ist ein Geschenk des Himmels, das mit frommer Erkenntlichkeit hingenommen, mit reiner Fröhlichkeit soll verwendet werden; dieses Grab, dem du inmitten deiner Freude begegnest und das den Gefährten eines unsterblichen Geistes bewahrt, verkündet dir, dass eines Tages bei den Freuden Anderer auch deiner wird gedacht werden, und dass das fröhliche Leben des Guten zwar den Schauplatz seiner Feste wechseln, aber durch alle Zeiten dauern wird, und selbst über das Ende aller Zeit hinaus.““ Mit dieser Hoffnung ist das Leben schön; gesellen wir dazu den Gedanken, dass in dem Vertrauen, dass über uns die Geister unsrer Theuersten wachen, wir nicht einmal auf Erden gänzlich von ihnen getrennt sind, weil wir ehrend ihren sterblichen Resten uns nahen können. — Was der Tod wahrhaft Schmerzliches hat, das ist die Trennung von dem was wir lieben. Als Lord Russel sich von seiner Gattin losriss um aufs Hochgericht zu steigen, rief er beim letzten Druck der theuren Hand: J e t z t i s t d e r S c h m e r z d e s T o d e s ü b e r w u n d e n. — Darum wünschen wir dass bei unserem Scheiden grosser Jammer sey, und Solon selbst, der in seinen Gesetzen die Leichenklagen untersagte, konnte nicht das Opfer

der Natur ersticken, nicht verhindern dass sein Tod mit Thränen begleitet, dass seine Leichenfeier unter Schluchzen begangen wurde, und dass seinen Freunden als Erbtheil die Betrübniss blieb“ —

Am Schlusse der Entwicklung von Gang und Inhalt des Arici'schen Gedichtes, welcher reiche Fülle historischer und philosophischer Betrachtung sich einschlingt durch Einschaltung und Ergänzung dem Gegenstande inwohnender, vom Dichter aber nicht ausgesprochener Gedanken — wahre Lebensblüthen auf Gräbern theurer Todten! — geht Zajotti in vollem Seelenstrome über zu dem Vorschlag einer gemeinsamen Ruhmeshalle für das gesammte Italien, welcher zu sehr der in ihm vorwaltenden Lieblingsidee *vom angemaassten Ruhme und der ungerechten Vergessenheit* entspricht, als dass wir nicht wenigstens einige Züge daraus mittheilen sollten, zumal da Wesen und Inhalt des Gesagten seinem tieferen Sinne nach nicht allein auf Italien, sondern auf alle Länder und Völker Anwendung findet —: „Eine innere Stimme spricht, ja, ruft laut gegen jenen Pöbel der Mittelmässigen und Schlechten, die mit niedriger Geschäftigkeit die Bahn der höheren Geister durchkreuzen, elendes und thörichtes Gesindel, welchem das Herz niemals gesagt, dass nach der Ehre gleichen Schritt mit jenen Trefflichen zu halten, der nächste Ruhm ist sie würdig geschätzt zu haben. Nach diesem zweiten, aber immer noch schönen Grade können Alle trachten; jene Nichtswürdigen aber glauben, dass durch Anderer Grösse ihre eigene Verworfenheit zu Tage komme, und während das Licht des Mittags ihrem Blick entgegenstrahlt, verschliessen sie die Augen und schwören, es sey tiefe Nacht; und sind nicht zufrieden mit dieser Finsterniss, wenn sie nicht auch Andere damit umhüllen können; daher Betrug, Verläumdung, Ränke; daher ein immerwährend Weilen auf den Stiegen der Mächtigen, um das schaamhafte Verdienst davon hinabzustossen, ihm nachzustellen in den Vorzimmern, es anzuschwärzen bei den Tafeln, und Alles zu sagen, und Alles zu thun, dass nur die Tugend nicht emporkomme, und dann nur sich zu befriedigen gleichwie Aristophanes sie dem Gezisch des Volkes preiszugeben, wenn sie ihr nicht mit Anytus den Schierlingsbecher reichen können. Und wenn irgend Jemand versucht die Scheusslichkeit ihrer Larven aufzudecken und die Wichte darzustellen wie sie sind, dann verbünden sie sich untereinander, und stürzen in Schaaren herbei von allen Seiten, und toben, und zerreissen sich die Kleider, als hätten sie gräuliche Lästerung vernommen, und thun Schwüre, dass auf der Welt nicht Ehre mehr sey, noch Wahrheit, noch Gerechtigkeit, und schreien wie jene Verdammten des dritten Kreises unter immerwährendem

Gepeitsch des Regens und des Hagelwetters. Aber verzehren sie sich immerhin in ihrer stumpfen Wuth; wir werden mit ihnen niemals Frieden schliessen noch Waffenstillstand, sondern reich an Trost auch für den redlich wirkenden Geringeren in offnem Felde und mit allen Waffen Sturm laufen gegen die hinterlistige und hochmüthige Mittelmässigkeit.“ — Und weiterhin: „Nicht der Ehrgeiz, sondern religiöse Liebe soll die Gräber schmücken. Dass das Vaterland seinen rühmlichen Söhnen glänzende Denkmale errichte, ist Pflicht der Dankbarkeit, ist Folge klugen Sinnes, auf dass Wetteifer in der Brust der Ueberlebenden erwache; aber warum wird gestattet, dass der thatlose und vielleicht blödsinnige Reiche auch nach dem Tode den nützlichen und arbeitsamen Handwerker überstrahle? Wir wünschten, dass mit Unterscheidung der Privat- und öffentlichen Gräber auf diese aller Aufwand und alle Pracht verwendet, jenen nur ein einfacher Stein mit dem Namen des Dahingeschiedenen gewidmet würde. In Sparta war verboten irgend Jemandem eine Inschrift zu setzen, der nicht tapfer in der Schlacht gestorben; aber Zeiten und Sitten haben sich verändert, und es wird Jedem zugestanden, mit Sicherheit die Ruhestätte seines Freundes auffinden zu können. Bliebe man bei dieser Bescheidenheit, so würden sich auf den Gräbern nicht so viele Züge frecher Uebertreibung finden, und man sähe nicht so häufig die Statuen jener Tugenden gemissbraucht, die unbekannt dem ruhmlos Lebenden nun weinend auf seinem Grabeshügel sitzen Wer nicht im Leben durch Tugend oder Geist sich ausgezeichnet, der begnüge sich mit einem kleinen namenbezeichnenden Denkstein und lasse von der Erde sich bedecken, wie die Mutter den Saum ihres Kleides über den schlummernden Säugling breitet. Wer ein rühmlicheres Grabmal wünscht, erhebe sich und strenge seine Kraft an; er weiss, wie es zu gewinnen. — Damit aber dieser unser Wunsch verwirklicht würde, bedürfte es der Uebereinstimmung aller Beherrscher Italiens. Und hier sey es erlaubt einen Traum vorzuschlagen, den wir häufig wachend gethan. Es bedünkt uns, dass in diesem schönen Lande ein prächtiges Gebäude sich erheben müsse, nach dessen ehrendem Antheil nach dem Tode alle Bürger des Landes streben könnten. Jede Stadt müsste beim Hinscheiden eines ihrer Söhne, der ihr dessen würdig schiene, mit aller Sorgfalt seine Hülle bewahren und seinen Namen dem dazu erkorenen Rath der Weisen melden; aber erst nach einem Jahrhundert, nach Verlöschen aller Gunst und Missgunst, dürfte das Urtheil ausgesprochen werden, ob der Hingeschiedene eine Stelle unter den Ersten Italiens verdiene. Würde er dessen werth befunden, so müsste er feierlich zum grossen

Tempel geschafft werden, und auf dem leer gebliebenen Grabe seiner Vaterstadt wäre zu lesen, wie er zu jenem Ort des höchsten Ruhmes übergegangen Und weil die Bosheit und der Zufall häufig das wahre Verdienst so sehr verdunkeln, das vieler Trefflichen Leben und Tod unbekannt bleibt, so müssten öffentliche Prüfer bestehen, die sie bewahrten vor solch ungerechter Vergessenheit.

„— — — Das Leben an sich selbst hat sicher keinen allzugrossen Werth, und der Weise, dem eine neuere Circe den Becher der Unsterblichkeit darböte, würde ihn gern zurückstossen wie Odysseus, weil auch er zurückkehren möchte in das Vaterland. Aber ein dauernder und von den Menschen gesegneter Name ist etwas so Süsses, dass Niemand ihm entsagen kann noch soll, und immer wird ein Volk ein heiliges und erspriessliches Werk thun, das auf jede Art den Seinen die Gewissheit darthut ihn zu erhalten, wenn sie ihn verdient . . ." —

Von dem in zwei Abhandlungen über *Manzoni's Adelchi* Ausgesprochenen *) heben wir nur das hervor was von selbständigem Interesse ist auch für den Nichtkenner der genannten Tragödie, besonders in Beziehung auf die damals hartnäckigen Kämpfe zwischen den Vorfechtern des Klassicismus und Romanticismus, die Zajotti immer von Neuem unter einer höheren Einheit zu versöhnen sucht — :

„— Nie war Italien nach Wiederherstellung seiner Litteratur so arm an wahren Dichtern als jetzt, und diesen Mangel empfindet mit desto lebhafterem Schmerz wer bedenkt welcher Reichthum dieser grossen Dürftigkeit vorhergegangen; vielleicht sogar, dass die Erinnerung jener alten Herrlichkeit die jetzigen Geister niederdrückt, wie jene stolzen Patrizier im Andenken der Pracht und Schätze ihrer Vorfahren mit dem Hunger kämpfen nur um nicht arbeiten zu dürfen. Es ist hart zu sagen, aber wir wollen die Wunde, die vielleicht durch Eisen und Feuer noch kann ausgerottet werden, nicht unheilbar machen durch thörichte Weichheit; es ist hart zu sagen, aber die italienische Litteratur ist heutzutage armselig und beschränkt; wir haben einige hehre Häupter, aber diese schlummern beinah alle auf dem errungenen Lorbeer, und wenn ja einer noch wach

*) *Adelchi*, Tragedia di Alessandro *Manzoni*, con un discorso su alcuni punti della storia Longobarda in Italia. Milano 1822. — Bibl. Ital. Tom. XXXIII, p. 322 — 337. Tom. XXXIV, p. 145 — 172.

ist für den Ruhm, befriedigt er sich bei den Lobpreisungen seiner Vaterstadt, und der Kühnste schätzt sich glücklich, wenn eine Provinz ihm Beifall zuwinkt, überglücklich, wenn Italien ihn ehrt. Und gewiss dürfte die Zustimmung Italiens jeden Stolz befriedigen, wäre nicht zu bedenken, dass die wahren Schätzer in gehöriger Anzahl nur da sich finden, wo die Künste auf dem Gipfel ihrer Vollkommenheit sind; mit dem Falle dieser mangeln auch jene, und Marini wird als erster Dichter Italiens ausgeschrieen, Ronsard als einziger unter den französischen bewundert. Nicht, als ob unser Jahrhundert sich an die Irrthümer des siebzehnten anlehnte; aber vielleicht würde von der Wahrheit nicht entfernt seyn wer behauptete, dass wir zu jener Mattigkeit der Erfindung zurückgekommen, die mit Ausnahme weniger Grossen die Schriftsteller gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beherrschte; auch wir üben eine Poesie der Nachahmung, auch wir beschäftigen uns mehr mit dem Wort als mit dem Gedanken, und es kann die Zeit nicht mehr fern seyn, dass auch wir andere Pfade suchen. Wer vermag zu sagen, ob unsre Wahl uns zu der richtigen Bahn geleiten werde? — Dass wir in dieselben fieberhaften Faseleien zurückfallen ist kaum glaublich, weil die Irrungen der Väter, so nutzlos für die Söhne in Moral und Politik, in den Künsten stets belehrend sind; aber giebt es nicht vielleicht noch anderen Wahnwitz, gleich gefährlich, gleich schimpflich? — Im Jahre 1819 zogen wir mit Kühnheit gegen die Schule der Romantiker zu Felde, weil ihr unmöglich der künftige Ruhm italienischer Poesie anvertraut werden durfte und kaum Einer unter so Vielen besserer Genossen würdig war. Aber es würde uns sehr missfallen, wollte man uns auch jenen Furchtsamen beizählen, die mit ängstlicher Sorgfalt ihre winzigen Füsse in die gewaltigen Fussstapfen der Alten setzen und glauben dass, obschon die Sonne immer gleich an Herrlichkeit und Wärme sich bewegt, der Menschengeist inmitten seines Laufs gefallen sey — niedrige Verläumder der Menschheit, welchen die enge Schranke ihres Gesichtskreises für die Grenze des Weltalls gilt! — Wir eiferten damals gegen die Missbräuche, hielten aber die Gründe des Wahren aufrecht, und während wir jede thörichte Verblendung zurückwiesen, die uns zu den Letzten machen konnte wo wir schon die Ersten waren, riefen wir in unsrer Seele eine bessere Zeit an, in welcher kräftigere Geister durch ihr Nachdenken nicht solch armselige Frucht gewännen. Wir sind Italiener, ein hehrer Klang, herrlich im Namen und an Dingen; durch Umschmelzung unsrer Poesie in die andrer Nazionen können wir nichts gewinnen; wer aber hält uns ab, uns zu bereichern durch die Beute Anderer und

Eroberungen zu machen in der Dichtkunst jedes Volkes? Auch ausserhalb Italien denkt man, und es erheben sich Gesänge würdig der edelsten Musen; werfen wir jenen feigen Hochmuth von uns und schicken uns an zu lernen, um wiederum viele Jahrhunderte belehren zu können! — Wie viele sind unter uns, auch von den Pflegern verborgneren Wissens, die auch nur einigermaassen die Poesie andrer Nazionen kennen? Viele werden euch eine lange Reihe von Reimern aufzählen, werden euch einen Galletto von Pisa, Sandro di Pippozzo, Nocco di Cenni, und Betto Mettifuoco, und Pucciarello, und Bennuccio Barbiere nennen; Wenige werden auch nur dem Namen nach von Voss, Novalis, Tieck vernommen haben; und selbst von dem gewaltigen Goethe, der dichtend seine ganze Nazion überragt, kennt man nur ein schlecht übersetztes Jugendwerk; denn von seinem Wilhelm Meister, welchen Unverstand in einen *Maestro Alfredo* verwandelt und verstümmelt und verdorben hat, wär' es weit besser dass man gar keinen Begriff hätte als den falschen, den man auf solche Weise davon gewinnt" —

Dann, nach der Behauptung, dass die Kenntniss fremder Litteraturen, weit entfernt der Eigenthümlichkeit zu schaden, dieselbe vielmehr fördere, und dass man jene nicht stückweise, sondern als eine Gesammtheit betrachten müsse —: „Auf einer gewissen Höhe schwindet jeder Unterschied der Völker und der Zeiten, und die Geister jedes Jahrhunderts und jedes Landes begegnen einander, wie die alten Heroen im Elysium. Bei dem Dänen Oehlenschläger streiten in einer schönen Nacht zwei Jünglinge, ob Shakspeare vorzuziehen sey, ob Sophokles; sie sind schon nahe daran die Waffen zu ergreifen, als in weisser Kleidung eine lichte Gestalt die Finsterniss durchbricht und mit theilnahmvollem Lächeln ihnen Halt gebietet: Jünglinge, welch ein Wahnsinn befällt euch? Schaut mich wohl an — ich allein bin Sophokles-Shakspeare. — Die Nichtbeachtung dieser Wahrheit hat viel unnützes Wortgezänke hervorgebracht, weil die italienischen Romantiker riethen die deutsche, englische und spanische Poesie zu ergreifen, und die sogenannten Klassiker jeden fremden Dichter verbannen wollten; beide getäuscht von einem falschen Schein bekämpften wie Aeneas in der Dunkelheit der Nacht eitle Wahngebilde, und vielleicht wäre aller Streit beendet gewesen, hätte jemand Licht in diese Finsterniss gebracht mit dem Ausspruch: Brüder, ihr streitet um ein Wort; ihr alle wollt die Ehre eures Landes und eine erhabene Poesie; doch diese kann weder eine spanische noch deutsche noch italienische seyn, denn der Genius hat kein Vaterland, und es hiesse ihn in Fesseln schlagen, wollte man ihn in die

Schranken der Länder und der Verhältnisse bannen; ihr Romantiker wollt gewiss nicht der Liebe zu eurem Geburtslande entsagen, und wenn ihr Klassiker nicht fremde Kunst als Lehrerin erkennen mögt, gestattet wenigstens dass sie euch zugeführt werde wie einer eurer Vorfahren sie von Syrakus entführt als Schmuck an seinem Siegeswagen Das Urbild der Poesie ruht in uns selbst, das Abbild ist verbreitet durch das Weltall; auf diese hinschauend, und eines mit dem anderen vermählend werden jene Gesänge von unsterblicher Schönheit erzeugt, denen alle Zeiten, alle Länder, alle Völker Beifall spenden Wenn Italien sich eines Dichters rühmend sagen wird: er ist mein — und alle anderen Nazionen entgegnen werden: er ist auch unser — das wird der Genius seyn welchen wir suchen, gleichviel, ob die Schulen ihm den Namen des klassischen oder des romantischen beilegen“ —

Diess der Hauptinhalt der ersten Abhandlung in ihren allgemeinen Beziehungen. Die zweite wendet sich unmittelbar der Manzoni'schen Tragödie zu, deren Stoff derselbe ist wie der früher schon betrachteten Ricci'schen Italias — der Sturz des Lombardenreiches und der Untergang des Hauses seines letzten Beherrschers durch die Waffen Karls des Grossen. Nach Darlegung des Inhalts der fünf Akte wendet er sich zu dessen Prüfung und thut dar, dass dem Uebelstande der Benennung — indem der Sohn des unglücklichen Longobardenkönigs weder Hauptperson an sich noch von dem Dichter der Art behandelt sey um den vornehmsten Antheil auf sich zu ziehen — der bei weitem grössere Uebelstand der Wahl des Stoffes vorausgehe, als welcher in seiner Anlage und Entwicklung einer Tragödie weder würdig noch fähig erscheine. Hier werden nun, als eben so sehr für das Drama geltend wie für die Epopöe, dieselben Gründe vorgebracht die wir schon bei Betrachtung der Italias kennen gelernt und die Zajotti durch Manzoni's trefflich geschriebenes vertheidigendes Vorwort als keinesweges widerlegt erweist; es wird Karls Unternehmung gegen Desiderius als eine schreiende Ungerechtigkeit, und daher sein glorreicher Triumph als eine Niederlage des moralischen Gefühles dargethan, welche durch keinen päpstlichen Segen der siegreichen Waffen könne wieder aufgerichtet werden. „— Der ungünstige Eindruck der nicht von der Gerechtigkeit begleiteten Macht liegt zu sehr am Tage, als dass sie auf der Bühne dürfte wiederholt werden; nicht ohne Verletzung der öffentlichen Moral kann das Uebergewicht der Gewalt über das Recht angeschaut werden, weil auch dem ungerechten Siege ein so grosser Glanz beiwohnt, dass die getäuschte Menge ihm immer den Triumph zugesteht.“ — Zu der offen-

baren Ungerechtigkeit des Herrschers gesellt sich noch das bittere Unrecht des Gatten gegen die verstossene Irmengard, deren hartherzige Behandlung schlecht zusammenstimmt mit dem ritterlichen Karl des Volksglaubens, des an der Spitze seiner Paladine waltend einherziehenden Helden der Gerechtigkeit; zu der Versöhnungslosigkeit des Inhalts der aller Geschichte zuwiderlaufende Ausgang des Adelchi

„— Jener ungerechte Krieger welcher obsiegt, jene unselige Verstossene die dahinstirbt, der ihr nachfolgende Königsjüngling und der Greis, welcher, unglücklicher als alle, sie überlebt und seine Thränen nicht einmal auf ihren Gräbern ausschütten kann, welch eine Wirkung lassen sie in der Seele des Zuschauers zurück, und wo ist jene furchtbare poetische Gerechtigkeit, die nothwendige Trösterin der Guten bei dem schmerzlichen Schauspiel triumphirender Arglist? Dieser Mangel wächst noch durch das zu seiner Verhüllung angewandte Mittel. Nachdem Adelchi zum Tode verwundet herbeigetragen ist und Karl die eiserne Krone ungefährdet auf seinem Haupte fühlt, prunkt er mit einem unfruchtbaren, verspäteten, hochmüthigen Mitleid und zeigt, nachdem er kurz vorher noch Desiderius Bitten abgeschlagen dass der junge Fürst entfernt vom Vaterlande in Verbannung ein vergessnes und ruhiges Leben führen könne, sich nunmehr willfährig in der Erlaubniss, dass Vater und Sohn sich vor dem Tode einmal noch begrüssen, und rühmt sich, nicht mehr Feind des Sterbenden zu seyn, er, der nicht anstehn würde ihn zu tödten, wenn der Tod etwa zögerte diess Hinderniss von den Stufen des Throns hinwegzunehmen. Der Zuschauer kann sich selbst nicht läugnen dass dieses Mitleid ein erlogenes ist, und Karl büsst durch Heuchelei auch jene Grösse ein, die jeglicher Kraft eigen ist und Achtung abzwingt für die himmelstürmenden Titanen selbst noch unter den Bergen welche sie zerschmettert. Wenn ein Tyrann der alten Tragödie die Unschuld hinopfert, scheint sein als Abscheu bis zu uns gedrungener Name hinlängliche Strafe; wir stellen ihn uns vor als gepeinigt von Gewissensbissen, und in den meisten Fällen wissen wir ihn auch getroffen von menschlicher Rache. Aber ein ganz andres Andenken haben wir von Karl; die Geschichtschreiber nennen ihn den Grossen, und das Volk zählt ihn unter seine wenigen Günstlinge. Diess allein dürfte nach unserm Dafürhalten hinreichen zu fragen, warum die Manzonische Tragödie sich nicht an jenes herrliche Urbild anschliesst das von einer so hohen Aufgabe in unserer Seele lebt. Aber ein andrer bedeutender Mangel macht sich alsbald fühlbar, der, dass keine starke Leidenschaft die Begebenheiten vorbereitet oder beschleunigt; und ohne starke Leidenschaften können wir

uns keine tragische Begebenheit vorstellen die mächtig auf die Gemüther einwirke. Der durch Krieg herbeigeführte Sturz eines Reiches ist eine gewaltige Umwälzung des Glücks; aber wir, die der Begebenheit fern stehn, können ihr keinen Antheil schenken, der doch nöthig ist zur Erweckung des Gefühls; so lange die Vorgänge im Dunkel der Politik sich bereiten, so lange der Held mit seinen Leidenschaften nicht sich uns annähert, ist das Vorgeführte lediglich eine Wiederholung der Geschichte, nicht eine Tragödie. Wie in der wahrhaften Komödie vielmehr Charaktere als Ereignisse des Privatlebens sollen dargestellt werden, so hat die Tragödie nicht sowohl die grossen Begebenheiten als die grossen Leidenschaften aufzuzeigen; jene dürfen nur der Boden seyn, auf welchem diese zur Erscheinung kommen, und nur dann gewähren sie wirksamen Beistand, wie eine schöne Umgebung die Freude eines ländlichen Festes erhöht. Karl der Grosse ist ehrgeizig, aber sein Ehrgeiz ist nicht tragischer Natur, weil er nicht in jene Kämpfe gestellt wird, die allein ihm eine auf den Zuschauer übergehende Bewegung verleihen könnten. In Desiderius sehen wir den Durst nach Rache, aber er ist immer leidend, und dieser Löwe ist nicht im Stande zu erschrecken auch wenn er unmächtig in seinem Eisengitter brüllt. Der Kummer Irmengards geht uns zur Seele, aber wir fühlen sogleich dass die Tragödie ohne sie bestehen könnte. In Adelchi finden sich gar keine Leidenschaften. So hat Manzoni freiwillig sich jener Allmacht begeben, die über die Menschen ausübt wer ihnen in das Herz zu dringen weiss.“ —

Nächst diesen aus der Wahl und Anschauung des Stoffs hervorgehenden Mängeln zeigt der Kritiker die der Behandlungsweise auf; und hier ist es, mit absichtlicher Zurückweisung der gewöhnlichen so genannten Einheiten deren nur formelle Beobachtung ihm wenig gilt, vornehmlich der Mangel einer höheren Einheit, auf welchen er aufmerksam macht — der *Einheit des Gefühls*. Durch diesen Mangel, sagt er, drängt sich uns immerwährend die Empfindung auf, als sey die lange Kette der Begebenheiten, welche die fünf Akte bilden, in der Wirklichkeit bei weitem schneller abgerollt als in der Tragödie. Er versucht, dem Dichter gegenüber, einen anderen Plan der Behandlung aufzustellen, den er selber zwar nicht als ein Muster ausgiebt, durch welchen er aber überzeugend darthut wie dem Mangel der Dehnung und des inneren Bruchs der Handlung begegnet und zugleich für Adelchi, als deren Mittelpunkt, ein grösserer Antheil kann gewonnen werden, während er bei Manzoni, gleichwie in Ricci's Italias, nur ein blindes Werkzeug des väterlichen Willens ist. Aber diese Erörterung

ist zu unzertrennlich ineinander verwebt, um in Auszügen, und zu umfangreich, um unzerstückelt dastehn zu können. Von der Aufführung der Charaktere und ihrer Gebrechen in der dramatischen Behandlung sey hier nur noch Einiges herausgehoben aus der Karl insbesondere gewidmeten Betrachtung —: „Die Geschichte stellt uns Karl den Grossen unter mancherlei Gesichtspunkten dar, und wenn wir von einer Seite bedeutende Flecken an ihm finden, so glänzt er an vielen anderen wie die Sonne. Er war ehrgeizig; und gestachelt von dieser Leidenschaft kannte er kein Maass in Heftigkeit, Ungerechtigkeit, Grausamkeit; war aber sein Leben eine Schlacht, so weilte er nicht auf den Feldern des Todes wie ein Geier, sondern schwang dem Adler gleich von ihnen sich empor zum Himmel. Alles umfasste seine weite Seele; er konnte zu Marathon kämpfen wie Miltiades, und am Taygetus Gesetze schaffen gleich Lykurgos. Als er nach Italien herabstieg, schien es als ob diese mächtige Luft eine neue Liebe in seine Brust einhauche für Wissenschaft und Kunst; er erkannte die hehren Geister der Italiener und zog sie seinen Franken vor; sein Schlachtschwert, die edle Giojosa, liess er darum nicht in der Scheide ruhen, aber seine Hand streifte öfters den Handschuh ab und drückte die des befreundeten Dichters. Sein Hof war eine Akademie für Tonkunst, Wissenschaft und Poesie, und wenn Alkuin seinen König besser unterstützte, so wäre die Morgenröthe des Tages, der uns später aufging, damals schon angebrochen. Er war auch grossherzig, edelmüthig, gnadenvoll, und sein Benehmen gegen die Lombarden war, wenn nicht seine einzige, sicher seine schwerste Schuld. Und darum ist es ein grosser Nachtheil für Karl, ihn gerade in diesem unglücklichen Moment darzustellen; geschah diess aber dennoch, und heischte die Wahrheit ihn ungerecht und erbarmungslos zu zeigen, so musste wenigstens jene angeborne Grösse bewahrt werden, die den entgegengesetzten Leidenschaften weicht, aber jeden Augenblick sich wieder erhebt und oft gerade wo am wenigsten erwartet sich verkündet. Diess wollte Manzoni nicht, und wir glauben es nur allzu deutlich dargethan zu haben. Karl ist bei ihm ein Meister der Politik geworden; seine Künste sind ein feines Gespinnst der Tyrannei, und er obsiegt nur durch List und durch Verrath; auch nach Eroberung der Klausen vermag er nicht Pavia mit den Waffen zu nehmen; nicht, wie in der Geschichte, sind es die müden Longobarden welche ihm die Thore öffnen, sondern ein Verräther wird von ihm an einen Verräther entsendet, und in jener schrecklichen Nacht erfüllt sich eine neue schauerliche Unbill. Das ist vielleicht der Karl eines Moments, allein es kann unmöglich der Karl eines langen Krieges

seyn, es kann nicht jener seyn der herrlich dasteht unter den Menschen, und der sein Jahrhundert erhob indem er es seiner Obmacht unterwarf.“ —

Nach ähnlichem Vorführen aller Hauptpersonen wendet der Kritiker sich einmal noch zu der Gesammtbetrachtung — : „Manzoni wich systematisch von den alten Vorschriften ab, und wir glauben mit ihm, dass es ein schwerer Irrthum sey die Regeln für das Ziel der Bahn zu halten; aber als Wahrzeichen um nicht die Strasse zu verlieren, als Schranken zur Vermeidung der Gefahren halten wir dafür dass sie nicht gänzlich zu verwerfen seyen. Sind die Wahrzeichen schlecht angeordnet, die Schranken unsicher, so muss man dem abhelfen; aber die einen zerstören, die anderen umstürzen, und darum die Bahn für leichter und für schöner halten, scheint uns gesundem Sinne zuwider. Wenn die Beobachtung einer Regel in irgend einem Falle mehr Schaden bringt als Nutzen, macht der kräftige Geist sich davon los, und die Ausnahme selbst bestätigt dann die Regel. Gebe Gott, dass neue Einsichten sich erheben und tausend Wege aufzeigen möchten um den Punkt zu erreichen, zu welchem jetzt nur so wenige offen sind! Aber die Systeme werden niemals Nutzen stiften, und das Fliehen der alten Regeln ist nur eine neue Satzung, weit schlimmer als jene, wenn es euch zuruft: „„Thut niemals das was Sophokles und was Homer gethan.““ Wir glauben jedoch aufrichtig versichern zu dürfen, dass Manzoni, wenn er den Regeln weder blind gefolgt noch mit allzugrossem Widerwillen ihnen sich entzogen, seiner Tragödie bedeutend emporgeholfen und, worauf es vornehmlich ankommt, seine Zuschauer weit stärker würde ergriffen haben, weil die Täuschung, auch wenn sie mitunter im Raume sich ausdehnen kann, immer schwindet, wenn sie gezwungen wird die Länge der Zeit gar zu sehr abzukürzen. Thut es nun auch wehe über das ganze Werk nicht anders denken zu können, so freuen wir uns um so mehr von einigen seiner Einzeltheile ganz anders sprechen zu dürfen, eben so wie von dem Styl unseres Dichters“

Und nun folgt eine mit wahrer Freudigkeit aufgerollte Kette einzelner Schönheiten, an die sich zum Schlusse noch ein Wort über den Manzoni'schen Chor reiht, in welchem Zajotti, getreu seiner auch anderer Orten ausgesprochenen Ansicht, dieses Dichters Lyrik als seine vorwaltende Kraft preist, und dem er die Frage anschliesst: „Warum sollte er darauf bestehen weniger zu seyn als Sophokles, wenn Italien ihm die Krone Pindars darbietet?“ —

Eine von der Zajotti'schen Kritik wesentlich abweichende Meinung über die Manzonische Tragödie stellt Tommaseo auf in seinen *Studi critici*

(p. 274 — 291), der man es bei jedem Schritte und in jeder Wendung ansieht, dass sie hervorgerufen und gerichtet ist gegen die Darlegung seines Vorgängers in der Biblioteca Italiana, obgleich Tommaseo, der im Jahre 1824 Zajotti als „einen der ersten Schriftsteller Italiens" öffentlich begrüsst hatte, diessmal für gut findet erst auf der letzten Seite den „von einem geistvollen Manne aufgestellten Plan eines neuen Adelchi" zu erwähnen. Jedenfalls ist es von Interesse, diesen Aufsatz, der auch Goethe's späteres Urtheil über den Adelchi in Erwägung zieht, mit dem oben im Auszuge mitgetheilten zu vergleichen und dabei unparteiisch sich die Fragen zu beantworten: Wer ist tiefer in das Wesen eingegangen? Wer hat Personen und Verhältnisse naturgemässer betrachtet? Wer überzeugt unser Urtheil und Gefühl am entscheidendsten? — eine Untersuchung, von der wir glauben, dass Zajotti sie nicht würde zu scheuen haben. —

Derselbe Jahrgang der Biblioteca Italiana (1824) bringt noch zwei andre Aufsätze die, anknüpfend an die Gedichte einer Frau, *) sich mannigfaltig über Leben und Poesie verbreiten und unter den besonderen Dichtungsarten namentlich der Satyre eine ausführliche selbständige Untersuchung widmen. Der wesentliche Gang ist folgender: „Es giebt glückliche Geister, die aus einem inneren Drange sich dem Schönen zuwenden wie die Blumen dem Lichte; ihnen stellen die Erscheinungen sich nicht in gewöhnlicher Weise dar; Alles, was ihnen naht, nimmt das Gewand der Anmuth und der Schönheit an. Was sie Herrliches in der Natur erblicken, verbreitet sich ihnen über die Schöpfungen der Phantasie, befreit von den menschlichen Unvollkommenheiten und dem Urbilde genähert das in ihrem Inneren waltet. Auf solche Art suchten die Künstler Griechenlands mit aller Liebe die Vollkommenheit des Schönen, so dass sie niemals in die niedere Darstellung von Gegenständen verfallen konnten die sich von dem Adel des Gedankens entfernen, und die Furien selbst wurden unter huldreichen Gestalten in dem Tempel zu Athen verehrt." — Nach näherer Bezeichnung dieses ursprünglichen Adels im Anschauen und Bilden, welchen man den göttlichen Instinkt in der Menschennatur nennen dürfte, heisst es: „Das ist der Charakter des wahrhaften Geistes, den vereint mit einer ursprünglichen Unkenntniss seiner selbst die Ausländer *Genie* benamsen." Und in weiterer Entwicklung sagt der ganz und gar von ethischer Anschauung durchdrungene Betrachter: „Auf der höchsten Höhe angelangt, verschmilzt der Genius mit der Tugend; und Laster und Irrthum sind nichts

*) Versi di *Teresa Albarelli Vordoni* — Padova 1824. — Bibl. Ital. Tom. XXXV, p. 39 — 54. p. 141 — 172.

Anderes als die falsche Richtung eines Geistes, der nicht hinlänglich das Wesen der Dinge schaut."

Bei Anwendung dieser Grundsätze auf die von Teresa Vordoni mitgetheilten Dichtungen als wirklichen Eingebungen eines göttlichen Instinkts für das Schöne und Gute verweilt der Kritiker am längsten bei den auch an Gedankeninhalt reichen *Sermonen*, deren Betrachtung er den zweiten Artikel ausschliesslich widmet. Die Einleitung dieses zweiten Artikels darf als eine selbständige Abhandlung angesehen werden, die sowohl nach ihrem historischen als philosophischen Gehalt jedem ästhetischen Handbuch zur Ehre gereichen würde. Ausgehend von den ursprünglichen Dichtungsarten, dem Epos, der Tragödie, der Lyrik, die als in unmittelbarer Anschauung und der Tiefe der Empfindung wurzelnd jedem Volke von reicher Begabung eigen, nimmt er auch hier den höheren Gesichtspunkt des Unzertrenntseyns echter Poesie und wahrer Religiosität. Später dann übergehend zu der Komödie und Satyre, stellt er beide dar als Kinder bereits vorgeschrittener Kultur, besonderer Verhältnisse, eingerissener Verderbniss, und weilt dann länger bei der letzteren, ihre Aufgabe, ihre Schranken und Schwierigkeiten aufzeigend, und wie sie bis heute bei den verschiedenen Völkern überall dem jedesmaligen Zustand der Kultur entsprechend sich hervorgebildet. Besonders meisterhaft ist hier die Schilderung Gozzi's und seines Zeitalters. Aus den von der Vordoni mitgetheilten Beispielen sieht man die feine Einsicht dieser begabten Frau in ihre Zeit, und der Hauptvorwurf, der ihr gemacht wird, ist ein mitunter allzu gefälliges Verweilen bei Mängeln und Gebrechen, die nur verständlich sind für die Mitlebenden, verloren für die Nachwelt, während der grosse Satyriker sich in Stoff und Behandlungsweise solchen Gegenständen zuwendet, die für alle Zeiten Interesse und Bedeutung haben.

Eine ernste Angelegenheit war Zajotti das Studium seiner Muttersprache, dem er mit unermüdlichem Fleiss von frühester Zeit an oblag, und das er bis in seine letzten Tage mit gründlichem Ernst fortsetzte. Unter seinen Papieren befindliche Auszüge aus den Klassikern, Anmerkungen, Zusätze, alle in besonderen Abtheilungen geordnet, lassen vermuthen, dass er in langjähriger Vorbereitung Materialien zu einer selbständigen Arbeit über die Sprache gesammelt. Von besonderem Interesse für den Italiener sind auch seine Aufsätze über das Werk, durch welches

Vincenzo Monti die florentinische Sprachgesellschaft zu einer neuen, den Zeitanforderungen angemessenen Bearbeitung des alten berühmten Wörterbuches *della Crusca* veranlassen wollte, und wodurch er mittelbar auch wirklich eine bedeutend vermehrte und geläuterte Ausgabe hervorgerufen. Zajotti verbreitet sich über die *Proposta* in zwei Artikeln*), durch welche er nicht wenig beigetragen zur Würdigung der Verdienste Monti's und seines Mitarbeiters, des für seinen und seines Vaterlandes Ruhm zu früh dahingeschiedenen Giulio Perticari. Mit rüstiger Kraft und überblickender Einsicht nimmt er Theil an dem Kampfe gegen eingewurzelte Vorurtheile, und macht die Sache der in ihrem verdienstlichen Unternehmen von den aus altgewohntem bequemem Gange Aufgestörten und den zum Nachdenken gezwungenen Anhängern hergebrachter Irrthümer und Mängel vielfach Angefochtenen mit kühnem Wahrheitseifer zu der seinigen. „Mancher Neidhard", sagt er gegen Ende seiner Untersuchungen, „wird sich erbossen über unsre Worte; doch sein Zürnen kann uns wenig kümmern, die wir nächst der Freundschaft der Guten nichts Wünschenswertheres kennen als die Vergessenheit oder den Hass der Schlechten."

Es würde zu weit, und für Nichtsprachforscher zu sehr ins Einzelne führen, wollten wir auch nur Auszüge geben der mannigfaltigen Betrachtungen und Darlegungen, zu welchen die Wiederaufnahme der alten Frage, ob es gelte von einer florentiner oder italienischen Sprache zu reden, auch hier Veranlassung gegeben. Den näher für die Sache sich Interessirenden machen wir auf die beiden Artikel besonders aufmerksam. Er wird sich eben so sehr freuen über den Muth im Entgegentreten gegen akademische Verstocktheit, über die kräftige Entwicklung der Ansicht „wie die höheren Geister insgesammt eine edle Familie bilden und wie die dem Enkel erwiesenen Ehren auch an den entferntesten Ahnen noch erlittenes Unrecht wieder gutmachen", als angezogen fühlen durch die mit lebendigen Zügen gegebene Ueberschau südlicher Sprachenbildung in dem Gange und der Vermischung der Völker, und die daran sich knüpfenden Scheide- und Bindungsverhältnisse. —

Der 44. Band der Biblioteca Italiana, das letzte Jahresviertel von 1826, enthält aus Zajotti's Feder nicht weniger als sechsundzwanzig Artikel, zum Theil nur ganz kurze Anzeigen über litterarische Erscheinungen aus den verschiedensten Gebieten — Geschichte, Poesie, Sprachwissenschaft, Mythologie, Philosophie, u. s. w., bisweilen begleitet mit einem Worte zur

*) Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabolario della Crusca. — Milano 1817 — 1824. — Bibl. Ital. Tom. XXXVII, p. 337 — 351. Tom. XLI, p. 303 — 334.

Empfehlung, bisweilen von scharfer Rüge; bald als verdiente Züchtigung gegen anmaassliche Mittelmässigkeit, bald als humoristische Zurechtweisung vorprallender Thorheit sich aussprechend; trotz der lakonischen Kürze überall Eingehen und nähere Bekanntschaft mit dem Gegenstande, so dass bei einer Blumenlese ins Italienische übersetzter deutscher Gedichte (pag. 336 — 338) eine Reihe treffender Vorschläge zu Besserungen von Irrthümern gemacht werden, die von genauer Kenntniss des Genius unserer Sprache Zeugniss ablegen, und bei einer Sammlung italienischer Epigramme und Madrigale (p. 339) im Vorübergehn feine Bemerkungen fallen über das Wesen dieser Dichtungsart, wobei schliesslich den italienischen Schriftstellern der Rath ertheilt wird, doch ja bei einer künftigen Sammlung der Art nicht zu verabsäumen, „der Blumenlese die Abhandlung voranzusenden, die über das Epigramm der geistvolle Lessing geschrieben.“ —

Wichtig für Zajotti's litterarischen Ruf ist das Jahr 1827, wo seine bald nach ihrem Erscheinen so berühmt gewordenen Abhandlungen *über den Roman* zuerst in die Oeffentlichkeit traten. *) Da aber jene Aufsätze bald nachher in sich erweitert und späterhin durch wesentliche Zugaben vermehrt als selbständiges Werk gedruckt wurden, das in wenigen Jahren eine Reihe von Auflagen erlebt hat, so versparen wir sie einer späteren ausführlicheren Betrachtung. Von den übrigen kritischen Arbeiten desselben Jahres sind am umfangreichsten zwei Artikel über ein episches Gedicht, das sich die Unternehmung des Kolumbus zum Gegenstand gewählt. **) Ihrer geschieht in der *Rèvue encyclopédique* (Octobre 1827) preisende Erwähnung. Wieviel des Interessanten aber auch darin sich findet, wir müssen wegen der uns gestellten Grenzen uns die Mittheilung versagen eben so wie die einiger kleineren Aufsätze, um Raum zu behalten für einiges Andere, das theils in wesentlicher Beziehung zu Zajotti's Gesammtentwicklung, theils deutschem Interesse näher steht. Zu letzterem gehören vornehmlich die bei Musterung eines Werkes über die tragische Bühne ***) seinen Landsleuten über deutsche Poesie, und insbesondere über Schillers Wirken und Schaffen gegebenen Aufschlüsse.

*) Del Romanzo in generale, ed anche dei Promessi Sposi, romanzo di *Alessandro Manzoni*. Bibl. Ital. Tom. XLVII, p. 322 — 372. Tom. XLVIII, p. 32 — 81.

**) La Colombiade. Poema eroico di *Bernardo Bellini*. Cremona, 1826. Bibl. Ital. Tom. XLVII, p. 21 — 44. Tom. XLVII, p. 191 — 206.

***) Sopra il teatro tragico italiano. Considerazioni di *G. U. Pagani-Cesa*. Venezia 1826. Bibl. Ital. Tom. XLVI, p. 3 — 30.

Die Einleitung, hindeutend auf den vielfältig berührten unseligen Streit über romantisches und klassisches Prinzip, giebt eine treffende Schilderung des Unhaltbaren, Ungebührlichen und Verwirrenden all derjenigen litterarischen Kämpfe, die statt mit Ernst und Tiefsinn für die Sache, mit Leidenschaft und Eigensinn für Aufrechthaltung vorgefasster Meinungen geführt werden, und thut mit kräftigen Worten dar, wie dergleichen zugleich die Würde der Litteratur und die Wahrheit beeinträchtigt. Die früher bereits angedeutete höhere Einheit, unter welcher diese klaffenden Gegensätze sich versöhnen müssen, wird mit Zuversicht als nahe bevorstehend verkündet. Zu solcher Einigung unter einem höheren Gesichtspunkt können aber unzulängliche Versuche, wie das vorliegende Werk Pagani-Cesa's, nicht beitragen; und dieses darzulegen, damit nicht blendender Schein die minder Hellsichtigen täusche, ist der Zweck der ihm gewidmeten Prüfung. Gerügt wird zunächst die Oberflächlichkeit in Besprechung der griechischen Bühne, dann bei der englischen die Kette der Missverständnisse aufgerollt, die aus urtheilsloser Hinnahme einiger Aussprüche Miltons, Pope's und Addisons über Shakspeare entstanden, und diese aus dem verschiedenen Standpunkte, zum Theil auch der Doppelnatur der Sprechenden, und aus dem Gesichtspunkt ihrer Zeiten und deren Parteien erklärt und in das richtige Verhältniss zu dem Alle überragenden Heros der tragischen Bühne gestellt; der Betrachtung Crebillons und Voltaire's wird in entschieden ethischer Grundrichtung entgegengetreten und hier vornehmlich dem sogenannten Philosophen von Ferney eine hartnäckige Schlacht geliefert mit schliesslichem Ablehnen jeder Art von Versöhnung oder Vermittlung. Dagegen wird von A. W. Schlegel aufs Bestimmteste der Vorwurf zurückgewiesen, als gehe er mehr darauf aus zu täuschen als zu unterrichten, und diese Beschuldigung Cesa's als unwürdige Verläumdung dargethan: „Wer Schlegels dramatische Litteratur gelesen, der wird sich gestehen müssen, dass wenige Schriften aus solcher Fülle der Ueberzeugung hervorgegangen; so sehr ist jede Seite besiegelt durch eine geheime Kraft, so sehr geht die Gewissheit der Wahrheit gemäss zu sprechen überall aus der Beredsamkeit dieses Deutschen hervor. Es unterliegt keinem Zweifel, dass eines solchen Mannes Irrthum noch gefährlicher ist, weil der Mensch um so lieber demjenigen glaubt der aus Ueberzeugung zu ihm spricht; darum aber darf nicht etwa Betrüger genannt werden, wer auf solche Art uns täuscht; seine Anschauungsweise ist es die uns verführt, seine Absicht bleibt unschuldig.“ — Nach näherer Entwicklung dieser Ansicht heisst es weiter: „Die deutsche Bühne ist uns beinah gänzlich unbekannt, und Pagani

hätte etwas sehr Nützliches unternommen, wenn er den Mangel der Staël ergänzt, die mit drei oder vier Namen sich begnügt und uns kaum einen Wink gegeben über den Gang der dramatischen Kunst in Deutschland. Dagegen scheint es, dass er nur auf Anderer Zeugniss hin davon gesprochen, und als ob seine Kunde aus ferner Ueberlieferung ihm zugekommen. Auch liess sich nicht wohl Anderes von einem Menschen erwarten, der zur Nachweisung der Höhe welche in Deutschland die Poesie erreicht nichts darzubieten weiss als die *Messiade* und den *Tod Abels.* Eben diess Zusammenstellen der beiden Gedichte Klopstocks und Gessners ist ein neuer Beweis dass er jene Litteratur nicht kennt, und dass er das ihm Bekannte nicht zu beurtheilen versteht. Die Messiade ist ein Gedicht von hohem Adel, das Einige dem verlorenen Paradies zur Seite stellen wollen, und erreicht sie auch nicht einige erhabene Schönheiten des letzteren, so strahlt sie doch in reicher Poesie und hält sich fern von vielen Mängeln, welche auf Miltons wunderbares Werk einen Schatten werfen; aber wenn dieses Epos mit Recht zum Ruhme Deutschlands konnte genannt werden, wer rieth ihm in dasselbe Licht den Tod Abels zu stellen, welcher nicht einmal das Verdienst hat in einer musterhaften Prosa geschrieben zu seyn? Ein theurer und liebenswürdiger Schriftsteller ist Gessner, und das Herz beklagt sich wenn der Verstand ihm nicht beistimmt in seinem Lobe; aber nicht verhohlen werden kann es dass er tief unter Klopstock steht und nimmer den ersten Dichtern jener Nazion kann beigezählt werden.....“ — Nunmehr folgt eine Charakteristik Gessner's, deren Grundzüge wir bereits aus der früheren Betrachtung seiner Idyllen kennen. —

„Es ist seltsam, wie Pagani-Cesa, um uns einen Begriff zu geben von der deutschen Tragödie, nichts Anderes aufführt als den Tod Adams von Klopstock, die für Musik geschriebene Alceste Wielands, und ausserdem beiläufig in einer Anmerkung den Don Karlos. Diese seltsame Wahl aus den in Italien so bekannten Dichtern bestätigt uns immer mehr, dass seine Kenntniss auf diesem Felde äusserst gering ist; befremdender aber noch ist die Weise, in welcher er die genannten Dramen beurtheilt, indem er auch nicht Einem die gebührende Stelle anweist. Vom Tode Adams begnügt er sich zu sagen, dass *diese Tragödie, einfacher als selbst die einfachsten der Griechen, ein Vorspiel von rühmlicher Vorbedeutung für das deutsche Drama war.* Hiermit lobt er wenig mehr als die Einfachheit in einer staunenswerthen Dichtung die in ihrer Art einzig dasteht; von ihrer Einfachheit darf man füglich schweigen, weil diese Tugend so sehr als Nothwendigkeit dem Gegenstande inwohnt, dass dafür Klopstock kein Verdienst

beizumessen ist. Es war vielmehr zu sagen, dass Schreck und Mitleid niemals innerhalb der richtigen Grenzen des Schönen höher getrieben worden; es war zu zeigen, wie jedes Gemüth von heiligem Schauder ergriffen wird bei jenem langsamen aber gewissen Herannahen des Todes, wie alles Menschengefühl in dem Zuschauer bis in die innersten Fibern ergriffen wird wo das Eintreten jenes feierlichen Mysteriums die grosse Verdammung an dem ersten Schuldigen erfüllt. Auch ohne Kenntniss der deutschen Sprache kann man eine angemessene Vorstellung dieser Tragödie gewinnen durch die Uebersetzung Gozzi's, die ganz wohl gelungen ist, obgleich sie eine gute Strecke hinter dem Original zurückbleibt. Wir fordern daher die Leser auf, dieses erhabene Werk, wenn sie in anderer Weise es nicht können, mindestens in der Uebersetzung zu betrachten, und dann zu urtheilen, mit welchem Auge Pagani die Schöpfungen des Genius anschaut.

„Nicht einsichtiger verfährt er in seiner Beurtheilung der Wielandschen Alcestis, nur dass der frühere Mangel an Lob hier in Ueberfluss umschlägt.“ Nun erfolgt ein Gegenüberhalten der glänzenden Lobsprüche Pagani's gegen den Spiegel der griechischen Tragiker, in welchem dann natürlich Wielands Alcestis zum Schemen zusammenschrumpft. Dann, nach Niederschnellen des zugleich mit Wieland als Musterbild emporgehobenen Euripides durch das Gegengewicht von Sophokles und Aeschylos, fährt Zajotti fort: „— Diess musste ausgesprochen werden, damit nicht als blinde Bewunderung des Euripides die Versicherung erschiene, dass die Wielandsche Alceste, obgleich nach dem griechischen Vorbilde gestaltet, selbst nicht mit dieser den Vergleich aushält. Wieland strebte in Deutschland nach jenem Lobe der Allgemeinheit, welches in Frankreich unseligerweise Voltaire zu Theil geworden; er war ein äusserst gelehrter Mann, hat viel und vielseitiges Talent, treffenden und lebhaften Geist; daher wurde es ihm leicht zugleich in Poesie und Prosa sich zu versuchen; Alterthumsforscher, Historiker, Kritiker, Epiker, Tragiker, Komiker, Novellist, Romanschreiber, Philosoph, erlangte er in den verschiedenen Gattungen verschiedenen und sehr ungleichen Ruf. Die Natur hatte ihn geschaffen zu anmuthiger Darstellung der tiefsten und starrsten Gelehrsamkeit, hatte seinen Geist nicht sowohl auf Behandlung der Leidenschaften als auf die Sinnigkeit attischen Scherzes angewiesen. Wo nun der Stoff seinen natürlichen Anlagen entsprach, da war er höchsten Lobes würdig; diess aber nimmt in demselben Maasse ab, als er von seinem wahren Beruf sich entfernte. Auch wo man ihn nur als Uebersetzer betrachtet, wo doch die Thätigkeit des Geistes am

wenigsten selbständig ist, thut diese Wahrheit sich alsbald kund, wenn man bedenkt dass unter seinen Uebersetzungen am meisten die der Werke Lucians und der Briefe Cicero's gelungen, am mindesten die der Shakspeareschen Tragödie. Wir kennen nichts, das weiter von dem würdevollen und doch raschen Gange der Tragödie sich entfernte, als die weitschweifige Leichtigkeit, von der alle Schriften Wielands überfliessen; und diess allein, auch wenn wir seine Alceste nicht gesehn, würde uns überzeugt haben dass Pagani's Lobsprüche nicht gerecht seyn können. Wie mochte der sittlichen Tiefe dieses Gegenstandes ein Autor genügen, dem von einem grossen Kritiker der Name *süsser Plauderer* ertheilt worden, ein Name den die Alten dem Philostratos beigelegt! Wenn Alcestis eine echte Tragödie wurde, war Wieland nicht mehr Wieland. Daher der ungenügende Erfolg dieses Versuchs, in welchem, weit entfernt das Drama des Euripides zu übertreffen, er nicht einmal solchen Schriftstellern seiner eignen Nazion gleichkommen konnte, die in anderen Richtungen weit unter ihm stehen.

„Und weil es uns wehe thut, länger bei Bekämpfung dieses verdienstvollen Deutschen zu verweilen, wollen wir für dieses peinliche Geschäft uns entschädigen im Lobe des trefflichen Schiller, von welchem Pagani nichts als den Don Karlos erwähnt. Wohl mögen wir hierbei den Vorwurf verdienen, welchen Antalkidas gegen den Lobredner des Herkules erhebt —wie aber schweigen, wenn von einem solchen Manne so leichthin geredet wird? Wir werden auf jede Weise nach Kürze streben, aber es sey uns gestattet unsre Erkenntlichkeit dem herrlichen Dichter darzulegen, dessen Tragödien wir niemals lesen konnten ohne das Herz veredelt, den Geist erhoben zu fühlen. Pagani bemerkt, wenn er Schiller nennen wollte, *so würde Herr Schlegel ihn belehren, dass die deutsche Bühne nur erst in der Hoffnung besteht*; daher berichtet er in einer Anmerkung, *dass unter seinen Trauerspielen in Deutschland vornehmlich Don Karlos gefalle, der viele beachtenswerthe Schönheiten habe, aber auch die an einer Tragödie noch beachtenswerthere Länge von beiläufig 5200 Versen.* Aus diesen Worten sollte man nun schliessen, dass Don Karlos Schillers vorzüglichstes Werk sey und zugleich dasjenige, welches am höchsten in der Gunst seiner Nazion stehe; wir fragen jedoch vergebens, woher Pagani dieses Urtheil entnommen. Wer läugnet, dass Don Karlos ein vorzügliches Drama sey und ungeachtet seiner Mängel grosses Lob verdiene? Dass aber Schiller in ihm nicht den Gipfel seiner Vollendung erstiegen, ist gewiss. Man darf nur die zwölf Briefe lesen die er darüber geschrieben, um einzusehen wie wenig er selbst damit zufrieden war und welchen Ursachen er einige dem

Gedichte inwohnende Fehler beimisst. Er verwendete viele Zeit darauf, wurde unterbrochen in seiner Arbeit, und musste sie wieder aufnehmen, daher wohl die übermässige Länge, daher die Ungleichheit in dem Charakter des Don Karlos, gewiss der vorstechendste und wichtigste Verstoss; und diese Dinge, ernst erwogen, veranlassten Schiller zu dem Ausspruch, das dramatische Gedicht müsse die Frucht nur Einer Jahreszeit seyn. Das Wesen des Stoffes und der Charakter des Marquis Posa machten den Don Karlos sehr beliebt beim deutschen Volke; aber wir glauben nicht, dass er dem Wilhelm Tell oder der Maria Stuart vorzuziehen sey, und es scheint uns, dass bei Sammlung der Stimmen der Nazion auch Wallenstein ihm dürfte vorgezogen werden. In Italien wurde Don Karlos bekannter als die übrigen Tragödien, weil man, da Alfieri denselben Gegenstand behandelt, sehen wollte wem der Preis zu ertheilen sey; und weder die Liebe zum Vaterlande noch die Verehrung für unseren grossen Landsmann können uns abhalten Schiller volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er bei weitem jenen übertroffen. Alfieri, mehr seiner Gemüthsart folgend als der Geschichte, wandelte den Eskurial in die Insel Kapri, Philipp in Tiberius um; er gab weder die Sitten der Menschen noch der Zeiten wieder, und kein Land ist wohin nicht jene Begebenheiten könnten verlegt werden. Dagegen stellt uns Schiller mit so eigenthümlichen Farben jenen Hof und jenes Zeitalter vor Augen, dass wir gegenwärtig zu seyn glauben bei den schmerzlichen Ereignissen und lebendiger noch als in der Geschichte den Sohn Karls des fünften vor uns sehen. Daher mag Pagani vielleicht aus Klugheit den Don Karlos als Schillers vorzüglichste Tragödie genannt haben, damit aus der Erkenntniss, wie sehr derselbe Alfieri's Philipp übertreffe, nicht eine für das italienische Theater ungünstige Folgerung gemacht würde; aber es bliebe auch noch die starke Vertheidigung, dass man nicht zwei Tragödien miteinander vergleichen kann, deren eine die vollkommenste ihres Autors, während die andere um Vieles hinter Antigone und Saul zurücksteht. Verfahren wir unsrerseits mit ähnlicher Klugheit wie Pagani und sprechen, dem Neide jedes Vergleichs ausweichend, einige Worte über Schiller allein. Er besass alle Gaben, die für einen grossen Dramatiker erforderlich sind, hohen Geist, ein leidenschaftliches Herz, tiefe Kenntniss der Dinge und der Menschen; und mit diesen seltenen Eigenschaften verband er einen edlen, warmen, eindringlichen Styl, und schrieb über allen Ausdruck schöne Verse. Mancher vielleicht lässt sich hinreissen durch den allgemeineren Ruhm Goethe's und wird ihn auch als Tragiker über Schiller stellen wollen, allein es scheint nicht, dass die Stimmen der

Nazion dieser Ansicht günstig seyen und wir sind so entfernt ihr zuzuneigen, dass wir auf diesem Felde Goethe vielmehr im dritten Range zu ihm ordnen möchten als im ersten; nicht, dass die Vorzüge des Geistes und des Styles oder die bürgerliche und politische Weisheit bei Goethe geringer wären; darin vielmehr scheint er uns nicht selten Schiller zu überragen; aber das Herz dieses ist mehr durchwärmt von menschlichen Leidenschaften, und in seinen Dramen stellen diejenigen, die das Glück unendlich weit von uns gefernt, sich uns bei weitem näher durch das Mitgefühl des Schmerzes und die Regungen der Liebe. Das fühlte Schiller selbst sehr wohl, als in der ersten Jugend seine von Goethe's Ruhm eingenommenen Freunde ihn abmahnen wollten in dieselbe Bahn mit jenem zu treten. *Dass ich auf dem Wege, den ich nun einschlage*, erwiederte er, *in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, dass ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkte keinen Schaden thun...*— Schiller hielt beim Ausspruch dieser Worte sicherlich die Hand aufs Herz, und das Herz betrog ihn nicht; im Gegentheil zog Goethe beim Anblick des jungen Nebenbuhlers langsam sich zurück, häufig rückwärtsschauend, wie ein Mensch der ungern einen bereits sicher geglaubten Sieg aufgiebt. Als Schiller seinen Freunden jene Antwort gab, da hatte er den Don Karlos schon geschrieben, und fühlte eben nach Lesung der Alten sich erneut in erhöheter Kraft und schönen Hoffnungen. Und die Vorbedeutung täuschte ihn nicht; denn im folgenden Jahre schuf er den Wallenstein, und bald darauf die wunderbare Maria Stuart, und die Jungfrau von Orleans, und Wilhelm Tell; und wer weiss welch andere staunenswerthe Werke er Europa noch geschenkt haben würde, hätte nicht in der Blüthe seiner Jahre und der vollen Kraft des Geistes ihn der Tod dahingerafft! Damals entwarf er eben eine Tragödie aus der Geschichte des falschen Demetrius, und die uns gebliebenen Fragmente machen den unersetzlichen Verlust noch schmerzlicher. Die Italiener besitzen nur erst die prosaische Uebersetzung einiger seiner Dramen, und es ist sehr zu beklagen, dass unter so vielen edlen Geistern keiner sich erhebt uns mindestens die besseren Gewande jener glänzenden Form darzubieten, die einen so grossen Theil ihres Ruhmes ausmacht. Wir hören, dass der Ritter Maffei einem Theil dieses Mangels abhelfen wird durch baldige Veröffentlichung der *Braut von Messina*, übertragen in der Anmuth jener harmonischen Verse, die unter den heranwachsenden Dichtern Italiens beinah ihm allein vorbehalten

scheint; die Wahl wird vielleicht nicht Jedermann gefallen; aber wenn Jemand fragen sollte, warum er gerade der Braut von Messina sich zugewendet, die unter Schillers Tragödien an dramatischem Werth vielleicht die letzte Stufe einnimmt, so scheint uns, dass er manche triftige Entschuldigung beibringen könne. Keine Tragödie eignet sich mehr als diese zur Uebertragung in schöne italienische Verse, weil sie beinah durchaus nach griechischen Mustern geschaffen, dabei reich ist an herrlichen Chören, und mehr als irgend eine andere die Pracht und Kühnheit der Lyrik sucht; darum wählte er sie passend als Zwischengabe seiner trefflichen Uebersetzung des Messias, damit er nicht durch fortwährende Anwendung des ungebundenen Verses für die Poesie überhaupt die Fertigkeit in Behandlung des Reims verliere. Vielleicht auch wollte er nur eine Probe geben von der Art seiner Uebertragung jener Tragödien, und ersah sich dazu die kürzeste von allen. Er möge indess bedenken, dass Italien nach Vollendung seiner grösseren Arbeit von ihm zum wenigsten die Uebersetzung der Stuart und der Jungfrau von Orleans erwartet, Tragödien, die ebenfalls sich trefflich unsrer Poesie anschliessen, und die wir vor allem dem Genius der Italiener entsprechend achten. Schillers Maria Stuart ist wirklich die Maria der Geschichte, und sie wird uns so lebendig vorgeführt dass wir sie zu sehen glauben, dass wir bei ihren Worten den Blick erheben mögen um ihren grossen schwarzen Augen zu begegnen, die uns noch glänzender erscheinen durch die Thränen in dem todesblassen Antlitz. Die Täuschung ist so vollkommen, dass wenn Mortimer im Wahnsinn seiner Leidenschaft sie erinnert dass die Krone bereits gefallen sey und ihr nur die Herrschaft der Schönheit noch verbleibe, wir ausrufen möchten, Maria sey noch Königin; und Königin erscheint sie uns mehr als Elisabeth, wenn beide im Garten zusammenkommen zu jenem wunderbaren Zwiegespräch. Unser Herz harrt ängstlich auf den Ausgang jener Worte, es flehet dass sie friedlich enden mögen; wenn es aber bei immer wachsendem Zorn einen unheilbaren Bruch unvermeidlich fühlt, dann ists als stocken seine Schläge, bis Maria, niedersteigend von der Würde ihres erhabenen Schmerzes, der Nebenbuhlerin die Schmach ihrer Geburt vorwirft; und nunmehr sehen wir, wie Mortimer, diese im Staube, aber es entflieht uns jede Hoffnung, weil der Groll der Mächtigen den Tod der Schwächeren nothwendig macht und selbst das Blutgerüst uns nicht mehr unerwartet vorkommt, das unter den Füssen der hehren Unglücklichen sich in einen Thron, ja, in einen Altar verwandelt. Auf der Bühne ist freilich jene ergreifende Szene nicht gestattet, in welcher Melvil als stellvertretender Priester die

Beichte Maria's empfängt und insgeheim sie zu dem Mahl der Engel aufnimmt; wer aber jenes rührende Gespräch lesen kann ohne jeden Puls erzittern und zugleich sich von unaussprechlicher Milde bewegt zu fühlen, der ist für die Poesie und für die Tugend nicht geboren. In diesem Moment hat Schiller uns zu einem solchen Grad des Mitgefühls und der Bewunderung geführt, dass alle Vergehen der Unglücklichen vergessen sind, und wenn Melvil die Hand erhebt sie loszusprechen von der Schuld, stimmt jeder Leser mit ihm überein und fühlt auf seiner Lippe den heiligen Ausspruch: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. — Eine grosse Anzahl Schriftsteller hat diese beklagenswerthe Königin dargestellt, aber nur Walther Scott hat in dem Abt gezeigt dass er bei tieferem Eingehn hätte Schillers Nebenbuhler werden können. Doch auch er ist auf halbem Wege stehn geblieben, und das unglückliche Weib ist nirgend treffender geschildert als in jener Tragödie; wer ausser ihr mit gleicher Wahrheit die Sinnesart und den Schmerz der Stuart ausgedrückt finden will, müsste zu den noch aufbewahrten gefühlvollen Versen sich wenden, in denen sie aus ihrem harten Kerker zu den Wolken sprach, die frei hinüberzogen zu ihrem geliebten Frankreich.

„In seiner Jungfrau von Orleans hatte Schiller einen Stoff unter Händen, der zum Erwecken des Mitgefühls in Nichts dem der Maria nachsteht, vielleicht selbst durch den beigemischten Unwillen auf unser Herz eine noch grössere Macht ausübt. Denn hat Maria ihre königliche Abkunft und ihre berühmte Schönheit für sich, so sehen wir in eben diesen Beweggründen des Mitgefühls zugleich die Ursach ihrer Verdammung, und wenn wir bedenken, dass ihr Tod nur darum von der Politik gefordert wird weil sie als Königin geboren — ein Fall, ganz ähnlich dem Schicksal — so entfernt unsre niedere Stellung uns von dem Gegenstande und verringert die Lebhaftigkeit des Schmerzes. Eine viel stärkere Empfindung dagegen weckt in uns die unglückliche Johanna, die für ihre schönen Thaten so schnöden Lohn erndtet. Die Kunst des Dichters hat den Antheil unter ihnen gleich vertheilt, allein die Blätter der Geschichte liegen uns offen und legen deutlich ihre verschiedene Stellung dar. Die eine verbrachte einen grossen Theil ihres Lebens in Gemächlichkeit und Pracht, geliebt von der Blüthe der Fürsten und Ritter, Allen neidenswerth erscheinend, strahlend durch jegliche Gabe der Natur und des Glücks; die andere, geboren und erwachsen in Dürftigkeit, kannte niemals die Süsse der Ruhe noch die ruhelose unaussprechliche Lust der Liebe; jene, berauscht vom Erdenglück, liess sich hinreissen von unziemlichen Neigungen und bedurfte, befleckt

durch schauderhafte Jugendsünden, des Unglücks zur Entsühnung von vergangener Schuld; diese war allzeit unschuldig und weihte alle ihre mühevollen Tage dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, erneute siegreich den Glanz Frankreichs, und setzte das Diadem auf die Stirn ihres Königs. Und gleichwohl wandte, als das Haupt Maria's fallen sollte, ganz Europa sich mit Bitten an Elisabeth; und konnte auch der furchtbare Befehl nicht aufgehalten werden, so schauderte doch jedes fühlende Herz, und von endlosem Mitleid und von Thränen ward ihr Tod geehrt; ja, dieser Tod selbst war nicht ohne Versöhnung, weil um Maria geweint wurde und die Religion sie getröstet hatte mit ihren unsterblichen Hoffnungen; Elisabeth aber übernahm es ihn zu rächen, indem sie fortan ein Leben führte schlimmer als der Tod, unglücklich in ihren Neigungen, gequält von ihrem Gewissen. Johanna dagegen, nachdem sie ihr Volk gerettet, sah sich verlassen von jeder menschlichen Hülfe, selbst von dem Fürsten welchen sie befreit; Alle flohen sie wie eine vom Fluche Gottes Getroffene, und kaum bemerkte sie, in die Gewalt der Feinde gerathen, den veränderten Aufenthalt. Unter den Schmähungen und Verwünschungen des Pöbels wird sie in Ketten vor das ungerechte Tribunal geschleppt, und konnte sie vielleicht auch ihre Richter erbleichen machen, vermochte sie Mitleid doch nur ihren Henkern einzuflössen; die fürchterlichste Strafe raffte sie dahin, und Neid, Undankbarkeit, Rache und Aberglauben mischten in die letzten Seufzer der Sterbenden ihr lärmendes Triumphgeschrei; selbst die Religion entfernte man von dem Scheiterhaufen der Zauberin; diese aber hatte, immer treu und tröstend, sich in das Herz der Unschuldigen geflüchtet. Und das in seiner Aehnlichkeit so ungleiche Geschick Maria's und Johannens erstreckte sich auch auf ihr Andenken, indem Mariens stets beweint und geehrt, Johanna's lange Zeit von der Verläumdung verfolgt wurde, so dass selbst in dem Lande, welches sie befreit, unter dem Volke, das sie erlöst, sich eine schmähende Stimme erhob nicht allein sie anzuklagen, sondern ihre Tugend und ihr endloses Missgeschick zu verspotten. Zum Glück für die Arme hatte ihr Verhöhner zuvor Gott verhöhnt. Dieser Gegenstand führt uns von Neuem auf den Widersacher alles Guten, aber wir wollen nicht abermals uns solchem Schmutze nahen. Ein Engländer hat ihn um jenes ruchlosen Gedichtes willen den Possenreisser des Teufels genannt, und dieser Name möge ihm verbleiben. Wir haben kurz zuvor den Unwillen der Guten gegen ihn beschworen; jetzt wird es besser seyn ihn in den Winkelgassen dem gesuchten Beifallsruf der Kuppler und der Buhlerinnen preiszugeben. —

„Die edle und tugendhafte Seele Schillers wollte, so viel an ihm, der Schmach dieses Frevels steuern, und er schrieb eine Tragödie die uns den Eindruck eines Hymnus zurücklässt; auch die Verse darin scheinen uns die schönsten die er je geschrieben, und obgleich sie zu lyrischer Höhe sich erheben, bewahren sie zugleich mit fast unglaublicher Stärke die wahre Sprache der Leidenschaft; gleichwohl vermochte der Dichter seine Stuart nicht zu übertreffen, und vielleicht hat er es gekonnt aber nicht gewollt. Denn gereicht es jener Tragödie auch zu grossem Vortheil dass die darin kämpfenden Gefühle menschlicher sind, so scheint es doch dass Schiller die Wagschale hätte für die unglückliche Johanna niederschnellen machen, wenn er ihr schmerzliches Ende darstellen und so den Vergleich mit der Stuart veranlassen wollen. Dagegen wandelte er auf nicht glückliche Weise die Geschichte um und zeigte die gefangene Jungfrau, durch ein Wunder ihre Ketten brechend, auf dem Schlachtfelde, wo sie in einem letzten Siege den rühmlichen Tod der Tapfern stirbt, erkannt, bewundert, beweint. Gewiss verdiente sie auf diese Art zu sterben, aber weit mehr Mitleid und Schreck wäre hervorgegangen aus dem furchtbaren Gericht, in welchem sie verurtheilt ward zu jenen Flammen, welche Angesichts der englischen Edeln und normannischen Bischöfe sie langsam verzehrten. Ein Dichter aus der klassischen Schule würde bald seine Vertheidigung bereit haben, wenn Fälschung der Geschichte kann vertheidigt werden, aber wir sehen nicht wie Schiller sich rechtfertigen kann, der diese Tragödie ausdrücklich eine romantische genannt. Wir zittern, so von einem solchen Genius zu sprechen, und sind bereit uns denen zuzuneigen welche vielleicht sagen, dass dem grossen Tragiker zu schauderhaft und gefährlich die Versammlung einer Rotte Nichtswürdiger erschienen, die durch Hinopfern jener Unschuldigen versucht Gott zum Mitschuldigen der eignen Frevelthat zu machen. Wie dem auch sey, Maria Stuart und Johanna d'Arc sind zwei Tragödien von höchster Schönheit, die vor allen anderen den Italienern gefallen müssen, und nicht zu entschuldigen ist Pagani-Cesa, zu dem wir nunmehr uns zurückwenden, dass er sie gänzlich unberührt gelassen, um so leichthin nur Don Karlos zu erwähnen....." —

Und hieran schliessen wir, ohne länger bei diesem und anderen Aufsätzen desselben Jahrgangs zu verweilen, Einiges an was Zajotti bei Gelegenheit der Maffei'schen Uebersetzung der Braut von Messina ausgesprochen.*) Von Ambrosoli's Vorrede wird gesagt, dass sie mit Verstand

*) La sposa di Messina, tragedia di *Schiller*, traduzione del cav. *Andrea Maffei* con discorso di *Francesco Ambrosoli*. — Milano 1827. — Bibl. Ital. Tom. XLVIII, p. 161 — 171. —

und Einsicht geschrieben sey und den Italienern manches Wissenswürdige und bisher ihnen Unbekannte über deutsche Litteratur, vornehmlich über das Drama mittheile. Den Gebrauch des Chors in der neueren Tragödie betreffend freut Zajotti sich unverhohlen, bei dem Vorredner seiner eignen bei Gelegenheit des Manzoni'schen Adelchi aufgestellten Ansicht zu begegnen. Dass dieser seiner Abhandlung nicht Schillers Vorwort zu der Braut von Messina beigefügt, wie er selbst gewünscht, „da nichts schöner ist als die Meister über ihre Kunst sprechen zu hören", entschuldigt der Kritiker mit der grossen Schwierigkeit, welche die Uebertragung ins Italienische würde verursacht haben und welcher schwerlich der Erfolg entsprochen hätte. „In Deutschland sind alle Verhandlungen über Litteratur innig verbunden mit metaphysischen Lehren, daher die Italiener jene niemals in ihrem ganzen Umfang erfassen werden ohne zuvor sich mit den letzteren vertraut gemacht zu haben. Nicht nur die Ideen würden uns fremd erscheinen, selbst die Worte würden uns fehlen, welche die Deutschen besonders zu deren Ausdruck geschaffen. Daher verdient Ambrosoli Dank, dass er von dem Dichter das entnommen was hinreicht uns seinen Gedanken verständlich zu machen, im Uebrigen aber Alles in dem Lichte dargestellt wie es italienischer Anschauungsweise angemessen...."— Nach einem kurzen Ueberblick der im Vorwort entwickelten Ansichten heisst es dann weiter: „Dem Kenner der deutschen Litteratur kann es übrigens nicht genügen, dass Ambrosoli die Ansicht aufgenommen, nach welcher Schillers *Räuber, Kabale und Liebe*, und *die Verschwörung des Fiesko* den Dramen Diderots und Beaumarchais verglichen werden. Nur *Kabale und Liebe* gehört in diese fehlerhafte Gattung, während *die Verschwörung des Fiesko* grossentheils sich jenen Wunderwerken Shakspeare's anschliesst; das Drama der *Räuber* aber ist einzig in seiner Art und einer Sonne zu vergleichen, die plötzlich durch ein Wunder mitten in der tiefsten Finsterniss der Nacht erschiene ohne das Dunkel zu zerstreuen. Schiller schrieb diess Drama mit zwanzig Jahren, und wir wagen die Behauptung, dass, wie gross auch die späteren Ausstrahlungen dieses hohen Genius sind, er niemals vollkommen das Versprechen erfüllt das er mit jenem ungeheuren Erstlingswerk gegeben." — Von Maffei's Uebersetzung heisst es, dass sie „durch Adel der Sprache, immer wechselnden

Später hat Maffei auch Schillers Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, und jüngst erst den Don Karlos übersetzt. Besonders günstig ist die Stuart von den Italienern aufgenommen worden und hat verschiedener Orte bei heftigem Pro und Contra kampflustiger Litteraten häufig wiederholte Darstellungen unter lebhaftestem Beifall des Publikums, namentlich in Florenz, erlebt.

Wohlklang des Rhythmus, und die Pracht der Verse so ausgezeichnet sey, dass in der ganzen neueren Litteratur der Italiener, mit Ausnahme der unerreichbaren Iliade Monti's, in dieser Art ihr Nichts könne an die Seite gestellt werden."

Diese Behauptung wird gerechtfertigt durch einige Proben, die eben so sehr zu rühmen sind wegen getreuen Anschliessens an die harmonische Fülle wie an den Wortsinn der Schillerschen Verse, „— ein seltner Vorzug, und äusserst schwierig zu erreichen, wenn das übersetzte Werk ein poetisches ist; schwieriger noch bei einem lyrischen, in einer von der unseren so verschiedenen Sprache, aus einem Volke das eine ohne Vergleich kühnere Litteratur besitzt." Aus diesem Gesichtspunkt wird dann auch der Uebersetzer entschuldigt, wo er dem von einander abweichenden Genius beider Sprachen gemässe Abweichungen der Form sich erlaubt. Hierin sowohl wie in den nachfolgenden Rügen mehrerer Stellen wo der Sinn verfehlt, und den in wortgetreuer gefühlskräftiger Prosa gemachten Besserungsvorschlägen bekundet sich durchgehends jene tiefe Verständniss und jene innige Liebe und Hochschätzung welche Zajotti bei Betrachtung deutscher Litteratur überall eigen ist, und die sich eben so bei flüchtiger Anempfehlung einer für Italiener bestimmten deutschen Grammatik *), bei strafenden Berichtigungen mangelhafter Lehrbücher der deutschen Litteraturgeschichte, **) wie bei eingehender Besprechung des erhabensten Dichtwerkes an den Tag legt. Gern wären wir ihm begegnet in der bei Gelegenheit des ersten Bandes der Ambrosoli'schen Uebersetzung von Fr. Schlegels Geschichte der älteren und neueren Litteratur versprochenen näheren Entwicklung seiner Gedanken über dieses Werk, das er ***) seinen Landsleuten vorläufig mit den Worten empfiehlt: „— — Jedenfalls ersuchen wir Alle, sich damit bekannt zu machen und darüber nachzudenken, mögen sie nun zu der klassischen oder der romantischen Litteratur sich bekennen. Welcher Schule sie auch anhangen — und wollte Gott, sie hingen keiner an! — sie werden auf jedem Schritte neuen, kühnen, wahren Ansichten begegnen, und wenn ihnen mitunter auch gewagte oder sogar falsche Aussprüche aufstossen, werden sie mindestens bemerken, dass solche von einem Manne herrühren, der tief denkt und zu tiefem Denken anregt." — Leider sehen wir ihn nirgend darauf zurückkommen.

*) Bibl. Ital. Tom. XLVIII, p. 325.
**) Bibl. Ital. Tom. XLVIII, p. 386 sq.
***) Bibl. Ital. Tom. L, p. 248.

In der Reihe grösserer und kleinerer Artikel des Jahres 1828 ist zunächst ein Aufsatz hervorzuheben, der, wie Alles was Zajotti über den Roman sagt, sich der Kette von Betrachtungen einschlingt die seine Schrift *del Romanzo* bilden. Der hier zu erwähnende Ring, hervorgegangen aus der Musterung eines damals eben erschienenen Romans der sich namentlich die Schilderung von Völkersitten und Gebräuchen zur Aufgabe gestellt, *) verbreitet sich vornehmlich *über die beschreibenden Partien im Roman*, und Zajotti hat das Wesentliche desselben nicht mit Unrecht werth erachtet sich in einer späteren Auflage dem Hauptwerke anzuschliessen. Wir werden dort darauf zurückkommen. — Ein anderer Artikel knüpft an eine Reihe Uebersetzungen aus deutschen Dichtern **) Betrachtungen über die Pflichten des Uebersetzers überhaupt, insonderheit des Uebersetzers lyrischer Gedichte als der individuellsten Sprache des Herzens, dass es ein wahrer Gewinn wäre wenn solche von Allen berücksichtigt würden die in Begriff stehn „auf einen vom Gegner ausgewählten Boden mit von ihm bestimmten Waffen sich zum Kampfe zu begeben.“ Zajotti fasst die Sache bei weitem ernster und durchdringender auf als die Staël, deren Vergleichung des Uebersetzers einer Poesie mit der Uebertragung einer schönen Musik von einem Instrument auf das andere er als einseitig aufzeigt und als keineswegs genügend den ganzen Umfang des schweren Amtes darzuthun, das nach seinen Anforderungen allerdings der Schwierigkeiten noch viel mehre darbietet als häufig selbst das ursprüngliche Schaffen und Bilden. Diese Schwierigkeiten aber wechseln mit der Sitten- und Charakterverschiedenheit der Nazionen, deren eine mit den Geisteswerken der anderen soll bekannt gemacht werden. — „Als Aemilius Scaurus in hohem Alter vor das Gericht des römischen Volkes gezogen wurde, beklagte er sich, dass, nachdem er mit anderen Bürgern gelebt, er anderen von seinem Leben Rechenschaft ablegen solle; und diess ist der genaue Standpunkt unsrer Uebersetzer lyrischer Poesien Deutschlands oder Englands. Der in ihnen geschilderte Mensch unterscheidet sich wesentlich von denjenigen welchen er zugeführt wird, und man glaube denen nicht welche behaupten dass die Regungen des Herzens bei allen Nazionen gleich seyen. Allerdings sind diese Regungen alle menschlich, alle entspringen aus denselben Quellen, den überströmenden Leidenschaften der Liebe und des Hasses,

*) *La Fidanzata Ligure*, opera dell' autore della *Sibilla Odaleta*. — Milano 1828. — Bibl. Ital. Tom. L, p. 22—39. Ueber die Sibilla Odaleta cf. Tom. XLVIII, p. 178—186.

**) Poesie scelte da Matthisson, Goethe, Schiller, Cramer e Bürger tradotte dal dott. *Antonio Bellati*. — Milano 1828. — Bibl. Ital. Tom. LI, p. 55—66.

Diese beiden entgegengesetzten Kräfte — wer wird es läugnen? — sind es die in jedem Theil der Erde sowohl die moralische als die physische Natur anziehen und abstossen. Wie verschieden aber ist je in den verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten die Aeusserung auch der ähnlichsten Affekte!“ — Und nunmehr folgt eine in das innere Leben der verschiedenen Völker und ihrer Poesien eingehende Gegenüberstellung einzelner Dichtungen, hauptsächlich deutscher, englischer, und italienischer, die den eben aufgestellten Ansichten zur Unterstützung dient. Sowohl hierin als in der Vertheidigung unseres Klopstock gegen „einen ungenannten deutschen Kritiker von nicht gewöhnlichem Geiste, der in allzuunbedingten Aussprüchen und einer harten Strenge über die edelsten Geister sich vernehmen lässt,“ und in den Vorschlägen an den italienischen Uebersetzer zu besserer, dem Wesen seines Volkes geeigneterer Wahl des zu Uebertragenden und den ins Einzelne gehenden Ausstellungen gegen seine Uebertragung zeigt sich überall die Liebe und die Einsicht in das Wesen unsrer Poesie, die wir an Zajotti bereits kennen. In dieser Hinsicht wird dem deutschen Leser auch ein anderer Aufsatz desselben Bandes von Interesse seyn, wo nach scharfer Rüge eines keineswegs verdienstlosen Gedichts, das *Kain* sich zum Gegenstand genommen, *) der gänzlich verunglückten Verführungsscene des ersten Mörders durch Satan als Muster die Stelle aus der Messiade gegenübergestellt wird, wo der Aussendling der Hölle herantritt zu Judas Ischariot, ihn zum Verrath des Herrn und Meisters zu verlocken. Diesem Vergleiche sind, zu eindringlicherer Mahnung an den italienischen Dichter, die Worte vorausgeschickt: „Die Harmonie der Verse reicht nicht hin, auch nicht das Studium des Einzelnen, noch die schöne Ausschmückung verstreuter Gedanken, die vermittelst einschmeichelnder Worte durch flüchtigen Glanz uns blenden sollen. Die grosse Kunst des Dichters, oder vielmehr sein Geist bekundet sich vornehmlich in der Gesammtrichtung des Werkes; fehlt dieser die rechte Weisheit, so ist sein Lorbeer nicht gesichert vor dem Strahl des Blitzes. Ist der Stoff mit Einsicht gewählt, dann muss er lange in der Tiefe der Seele erwogen, unter allen Gesichtspunkten betrachtet, und davon der angemessenste festgestellt werden; und damit ist noch nicht genug gethan; es muss die Schöpfung des Verstandes auch der Prüfung des Herzens sich unterwerfen, aus welchem allein die grössten und wahrsten Gedanken hervorgehn, und niemals sollte sie ohne diese doppelte Probe bestanden zu haben hinaus-

*) *Caino*, Cantico di Jacopo *Crescini* — Padova 1826. — Bibl. Ital. Tom. LI, p. 328 — 344.

gesendet werden vor das Urtheil der Welt. Hart allerdings ist diess Anheimgeben der Flüge des Genius an einen so strengen Zügel; allein wer weiss nicht dass der Ruhm, gleichwie die Tugend eine mühevolle Eroberung ist?" —

Ein Werk zugleich kindlicher Verehrung und männlicher Anerkennung ist das in demselben Jahre dem Andenken *Vincenzo Monti*'s gesetzte Denkmal. *) Die schöne Gegenseitigkeit des älteren und des jüngeren Freundes, die empfindliche Lücke, die mit Monti's Hinscheiden in Zajotti's Herzen entstand, haben wir schon oben angedeutet. Nach solch herben Verlusten gereicht nichts so sehr zum Troste und zur Stärkung als das Bewusstseyn, zur Feststellung des verehrten Bildes der Mit- und Nachwelt treue Züge darzubieten. So entstand jenes Denkmal, aus welchem Monti's Wesen mit all seinen durch das leicht dem Eindruck des Moments sich hingebende Gefühl bedingten Abweichungen als in sich Eines, weil in der Tiefe sich gleichbleibend, uns entgegentritt. Wir sehen den Knaben, den Jüngling, den Gatten, den Vater, den von freundlichen und feindlichen Elementen Bewegten, überall und immer mit dem vorwaltend poetischen Gemüthe, das sich gern die Aussenwelt nach seiner inneren Anschauung gestaltet und eher den Wechsel der Erscheinung sich zum neuerworbnen Eigenthum zu machen sucht als sich im trotzigen Widerstande ihm entgegenzustellen. Immer aber und überall sehen wir die Güte eines vorwaltend zum Wohlthun geneigten Herzens, eines auch in seinen Verirrungen nach Wahrheit strebenden Geistes. Der Biograph hatte hier nicht etwa einen Beitrag zu liefern zu dem mit Vorliebe im Herzen getragenen Werke „über den angemaassten Ruhm und die ungerechte Vergessenheit"; er hatte es zu thun mit einer von seinem Volke, und zum Theil auch schon vom Auslande anerkannten Grösse, mit einem reichen Menschenleben, das manchen wohlverdienten Ruhmeskranz auf seiner wechselvollen Bahn errungen hatte und nicht spurlos vorübergegangen war. Er stellt ihn dar als Sieger im geistigen Kampfe für sein Volk, als echten Freund desselben während aller Zuckungen seines oftmals schöner Täuschung hingegebenen Dichterherzens, als unwandelbar getreu dem Genius auch bei vielfältigster Trübung und Verblendung des politischen Blickes, jeder Aufopferung fähig nicht nur in der Freundschaft, die ihm ein Höchstes

*) *Vincenzo Monti* — Necrologia. — Zuerst erschienen in der Biblioteca Italiana Tom. LII, p. 109—143. Ottobre 1828. Später auch besonders abgedruckt. Zum dritten Male wiedergegeben in einer 1829 zu Genua, unter dem Titel „Auswahl aus der schönen Litteratur" veranstalteten Sammlung.

war, sondern überall wo Hülfe zu bieten in seinen Kräften stand, und im Zorn zwar heftig aufbrausend, aber immer gern geneigt zu ausgleichender Versöhnung und zur Vergebung gegen den Beleidiger.

Diess Alles ist, beginnend mit den Knabenjahren in dem Hause seines Vaters, eines schlichten Landmannes in der Romagna, bis zu den letzten von Ruhm und Ehre gekrönten Tagen in Mailand, wo der liebenswürdige Greis, reich an Freuden und an Schmerzen eines vielbewegten Lebens nach allen Seiten hin belebend und anregend inmitten eines ehrenden Freundeskreises steht, mit feinen Schattirungen und bemerkenswerthen Einzelzügen, und zugleich mit charakterisirender Würdigung jedes seiner Werke dargestellt. Bezeichnend heisst es bei Gelegenheit der Uebersetzung der Ilias, die Monti unter Beihülfe erläuternder Erklärer in zwei Jahren mit unausgesetztem Eifer so vollendete, dass wenig andere Uebertragungen sich rühmen können wie die seinige in den Geist des Alten eingegangen zu seyn: „Als nunmehr dem allgemeinen Beifall gegenüber der übersetzende Dichter ohne Hehl bekannte dass er Nichts vom Griechischen verstehe, da gedachte man des sokratischen Ausspruchs, dass ein von den Musen begeistertes Gemüth der beste Dolmetscher Homers sey, und dieser Ausspruch erschien nicht mehr das Wort eines Philosophen, sondern eines Propheten.“ Mit der Beredsamkeit innerster Ueberzeugung wird dargethan, wie Monti's Seele frei bleibt von jedem Vorwurf, wenn während der Sturm- und Drangzeit politischer Umwälzungen seine für jeden Eindruck empfängliche Phantasie ihn hinriss zur Feier von Erscheinungen, deren Gegentheil noch kurz zuvor ihm Gegenstand poetischer Schilderhebung gewesen. Doch nur sein Herz wird freigesprochen von jeder Möglichkeit einer unwürdigen Nebenregung, nicht sein Charakter von allzugrosser Nachgiebigkeit und Mangel an selbständiger Haltung gegenüber den Begebenheiten. Und der Dichter selbst hat in seinen späteren Jahren, wenn mit vertrauten Freunden die Rede war von jener Periode der äusseren und inneren Schwankungen, gesenkten Hauptes jede Entschuldigung abgelehnt und die auf solche Weise ihm gewordenen Ruhmeskränze schmerzvoll bezeichnet mit den Worten seines Aristodem:

. i nostri allori
Di tanto sangue cittadin bagnati
Son di peso alla fronte e di vergogna. —

„Wer fühlt nicht,“ sagt Zajotti, „wieviel Grund zur Verzeihung solch freimüthiges Bekenntniss eigenen Irrthums in sich trägt? Die Zeiten, die Verhältnisse, manchmal die Ueberzeugung Anderer gaben ihm die Anschauung

des Gegenstandes; die Grösse der Ereignisse, die Unruhe, von welcher ganz Europa erschüttert war, bemächtigten sich seiner beweglichen Phantasie; doch nach Missbilligung dieses ersten Schrittes wer sieht nicht ein, dass alles Uebrige ihm nicht mehr als Schuld anzurechnen, wie es nicht Verdienst des kostbaren Gewürzes ist, wenn es über die Flamme gebracht seine köstlichen Wohlgerüche aushaucht? Die Ritter des Tasso verliessen Alles, um Armidens Spuren nachzueilen; welch mächtigere Zauberin aber ist eine Einbildungskraft wie Monti's? Und wie hätte er sie zügeln können auf der offnen Bahn der Poesie, wenn er innerhalb der Schranken des gewöhnlichen Lebens selbst von ihr fortgerissen wurde? Wie oft sah man ihn im traulichen Gespräch, während beredtester Vertheidigung einer Meinung, mitten in Entwicklung eines Gedankens anhalten, weil im Sturm der Rede die entgegengesetzte Ansicht mit einem poetisch lebendigerem Licht ihm aufblitzte! Von Anfang dann erkannte er wohl noch mit seinem hellen Geist das Trügerische jenes Glanzes; doch immer stärker hingezogen von dem blendenden Schein vermehrten seine Gedanken sich rasch um jenen leuchtenden Punkt, und die Worte strömten auf ganz anderem Pfade mit aller Macht der Ueberzeugung von seinen Lippen; die Zuhörer wurden gebieterisch zu dem neuen Glauben hinübergezogen, und Monti selbst war ohne sich dessen noch bewusst zu seyn, zugleich mit ihnen fortgerissen.“

Von jener glücklichen Periode seines Aufenthalts in Rom, als die politischen Stürme Italien noch nicht erreicht und der Dichter der Basvilliana und des Aristodem von den Besten seines Volkes freudig begrüsst war, heisst es unter Anderem: „Schön war es, wie damals unter jenen erlesenen Geistern auch der jugendliche Goethe zum ersten Male unsrem Monti die Hand bot und so ein poetisches Bündniss zwischen den beiden grossen Nazionen schloss, deren Ruhm und Geistesrichtung sie so viele Jahre hindurch darstellen sollten. Aber Goethe steht noch da*) als kräftiger, glücklicher Greis, und Gott erhalte ihn lange der Liebe eines Volkes, dessen Freude und Stolz er ist; und unser Monti ist nicht mehr, und das Licht Italiens ist erloschen, und Allighieri's Grab hat sich zum zweitenmale geschlossen.“ —

Derselbe Band der Biblioteca Italiana, welcher Monti's Leben enthält, bringt auch eine Reihe kleinerer Aufsätze Zajotti's, zum grösseren Theil Uebersetzungen aus dem Deutschen besprechend. So werden in der Beurtheilung einer bearbeitenden Uebersetzung der Ifflandschen Theaterstücke**)

*) Geschrieben 1828.

**) Teatro di *A. G. Iffland.* Treviso, 1828. — Bibl. Ital. Tom. LII, p. 313 e seg.

den bevorwortenden Herausgebern die gröbsten litterarischen und sprachlichen Verstösse nachgewiesen — ergötzliche Zeugnisse anmaasslicher Unwissenheit, wie sie ja bei den Fabrikarbeitern kein ausschliessliches Eigenthum eines Volkes sind. Dergleichen übrigens berührt der Beurtheiler nur im Vorübergehn mit kurzer Andeutung des Besseren. Länger verweilt er bei dem „tadelnswerthen *Unternehmen* der Bearbeiter, *das Iffland'sche Theater dem Geschmack der italienischen Bühne und ihrer begabtesten und bekanntesten Dichter gemäss auch für nicht vollkommene Schauspieler und vor nicht hochgebildeten Zuschauern mit Erfolg darstellbar wiederzugeben.* Ein solcher Gedanke ist in der That unwürdig der italienischen Gesittung und macht uns nur lächerlich in den Augen anderer Nazionen, die häufig diess unlöbliche Beispiel wiederholen sehn; auch hat der vor kaum vierzehn Jahren verstorbene Iffland in seinen Schriften nichts so Fremdartiges und Veraltetes, das solch ein Verfahren rechtfertigen könnte; im Gegentheil ist seine Phantasie so friedlich, oder vielmehr, um es freimüthig herauszusagen, so schüchtern, dass man eher seine Werke als allzusehr an das Gewöhnliche streifend bezeichnen möchte. So finden wir nicht, dass eines seiner Dramen sich zur Vortrefflichkeit erhebe, ausgenommen die *Jäger*, welche ein höchst lebendiges Bild edler unverkünstelter Natur vorführen. Warum nun den armen Autor auf so hässliche Weise entstellen? Warum ihm alles das entziehen, was ihn als treuen Maler nazioneller Sitten darthut? Und wenn sich diesem Tadel noch ein anderer beigesellen soll, warum seinem so einfachen und schlichten Styl die Gezwungenheit einer Sprachform anlegen, die fortwährend sich bemüht florentinisch zu erscheinen, und fast immer in das Trevisanische verfällt?" —

Unter den Arbeiten des Jahres 1829, die zum Theil von philologischer Gelehrsamkeit zeugen, (so namentlich mehrere, welche Bericht erstatten über ältere und neuere Uebersetzungen des Horaz *) —) heben wir nur zwei grössere Aufsätze hervor, welche, anknüpfend an ein Sammelwerk älterer Ritterromane und Rittergedichte Italiens, **) als selbständige Abhandlungen auf dem Gebiete der Geschichte gelten können. Zajotti sagt in der Einleitung, Ferrario und sein gelehrtes Werk werden immer Veranlassung, nicht aber immer Gegenstand seiner Worte seyn; und demgemäss rollt er die ganze Kette der dem Mittelalter vorhergegangenen Erschei-

*) Bibl. Ital. Tom. LVI, p. 288. cf. Tom. LX, p. 292.

**) Storia ed analisi degli antichi romanzi di cavalleria, e dei poemi romanzeschi d'Italia con dissertazioni ecc. del dott. *Giulio Ferrario*. Milano, 1828 — 29. — Art. I. Bibl. Ital. Tom. LIV, p. 145 — 184. Art. II. Bibl. Ital. Tom. LIV, p. 305 — 349.

nungen, soweit sie irgend als Vorläufer des Ritterwesens zu betrachten sind, mit kühner sicherer Hand vor unseren Blicken auf, und lässt daraus ein anschauliches Gemälde der Blüthe des letzteren hervorgehn. Beide Abhandlungen wurden gleich nach ihrem Erscheinen in Turin nachgedruckt und fanden in ganz Italien gebührende Anerkennung. Ein Auszug ist wegen ihres organischen Zusammenhanges nicht wohl möglich. Nur ein Wort aus der ersteren, wo Zajotti von den Jahrhunderten finsterer Barbarei und der Herrschaft roher Völkerschaften, in die aber bereits der Funke des Christenthums gefallen, sagt —: „In jenen Zeiten war die Finsterniss dicht, tief, schauerlich; aber der göttliche Funken glühte, und der Fluch der Finsterniss konnte nicht dauernd seyn. Jene Völker glaubten, und wenn ihr Glauben auch mit beklagenswerthen Irrthümern befleckt war, der Schaden war nicht unverbesserlich; sie glaubten, und das genügte sie zu retten, weil der Glaube, ja die Ueberzeugung des Menschen schon Alles belebt, während der Zweifel in seiner Unfruchtbarkeit sich quält und abmüht, bis er ermattet und die Elenden vernichtet welche sich ihm hingeben.“ —

Die Hauptarbeit der Jahre 1830 und 1831 ist, einer Anzahl zwischenfallender Artikel verschiedenen Inhalts zu geschweigen, eine in drei Abtheilungen zerfallende Abhandlung, anknüpfend an eine Reihe gleichzeitig erschienener — Novitäten dieser Gattung, *) wie ein summarischer Berichterstatter über den Leipziger Messkatolog sich ausdrücken würde. Das Wesentlichste der ersten Abtheilung: „Allgemeine Betrachtungen“ und der Schluss der letzten: „Ueber Guerrazzi's Schlacht von Benevento“ sind wieder aufgenommen in der sechsten Auflage des ursprünglichen Werkes, dem wir uns sogleich zuwenden. Alles Zwischenliegende dürfte, nächst dem überall in Zajotti's Kritik fest im Auge gehaltenen Gesichtspunkt, das Feld zu säubern von Unkraut und schädlichen Gewächsen und durch Hervorheben des Besseren seiner Nazion eine neue geistige Aera vorbereiten zu helfen, am passendsten als Ausläufer zu betrachten seyn seines Grund- und Lieblingsgedankens *über den angemaassten Ruhm und*

*) Gerolimi, ossia il Nano d' una Principessa, dell' autore di Sibilla Odaleta. Mortara, 1829. — I Prigionieri di Pizzighettone, Romanzo storico del secolo XVI, dell' autore di Sibilla Odaleta. Milano, 1829. — Cecilia di Baone, ossia la Marca Trivigiana al finire del medio evo, Narrazione storica di *Pietro Zorzi*. Venezia, 1829. — Irene Delfino, Storia veneziana del secolo VI, di *A. F. Falconetti*. Venezia, 1830. — La Villa di S. Giuliano, Storia veneziana del secolo VII, data in luce dall' autore d' Irene Delfino. Venezia, 1830. — La Battaglia di Benevento, Storia del secolo XIII, scritta dal dott. *F. D. Guerrazzi*. Livorno, 1827 e Milano, 1829. — Bibl. Ital. Tom. LVIII, p. 145 — 192. Tom. LIX, p. 312 — 351. Tom. LXI, p. 3 — 61.

die ungerechte Vergessenheit. Er selber sagt nach einer ins Einzelne gehenden Besprechung der Cecilia di Baone *) —: „Dieser Roman des wackeren Zorzi hat uns bei weitem länger aufgehalten als anfangs unsre Absicht war; allein diese Länge, wenn sie auch über das Maass hinauszugehen scheint, wird uns leicht von Wohlgesinnten verziehen werden, in Erwägung, dass bis jetzt noch Niemand mit der verdienten Würdigung dieses Werkes sich beschäftigt und dass eine gerechte ehrliche Kritik kein schöneres und angenehmeres Geschäft hat als das Abwehren ungerechter Vergessenheit.“ Und nach einer strengen, bis zur äussersten Härte strengen Rüge der beiden aufgeführten Romane aus der venezianischen Geschichte, deren Verfasser, damals ihm persönlich unbekannt, sich später dem scharfen Kritiker in Hochachtung und Freundschaft angeschlossen, nachdem er sich in Folge seiner Zurechtweisung dem Romanschreiben für immer ab- und einer ihm geeigneteren wissenschaftlichen Sphäre nicht ohne Erfolg zugewendet, schliesst Zajotti mit den Worten **) —: „Wir sehen ein, dass dieser Theil unsrer Betrachtung äusserst strenge war, ja herbe; wir sehen ein, dass dieses gänzliche Verneinen alles Berufes zum Roman dem Herrn Verfasser boshaft und beleidigend erscheinen wird, und für jetzt, nachdem er so eben einen dritten Roman (la Naufraga di Malamocco) hat erscheinen lassen, ist sicher nicht zu hoffen, dass er die Wahrheit solcher Freimüthigkeit erkennen wird. Aber was liegt daran, da unfehlbar einmal der Zeitpunkt kommen wird, wo er uns danken muss, ihn, soviel an uns, abgewendet zu haben von einer falschen Bahn, um ihn anderen nützlicheren und seiner Begabung angemessneren Studien entgegenzuführen? Was liegt daran, da ja der bereits ausgesprochne Zweck unsrer Worte keineswegs ist der kitzlichen Eigenliebe der Schriftsteller zu schmeicheln, sondern durch die aufrichtigste Darlegung der Wahrheit den Fortschritt der Kunst und den Ruhm des italienischen Namens zu fördern? . . .“ —

An einer anderen Stelle, wo er, mit Berufung auf die kurz vorhergegangenen Grundansichten, einer „Sammlung von Romanen, Novellen“ etc. eine kurze Anzeige widmet, ***) sagt er am Schlusse, nachdem er den Herausgeber auf eine bessere Auswahl aufmerksam gemacht und zu diesem Zweck einige der vorzüglichen neueren Werke vorgeschlagen —: „Und will er diesen und anderen Meisterwerken auch hier und da eine Erzählung

*) Bibl. Ital. Tom. LXI, p. 26.

**) Bibl. Ital. Tom. LXI, p. 46 — 47.

***) Raccolta di novelle morali, storie, ecc. di *Stefano Ticozzi.* Milano, 1830. — Bibl. Ital. Tom. LVIII, p. 242 e seg.

beigesellen für eine zahlreichere Klasse von Lesern, so stände ihm auch die Wahl offen unter den Romanen des guten August Lafontaine, des in einer früheren Periode wohl über Gebühr gepriesenen, jetzt aber unseres Erachtens allzusehr vernachlässigten. Es dürften wohl Wenige seyn, die nicht gerne den *Maskenball*, die *Familie Bloem*, oder *Eduard von Winter* einmal wieder läsen.“

Das erste Erscheinen der beiden Abhandlungen *über den Roman im Allgemeinen* und *über Manzoni's Promessi Sposi* insbesondere fällt in eine Periode litterarischer Wirren. Die durch äussere Einflüsse in Italien angeregten, seit länger als zehn Jahren schon in unvermittelten Gegensätzen geführten Kämpfe über Romanticismus und Klassicismus waren damals noch in wilder Gährung, und Manzoni, der gewiss ohne Hinblick auf eine Partei als solche in reinem Künstlerdrange sinnt und schafft, war bei Erscheinen seines Romans von den Romantikern mit lärmendem Enthusiasmus als Haupt und Vorkämpfer der Schule auf den Schild erhoben worden. Das behandelte Thema war insofern im vollsten Sinne des Worts ein zeitgemässes, und die umsichtige, scharf in das Wesen eingreifende, unumwundne und feurige Darstellungsweise Zajotti's war ganz geeignet auf seinem hohen Standpunkt über allen Parteien ein entschiedenes Gewicht in die Wagschale schwanker Ansichten zu werfen. Gleichwohl bleibt das Aufsehn, welches die genannten Schriften als rein kritische Arbeiten hervorgebracht, etwas Merkwürdiges, und grenzt an das Räthselhafte. Von allen Seiten kommen Glückwünschungsschreiben, selbst von gänzlich Unbekannten, an den Verfasser, der, obgleich wie immer ungenannt, von den Hellsichtigen gar bald errathen wurde; seine Freunde melden ihm von allen Orten, wie sein Name anfange in den verschiedensten Kreisen den bedeutendsten Italiens beigezählt zu werden; erklärte Feinde tragen ihm Versöhnung an und ersuchen dringend, dass er in künftigen litterarischen Kämpfen ihre Sache unterstützen möge; die ihm zunächst Stehenden bestürmen ihn, dass er die Aufsätze in besonderem Abdruck hervortreten lasse. Das immer mehr bestätigte Gefühl des Worts zu seiner Zeit, die steigende Wahrnehmung bedeutender Wirkung, und dazu die Nachricht, dass man in Turin im Begriff stehe seine Artikel abzudrucken, bestimmen ihn endlich nachzugeben. Kaum ist das Büchlein als selbständiges Ganzes hervorgetreten, so wächst um Vieles noch der Beifall und das Aufsehen,

und nach wenigen Monaten ist ein zweiter, und bald darauf ein dritter Abdruck nöthig, welchem später dann noch verschiedene andere folgen. Merkwürdig genug, dass manche Beurtheiler — so der Herausgeber des religiösen Journals in Modena — in überschwänglichem Lobe des Kritikers seinen allgemeinen Grundsätzen beipflichtend sich tadelnd gegen den von ihm mit Lob hervorgehobenen Dichter aussprechen; andere Stimmen erklären, dass sie diese Abhandlungen dem besprochenen Roman selbst vorziehen. Dem laut gefeierten Kritiker werden wiederholt Werke gewidmet; so eine Ausgabe des Dante *), in deren Zueignung an Paride Zajotti es unter Anderem heisst: „Möchten Sie bei Ansicht dieses Buches sich auch meiner erinnern, wenn Sie aus Ihrem reichen Geiste immer neue glänzende Edelsteine heben, um damit jene Schriften zu schmücken, bei denen es vergeblich ist aus Bescheidenheit einen Namen zu verschweigen, den bei dem blossen Klange Ihrer Worte ganz Italien erräth" — und die Besten seines Vaterlandes gaben ihre Zustimmung zu dem Urtheil desselben Herausgebers, dass er nirgend die Schätze der Gelehrsamkeit mehr geregelt gefunden habe durch Kritik, lebendiger durchdrungen von dem Herzen als bei Zajotti. — In dem Briefe eines hochgebildeten Mannes aus Verona heisst es bei Erscheinen einer späteren Auflage —: „Das Buch ist in einem für das jetzige Italien ungewöhnlichen Styl geschrieben, mit Kraft der Darstellung und Adel der Gedanken, zugleich mit feiner Kritik und feuriger Beredsamkeit, so dass nicht zu verwundern, wenn es bei seinem ersten Erscheinen sogleich alle Parteien für sich gewann. Ich möchte es jenen vom Schicksal bestimmten, unentbehrlichen Kriegern der Dichter vergleichen, ohne welche alle Anstrengungen geringerer Streiter nichtig sind, und die jeden Zauber mit dem blossen Blick bezähmen. Ich wünschte sehr, dass es aus unsrem Vaterlande hervorträte, um den Ausländern zu beweisen, dass die italienische Litteratur kein Kirchhof von kruskirenden Puristen und trocknen Gelehrten ist, und dass auch in Italien ein Geist lebt, fähig sie zu beurtheilen." —

Zajotti selber weist ihm zukommende schriftliche und mündliche Lobsprüche zurück als zu überschwänglich, als unverdient, als hervorgehend aus freundlich willfähriger Anerkennung, und überall sieht man den Mann der Gesinnung, welcher, ein höheres Ziel im Auge, nicht dem äusseren Erfolg, sondern dem wirksamen Eingreifen innerster Ueberzeugung nachstrebt. „Die Lobsprüche, die mir am meisten gefallen", sagt er in einem

*) La divina Commedia di Dante Alighieri — per *Nicolò Bettoni* — Milano, 1828. —

Briefe vom 16. November 1827, „sind die, dass ich auf würdige Weise die Sache der Religion und der Sittlichkeit verfochten.“ Auch gewährt ihm eine erfreuliche Genugthuung das Anerkennen Manzoni's, welches anfangs ihm wiederholt durch Andere zu Ohren kommt, später dann unmittelbar nach Uebersenden eines Abdrucks der selbständig erschienenen Schrift — im December 1827 — in einem Danksagungsschreiben sich ausspricht, worin der Dichter sagt, dass jene Abhandlungen ihm durchaus neu erscheinen, und dass sie seinen Vorsatz aufgehoben keine Kritik über seinen Roman lesen zu wollen. — Gewiss würden den Freund, der mit so theilnahmvollem Blick die geistige Entwicklung unsres Vaterlandes verfolgte und alles Tüchtige bei uns so rein zu würdigen wusste, zwei Aeusserungen erfreut haben, die — seltsam genug! — an zwei ganz entgegengesetzten Universitätsstädten Deutschlands am selben Tage (28. December 1843, einen Tag vor Zajotti's Tode —) zwei durchdringende Kenner südlicher Litteratur in ihren Briefen gethan, von denen der eine (Adelbert Keller in Tübingen) von dem „trefflichen, wahren Edelsinn athmenden Buche del Romanzo“ spricht, der andere (Gottlob Regis in Breslau) versichert, dass ihm „zuweilen ein Anhauch oder verwandter Seelen-Odem wie von *Hamann* daraus entgegengekommen.“ —

In raschem Ueberblick eine Anschauung zu geben von dem wesentlichen Inhalt der vorliegenden Schriften über den Roman, ist ein gewagtes Unternehmen. Zajotti äussert einmal — in einem Briefe vom 13. Februar 1828 bei Gelegenheit seines Artikels über D'Elci's Epigramme — in richtiger Selbsterkenntniss, es halte ihn von einer ausführlichen Besprechung des Epigramms, die in Italien noch fehle, ausser dem Mangel an Zeit auch die Betrachtuug ab, dass der Gegenstand *lebendige Bewegung des Gefühls* nicht zulasse, *die doch für seine Schreibart Alles sey.* Und wieviel mehr gilt diess für eine Arbeit, von welcher er selber sagt*) dass sie wesentlich hervorgegangen aus dem Herzen. Um so mehr würde es mich erfreuen, wenn die von mir versuchte vorläufige Darlegung des Inhalts einen der Sache Gewachsenen zu einer mit Liebe durchgeführten Uebersetzung des unverkürzten Werkes veranlasste das gewiss auch in Deutschland Anklang finden und manches nicht überflüssige Wort in Abweichung und Zustimmung veranlassen dürfte. Geschrieben zu einer Zeit, wo nach dem Vorgang eines bedeutenden Namens mitten in dem noch heftig schwankenden Streite zwischen den Verfechtern der romantischen und der klassischen

*) Del Romanzo, p. 2.

Schule eine Fluth historischer Romane in allen Theilen der hesperischen Halbinsel sich breit zu machen anfing, sind schon zu näherer litterarhistorischer Kenntniss Italiens aus jener Periode die Betrachtungen und Winke eines so scharfen Beobachters von Wichtigkeit. Zajotti sieht in dem Roman, dessen Entstehen in ältester Zeit und unter den verschiedensten Völkern er aus der Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur die reine Wahrheit anhaltend und in starker Gabe zu ertragen, und aus dem Hange des Menschen zum Wunderbaren in den mannigfaltigsten Schattirungen des Keimens und Entfaltens darthut, ein wesentliches Mittel zur Erziehung des Herzens und zur Bildung des Geistes — freilich in der Welt, wie sie nun einmal ist; denn in einem ideellen Staate, in einer Gemeinschaft von Geistern, denen fortwährende Beschäftigung mit der reinen Wahrheit und unermüdlicher Drang zu deren Erforschung, als der Adelsstempel menschlicher Natur, möglich wäre, würde der Roman überflüssig seyn. Da er jedoch unter den gegebenen Verhältnissen und Bedingungen ein so allgemeines Bedürfniss ist und so wesentlich eingreift in das innere und äussere Leben, so bedarf er einer besonderen Ueberwachung der Kritik, und zunächst vornehmlich der Jugenderzieher, damit sein Einfluss wie eine wohlthuende Arznei, nicht wie ein Gifttrank wirke. Von diesem ethischen Grundgedanken, dessen Wichtigkeit ihn angeregt gerade dieses Thema zu behandeln, geht Zajotti aus, und an ihn reiht er die ganze Kette seiner Ansichten über den Roman als Mittelgattung zwischen Poesie und Prosa. Er verwirft die Ansicht derjenigen Rigoristen, die den Roman ein für allemal verbannt wissen wollen, indem er zu bedenken giebt, dass ein tief in unsrer Seele eingewurzeltes Ursprüngliches solchem Verdammungsurtheil sich widersetze. Er deutet auf die Allgemeinheit der Romane zu allen Zeiten und unter allen Völkern, und fährt fort: „Es ist ein Axiom, so sicher als käm' es von Euklides, dass eine zu allen Zeiten und unter allen Völkern geltende Meinung innere Wahrheit haben muss, und eben so gewiss ist, dass alle Nazionen von jeher an dem Roman ein vorzügliches Vergnügen gefunden. Und als Roman nehmen wir nicht etwa nur das an was gewöhnlich unter diesem Wort verstanden wird, weil sich in gar zu enge Bedeutung zusammengezogen was gemeiniglich jede Erzählung einer nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit begriff. Bei Betrachtung des Romans in seiner Beziehung zur Moral und dem bürgerlichen Leben muss man vielmehr diese ursprüngliche Ansicht noch erweiten und sie auf alle Schöpfungen der Phantasie ausdehnen, welche uns eine von der wirklichen verschiedene Welt darstellen oder die wirkliche Welt selber

in ein Prisma fassen, welches sie mit neuen Farben bekleidet — Wohin wir unsre Blicke wenden, finden wir den Roman in Gunst bei der Menge; und in dieser Hinsicht macht die geheimnissvolle Weisheit der Aegypter keinen Unterschied von der leichtgläubigen Unwissenheit der Irokesen. Zu Füssen der Pyramiden und am Gestade des Möris lauscht mit gekreuzten Beinen hingekauert ein Schwarm den Fabeln des arabischen Kameeltreibers mit derselben Spannung, mit welcher eine andre Schaar am Ontario inmitten ihrer Biber begierigen Auges den Erzählungen des Gauklers folgt, der sie geschickt zu unterhalten weiss; und wenn die reizenden Gärten Joniens häufig in ihren Myrten eingeschnittne mythische Erinnerungen aufweisen, so zeigen auch die schroffen Felsen Skandinaviens bei jedem Schritt die ungestalten Runenchiffern, welche ähnliche Dichtungen verkünden. Jedes Land scheint gleicherweise seinen Bewohnern diesen Geist einzuflössen, und nur wenn wir mehr zu der Ansicht hinneigen, die heutzutage sich vom Roman gebildet, wendet fast unwillkührlich unser Auge sich dem Orient zu . . .“ — Und hier entfaltet in lebendigem Fortgang Bild an Bild aus der Bewegung des Gedankens sich zu einer Ueberschau verschiedenster Völker und Zeiten mit den Grundzügen ihrer Erlebnisse und Thaten, deren Endresultat ist: um ein Volk aufzufinden das sich dem Roman nicht zuneige, müsse man jenes aufsuchen, von welchem Herodot erzählt dass es keine Träume habe.

Im weiteren Fortgang, wo Zajotti dem Roman auf dem Gebiete der Litteratur sich zuwendet, legt er als allgemeinen Gesichtspunkt die Doppelrichtung ideeller und realistischer Auffassung des Lebens und seiner Erscheinungen zu Grunde. Von den verschiedenen Nebenrichtungen zieht er den ausschliesslich an das Wunderbare und Uebernatürliche sich haltenden, ferner den politischen, den satyrischen, den philosophischen, den vorwaltend religiösen, den humoristischen, den in neuester Zeit so überwuchernd wordenen historischen und den, wesentlich Sitten und Zustände einer abgeschlossnen Periode, eines besonderen Volkes und Landes darstellenden Roman nebst den vornehmsten Vertretern jeder dieser Gattungen in die Betrachtung. Am stärksten wendet er sich gegen solche Erzeugnisse, deren ganze Richtung eine unmoralische, besonders wo ein verborgnes Gift durch einschmeichelnde Darstellung sich Eingang zu verschaffen sucht. Aber auch die sonstigen Tendenzromane finden keine Gnade vor seinem Richterstuhl. Er verlangt vor Allem Darstellung des inneren Menschen, treu und lebendig, Sittenschilderung ohne Bizarrerie und ohne das Gelüste anzulocken durch blossen Kitzel der Sinne, er verlangt Belehrung

über Länder und Völker ohne Pedanterei und Schulmeisterton — denn der Roman ist immer ein Gedicht, ein Kunstwerk. — Im Sittenroman reicht er die Palme an Samuel Richardson, in welchem Wahrheit der Erscheinung mit Adel der Gesinnung Hand in Hand geht, obgleich er nicht verkennt dass häufig allzubreites Ausspinnen des Einzelnen dem lebendigen Fortgang Eintrag thut, dass seine Erzählung hier und da durch ungebührliches Dehnen matt wird, und dass die Empfindung für die Hauptsache nicht selten an der Menge kleiner Nebenbezüge erlahmt. Den Lobpreisern solcher Einzelzüge als Förderungsmittel der Anschaulichkeit giebt er zu bedenken, dass die *Anschaulichkeit* eines Gegenstandes grossentheils von der Aufmerksamkeit des Betrachtenden abhängt, dass aber der gelangweilte Betrachter niemals aufmerksam seyn kann. — In der Macht der Schilderung und der hinreissend fortschreitenden Erzählung weist er Cooper den ersten Platz an, und stellt ihn hierin so wie in der Tiefe der Empfindung über Walther Scott, obgleich er zugiebt, dass er diesem an dramatischer Gewalt der Darstellung nicht gleichkomme. Walther Scotts Verdienst erkennt er vornehmlich da, wo die Beschreibung vorherrscht, und zieht die vorzugsweise auf diesem Felde sich bewegenden Erzeugnisse bei weitem denen vor, welche historische Begebenheiten und Personen zur Unterlage haben. Er bleibt auch hier der Ansicht treu, in deren Durchführung wir ihm bei Besprechung der Levati'schen „Reisen Petrarca's" gefolgt sind, dass die Geschichte nicht gefälscht werden dürfe durch Vermischung mit erdichteten Begebenheiten, und dass, weit entfernt dass dadurch die Dichtung nützlicher und die Geschichte anziehender erscheine, im Gegentheil der Reiz jener verringert, die Nützlichkeit dieser aufgehoben werde; und könne ein Talent wie Walther Scott auch Wunder wirken, so hebe dadurch die Natur der Sache sich nicht auf, noch werden Fehler durch geschickte Behandlung zur Preiswürdigkeit erhoben; nicht *weil* er das Wahre mit dem Falschen vermische, nicht *weil* er auf glänzende Weise die Geschichte umgestalte, sondern *trotz* diesen Fehlern sey Walther Scott zur Höhe seines Ruhms emporgestiegen um der reichen Fülle vorragender Schönheiten willen, die Ersatz bieten für jene Mängel. — Bei Aufführung des humoristischen Romans spricht er sich entschieden aus gegen die Weise unseres Jean Paul, das Verschiedenartigste aus allen Gebieten des Wissens von allen Seiten zusammenzuraffen und in bunter Mischung durch einander zu würfeln, stärker noch gegen die schreienden Kontraste und die klaffenden Uebergänge vom Erhabensten zum Niedrigsten, vom heiligsten Ernst und weichster Rührung zu grinsendem Lachen und den gewöhnlichsten

Erscheinungen der Alltäglichkeit — ein Verfahren, wodurch die Seele nur beunruhigt, ihr Spiegel getrübt, ihr innerlicher Strom zerrissen werde. Und diese negative Seite ist mit fester Hand in ihren Mängeln aufgedeckt. Aber von Zajotti, der August Lafontaine mit all seinen Gebrechen so volle Gerechtigkeit angedeihen lässt, der Hoffmanns zügellos dämonische Phantastik in ihrem Bereiche rühmend anzuerkennen weiss, der überall mit klarem unbestochenem Auge in das Wesen einzudringen sucht, hätten wir eine umfassendere Würdigung Jean Paul'scher Seelentiefe und des überreichen Füllhorns seiner vom Herzen getragenen Geistesschätze erwartet. Allerdings musste Zajotti's künstlerischer Auffassung und seinem klassischen Formensinn das an dem grossen Humoristen gerügte Verfahren widerstreben und er blieb, wie sehr ihn auch die Herrlichkeit einzelner Gedanken und Gefühle ansprach, seinem Princip getreu gegen die höchst Begabten auch die äusserste Strenge zu üben. Zwar sucht er ihn vor Missverständniss und Verkennen von Seiten Unberufener zu schützen durch den Ausspruch, dass seine Schöpfungen unübersetzbar seyen und dass keiner eine klare Vorstellung davon sich machen könne wer sie nicht in der Ursprache verstehe; zwar hebt er rühmend Hesperus und Titan und den Armenadvocaten Siebenkäs hervor; aber für die allvereinende Kraft des Gemüths, die überschwängliche Macht der Liebe, mit welcher unser Friedrich Richter das Verschiedenartigste durchdringt und die nicht selten auf die wunderlichsten Seitenpfade abirrenden Bahnen seiner von Anschauung zu Anschauung überfliegenden Phantasie immer wieder zu seelenhafter Einheit, zum Mittelpunkt edelster Geistigkeit zurückbändigt, hatte der Kritiker noch nicht den Gesichtspunkt gefunden, aus welchem er später mit immer universellerem Blick jede Richtung und jede Erscheinung betrachtet.

Genug! Wo fände man ein Ende, wollte man in Zustimmung und Widerspruch bei Einzelnem verweilen in diesem kritischen Frucht- und Blüthengarten? — Und so sey zum Schlusse der Betrachtung dieser ersten Abhandlung über den Roman, die durch erweiternde und an manchen Stellen vielleicht ermässigende Anmerkungen eines der Sache gewachsenen Uebersetzers für Deutschland ungemein an Interesse gewinnen würde, nur noch aufmerksam gemacht auf den so höchst lehrreichen Inhalt der letzten Partien, wo die italienische Litteratur von der Zeit ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag mit ihren Vorzügen und Mängeln in raschem Ueberblick vorübergeführt und dem Vorwurf des Mangels guter Romane in Italien begegnet wird durch Aufzählen des Reichthums an trefflichen Novellen und Mustern echtester Romantik, während auf der anderen Seite

zugleich die Gründe dargelegt werden, warum in Italien, dem von der Natur zum eigentlichen Roman vielleicht am meisten berufenen Lande, gerade dieses Feld so wenig angebaut worden. Diese Entwicklung führt unwillkührlich auf die neueste Erscheinung, den vorläufig mit freudiger Würdigung des Verfassers begrüssten Roman Alexander Manzoni's, die ***Promessi Sposi***, welchem die zweite bei weitem umfangreichere Abhandlung ausschliesslich gewidmet ist.

Die Einleitung zu dieser ***zweiten Abhandlung*** macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, inmitten aufgeregter Parteien ein befriedigendes Wort zu sprechen. „— Alexander Manzoni steht in Italien an der Spitze der romantischen Schule; weder die Friedlichkeit seines Lebens noch die würdevolle Mässigung seines hohen Geistes haben vermocht vor dieser gefährlichen Ehre ihn zu bewahren, zu welcher der allgemeine Ruf seiner Werke und das erkannte Bedürfniss seiner Anhänger, sich hinter einem grossen Namen zu verbollwerken, ihn gewaltsam erhoben. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn seine Schriften eine so lebhafte Bewegung hervorbringen und alsbald die Parteien zu heftigen gereizten Worten aufrufen; die Klassiker wollen ihm nicht soviel Ruhm zugestehn um der Verletzung ihrer alten Grundsätze willen, und die Romantiker erheben ein stürmisches Triumphgeschrei, indem sie das lediglich der Trefflichkeit ihres Meisters dargebrachte Lob dem hohen Werth der neuen Lehren zuschreiben. Wir haben in diesem beklagenswerthen Kampf entgegengesetzter Meinungen jederzeit zur Eintracht aufgefordert und sind uns im Innersten bewusst uns gleich entfernt von Abneigung und Vorliebe gehalten zu haben . . .“ — Und das ist die Stellung, die Zajotti auch gegenwärtig einnimmt. In Allem, was er über die verschiedenen Einwürfe der entgegengesetzten Parteien, ihr Uebernehmen in Lob und Tadel, ihre Anschuldigungen und Entschuldigungen sagt, spricht sich die achtungsvolle Rücksicht aus, mit welcher er an den Gegenstand herangeht, ohne darum den Standpunkt selbständiger Prüfung und innerster Ueberzeugung um ein Haarbreit aufzugeben. Feine Bemerkungen entwickelt er besonders über das Nutzlose der Namenveränderung, wenn die Sache dieselbe bleibt. Alsdann folgt auf neun Seiten ein Ueberblick des ganzen dreibändigen Romans, so anschaulich, so lebendig und treu die Verflechtung der Begebenheiten und die Natur der in dieselben verflochtenen Personen darlegend, dass gewiss Niemand diesen bei aller Verkürzung so höchst deutlichen und farbenreichen Auszug ohne Interesse lesen wird. Mit Recht darf der Kritiker beim Uebergang zu näherer Würdigung des Manzoni'schen

Romans versichern, er glaube nicht dass in seiner Darlegung ein Lebensfaden der ursprünglichen Erzählung fehle, bei welcher allerdings auf den ersten Blick sich leicht die Frage aufdrängen werde, wie es möglich sey einen so geringfügigen Stoff zu solcher Länge auszuspinnen? — „Aber die Geschicke Renzo's und Lucia's können dem nur als Hauptsache erscheinen, der an diesen Roman die gewöhnliche Richtschnur anlegt; der aufmerksame Beobachter bemerkt sogleich, dass der vornehmste Zweck die Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft des Herzogthums Mailand zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ist. Das ist der Punkt, in welchem alle Fäden zusammenlaufen; von ihm muss man ausgehn, um die Erklärung der vielen Episoden zu finden, in denen Manzoni von seiner Geschichte abgewichen ist. Und von diesem Gesichtspunkt aus erweitert sich alsbald der anfangs eng erscheinende Stoff, und der geringfügige Gegenstand gewinnt Pracht und Grösse“ — Aus der weiteren Untersuchung, in welcher dargethan wird, mit welch feiner Kunst Manzoni sich durch die Uebelstände einer Mischgattung hindurchgewunden, geht als Resultat hervor: „Manzoni hat einen Roman gegeben, der zugleich historischer und beschreibender ist, und sich aufs sorgfältigste dabei bemüht, dass die beschreibenden Partien das Uebergewicht behalten, und dass in den historischen die Verletzung der Wahrheit möglichst gering sey. Kann man nun seiner ursprünglichen Absicht auch nicht vollkommen beistimmen, so muss man alles Lob der Verfahrungsweise zollen, mit welcher er sich selbst verbessert.“ — Mit vollem Lobe wird alsdann die Wahl des Zeitalters — von welchem wir in raschen Zügen ein anschauliches Bild erhalten — und dessen Darstellung gewürdigt, aber auch die Mängel aufgedeckt die aus diesem Zweck, dem alles Andere geopfert ist, hervorgehen; und hier erhalten wir in leisen Schattirungen und treffenden Bildern eine Mischung von Lob und Tadel, Vertheidigung und Anklage, Aufdecken wesentlicher Mängel und Fingerzeige in der Sache selbst liegender Möglichkeit zu Meidung derselben nebst Vorschlägen zur Besserung. Interessant ist dabei besonders der so ganz verschiedene, aus dem Mittelpunkt der Sache hervorgehende Gesichtspunkt des Tadels sowohl als der Würdigung gegenüber mehr sporadischem und willkührlichem Anklagen und Preisen. Als schön wird nur hervorgehoben, aber dann auch mit voller hingebender Anerkennung, was im Verhältniss zu dem Ganzen vorzugsweise diesen Namen verdient, mit ernster Strenge dagegen gerügt, was dem Lebensnerv des Ganzen Eintrag thut. An alles dieses schliesst sich eine kritische Musterung und Entwicklung der Charaktere. Mit wahrer

Freudigkeit wird weiter aufmerksam gemacht auf besonders meisterhafte Züge in Zeichnung des menschlichen Herzens, mit psychologischem Tiefblick hier und da eine abweichende Schattirung daneben gestellt. Bevor er übergeht zum Tadel einiger Nachlässigkeiten des Styls, die er selbst als unbedeutend im Verhältniss zu den grossen Vorzügen der Gesammtdarstellung angiebt, aber gerade bei einem Schriftsteller nicht verschweigen zu dürfen glaubt der mit Recht von Vielen als Muster angesehen wird und von dem man durchgehende Vollendung fordern darf, nimmt er ihn noch mit feuriger Beredsamkeit in Schutz gegen einen Vorwurf, dessen Unstatthaftigkeit er zugleich vom psychologischen und vom künstlerischen Gesichtspunkt darthut, dem Vorwurf nehmlich allzuhoher Sprache beim Abschied zweier Landleute, der beiden Hauptpersonen des Romans, von ihrem Vaterlande. „— Wer jenen Abschied für zwei Landleute zu erhaben findet, der erkennt nicht dass der Autor hier im eignen Namen spricht und sich nur zum Dolmetsch der Gedanken macht, welche verwirrt im Herzen der Flüchtigen aufsteigen; wie aber konnte jemals die Kritik bei solch kleinlichen und noch dazu falschen Bemerkungen sich aufhalten, wo soviel wahre Empfindung aus jedem Worte hervorgeht? Der hat nie das Vaterland geliebt, der hat es nie verlassen, wer nicht bewegt wird von jenem schmerzlichen Gruss, und vielleicht kann das darin verborgene Gefühl nur begreifen wer, wie Renzo und Lucia, aus einer Bergheimath hervorgegangen" Die hieran sich reihende schöne Vertheidigungsrede erhöhter Vaterlandsliebe der Bergbewohner, die in ihrem seelenbewegten Fluge sich zum patriotischen Hymnus erhebt, deutschen Lesern nicht wiederzugeben wird mir schwer; allein ich halte sie für eben so unübersetzbar wie ein echtes lyrisches Gedicht. Und somit denn nur noch die Schlussworte des Ganzen —: „Warum hat Manzoni, so gross als Dichter, nicht seiner Prosa hier und da auch Verse untermischt? Warum ist er hierin nicht dem Beispiel seines Goethe und so vieler anderen berühmten Romanschreiber gefolgt, welche diesen Schmuck ihren Werken beigefügt? Der Stoff bot häufig sich der Poesie dar, und wir bedauern, so oft in unsrer Hoffnung uns getäuscht zu sehn. Wer möchte nicht im Liede den Erguss der Andacht und die Lobgesänge der Landleute vernehmen, wenn sie jubelnd im Herren mit frommer Freudigkeit sich um den Kardinal Federigo schaaren? Wer lauschte nicht mit geneigtem Ohr den fröhlichen Kriegsgesängen der Soldaten die zur Unternehmung gegen Mantua ziehen? Alle erinnern sich des herrlichen Gesanges auf die Schlacht von Maclodio, Alle erwarteten die Erneuung jener kräftigen Harmonie. Auch werden

Manche, besonders unter denen die der romantischen Schule enger angehören, sich beklagen nicht das Spottlied der Monatten zu vernehmen, das kaum angedeutet wird; ich weiss nicht ob dasselbe ein Beitrag zur wahren Poesie seyn würde, gewiss aber hätten wir ein würdiges Seitenstück erhalten zu dem eigenthümlichen Räuberliede Schillers. Und wollte uns Manzoni nicht solch neuen Reichthum spenden, warum hat er nicht wenigstens den Dankpsalm angestimmt jener Wenigen, die der Pest entflohen aus dem Lazareth dem Kreuze nachziehn? Mit welch einer von unaussprechlicher Milde ermässigten Kraft hätten wir nicht die Rache und die Verzeihung Gottes feiern hören — jenes Gottes, der reich in seinem Zorne wie in seiner Gnade immer vorgezogen hat seinen Thron auf der Barmherzigkeit zu bauen!" —

Die erste Zugabe zu der Schrift über den Roman bildete, wie wir bereits früher gesehen, die Einleitung zur Musterung einer Reihe historischer Romane, die rasch nacheinander in den Jahren 1829 und 1830 hervorgetreten waren*) und erscheint in dem erneuten Abdruck**) unter dem Titel „*Ueber den historischen Roman.*" Dieselben Grundsätze, denen wir bei Beurtheilung der Levati'schen „Reisen Petrarca's" und später überall bei Berührung des Romans begegnet, bilden auch hier die Unterlage, aber schärfer noch ausgeprägt und mit strenger ausgesprochenen Folgerungen, nachdem eine Menge ähnlicher Schöpfungen Italien zu überfluthen anfingen. Woher so plötzlich dieser Eifer unter den Italienern, Romane überhaupt, und vornehmlic historische Romane zu schreiben, nachdem noch kurz zuvor Niemand daran gedacht? — fragt Zajotti, und erinnert an eine ähnliche Erscheinung, wo nach Cesarotti's Uebertragung des Macpherson'schen Ossian plötzlich Alle, Arkadier und Nichtarkadier, sich in dieser bis dahin ihrer Natur so fernliegenden Dichtweise versuchten. „Ist es nicht auch jetzt der Einfluss einer fremden Macht, der, unterstützt von dem Erfolg einer nazionalen, die Geister bestimmt eine Bahn einzuschlagen, welche die Stimme eigener Begeisterung ihnen niemals würde bezeichnet haben?" — Dann folgt eine Würdigung des Walther Scott'schen Genius auf seiner, wenn auch ihrer Richtung nach nicht zu billigenden Bahn, und eine andere Manzoni's, der in Italien zuerst auf selbständige Weise und mit Glück die ähnliche Strasse einzuschlagen gewagt — eine Würdigung, welche die traurige Schaar der Nachahmer in himmelweiter Entfernung von jenen in ihrer ganzen Bedeutung vorgeführten

*) Bibl. Ital. Tom. LVIII, p. 151—192.
**) Del Romanzo etc. p. 145—201

Sternen erscheinen lässt. Denn „was haben Scott und Manzoni gemein mit jenem Schwarm, der sich zur Verfolgung ihres Pfades drängt? Und wer hat jemals dem Dichter von Morven zum Vorwurf machen wollen, dass seine unberechtigten Abkömmlinge aus der Fingalshöhle nichts mitgebracht als Auswüchse und Nebel?“ — Und nachdem Walther Scott mit all seinen Fehlern in seiner selbständigen Bedeutung immer glänzender hervorgehoben und Manzoni in näherer Darlegung seiner Eigenthümlichkeit bewahrt ist vor dem Vorwurf, nur ein Nachahmer des grossen Schotten zu seyn, indem er vielmehr auf ganz neue Weise gewagt eine ähnliche Strasse zu verfolgen, wird ein andrer Vorwurf gegen ihn erhoben — geschwiegen zu haben, nachdem er selbst bereits die eigne Verirrung und die verführerischen Wirkungen seines glänzenden Beispiels eingesehn; „denn Manzoni gehört zu den Menschen, welche nicht allein für das was sie gethan verantwortlich sind, sondern für das auch was sie unterlassen.“ Aus diesem Unterlassen des Berufenen entschuldigt Zajotti vor sich selber den Entschluss noch einmal über diesen Gegenstand seine Stimme zu erheben, frei und unumwunden, wie es der Kritik ziemt als Vertheidigerin der Wahrheit und der Sitte, deren Gestaltgeberin die Schönheit als erste Bundesschwester der Poesie. Er verfolgt dann seinen Pfad mit scharfer Darlegung des Trugschlusses, nach welchem unter dem Deckmantel der Verschönerung, die keine solche sey, auf Veruntreuung der Wahrheit ausgegangen werde; er zeigt die Verwechslung auf zwischen Dichtung und Fälschung, und rechtfertigt, während er strengen Bann gegen die letztere ausspricht, das Verfahren echter höherer Poesie; er schildert Einheit und Harmonie, die Anforderungen der gottentstammten Menschennatur, als Grundsäulen aller wahren Dichtung, und zeigt, wie diese im historischen Roman verrathen werden; er fragt, nach Aufstellung einer Reihe der verschiedenartigsten historischen Charaktere und nach Vorführen berühmter und gefeierter Autoren, die solche behandelt: „Was haben diese (die Romanschreiber) daraus gemacht?“ und legt die unbefriedigenden verunstaltenden Resultate zu Tage; dann schliesslich noch einmal zum Ausgangspunkt zurückkehrend fordert er die Begabten seines Volkes dringend auf zu ernster und getreuer Behandlung der Geschichte. —

Die zweite Zugabe, den *beschreibenden Partien im Roman* ausschliesslich gewidmet*), eignet sich ganz besonders zu einer selbständigen Mittheilung, und ich würde eine solche hier versuchen, wenn nicht die

*) *Delle descrizioni nel romanzo* p. 202 — 214.

Fülle des Gegebenen bereits das Maass überstiege und der Plan dieses Vorworts zum Ende drängte. Die Hauptpunkte sind: Die Beschreibung im Roman, so wie im Dichtwerk überhaupt, ist nicht etwas Aeusserliches und Zufälliges, sondern wesentlich Eines mit den Charakteren und Begebenheiten. Auch die gelungenste Beschreibung ist des Lobes unwürdig, wenn nicht dem inneren Leben der Sache angehörig, aus welcher sie Gestalt und Farbe zu entlehnen hat. Eine Beschreibung aber, die entsprechend mit dem Gegenstande ineinandergreift, organisch aus ihm hervorgeht, kann an der rechten Stelle, und nach bedeutenden leidenschaftlichen Momenten oft gerade am sichersten, von bedeutender Wirkung seyn. „In solchen Fällen ist die Beschreibung wirklich dem tragischen Chor der Griechen zu vergleichen; beide sind ein Ruhepunkt, beide, indem sie das Gemüth den Bewegungen der Gegenwart entheben, versetzen es in eine stillere und reinere Luft. In solchen Momenten stimmt der Tragiker einen Hymnus zu den Göttern an, der Romantiker beschreibt den Schauplatz der vor ihm sich aufthut, aber beide mischen in die allgemeinen Ideen die besondere Empfindung von der sie eben jetzt geschieden, zu der sie binnen kurzem zurückkehren werden.“ Auf schöne Weise wird diese Ansicht durch ein musterhaftes Beispiel anschaulich gemacht, indem Zajotti uns aus Tasso's Jerusalem die Szene vorführt, wo nach vorhergegangenen Stürmen und Kämpfen, nach Aufgebot von Himmel und Hölle, Waffenlärm und Schlachtreden, die von innerem Sturm getriebene Erminia in den friedlichen Weiler der Hirten geräth, und dort im Schoosse einer höheren Ruhe und reiner Glückseligkeit selbst für kurze Momente Ruh und Frieden für ihre geängstete Seele findet. Die ganze Beschreibung dieser Szene ist der Art, dass man durch jeden ihrer Züge in die harmonische Empfindung versetzt wird, von welcher sie ausgegangen. —

Die dritte und letzte Zugabe richtet Zajotti ausdrücklich *an die Jünglinge.* *) Bei der 1830 vorgenommenen Musterung verschiedener Romane scheinen die Worte über Guerrazzi's *Schlacht von Benevento* als des inhalt- und talentvollsten, zugleich aber auch in seiner düsteren und unheilvollen Richtung gefährlichsten unter den aufgeführten Werken zu desto eindringlicherer Wirkung absichtlich bis zuletzt verspart zu seyn. Sie wurden gleich bei ihrem Erscheinen mit entschiedenem Beifall begrüsst, auch unter den Litteraten Neapels, und Campagna erklärte, er ziehe dieselben dem besprochenen Roman, der damals vieles Aufsehen erregt hatte, bei weitem

*) Sulla battaglia di Benevento, romanzo storico del *D. F. D. Guerrazzi,* alcune parole ai giovani. — p. 215 — 234.

vor. Sie heben an mit einer Darlegung des Inhalts und der Richtung des Guerrazzi'schen Schreck- und Verzweiflungsromans voll Schuld und Blut, Gewalt und Ungebühr, durch deren grauenhafte Verschlingungen die entartete Menschennatur in mannigfaltigster Schattirung mit einschmeichelnder Darstellungsgabe vorgeführt wird. Den Worten des sterbenden Grafen von Caserta, gegenüber dem verscheidenden Staufensprössling Manfred: „Verflucht mein Werk! Er ist hingeschieden, und ist nicht verzweifelt" — entspricht das vierbändige Werk in allen seinen Theilen. Als Schutzwächter gegen die verführerischen Verirrungen eines so bedeutenden Talents wendet sich der Kritiker mit entschiedenster Strenge gegen den persönlich ihm gänzlich Unbekannten und sein Werk. Er zeigt, wie die Litteratur der Ausdruck der Gesellschaft, der Beifall, welchen ein Buch findet, ein Zeugniss sey der herrschenden Gesinnung — denn der Mensch findet gern sich selbst im Buche wieder; die begeisterte Aufnahme, die Guerrazzi's Roman im Allgemeinen und vornehmlich bei den Jünglingen gefunden, sey um so gefährlicher, da dessen verderbliche Richtung so einschmeichelnd. Darum, um der Liebe zu den Jünglingen und ihrer sich entwickelnden Zukunft willen so wie der Zukunft Italiens, ein Wort an sie aus tiefster Brust, aus innigster, wahrhaft väterlicher Liebe.

„— An die Jünglinge insbesondere, ja diessmal nur an die Jünglinge sollen meine Worte gerichtet seyn, weil zu weitläufiger Erörterung bereits der Raum fehlt, und weil auf sie, als den theuersten und kostbarsten Theil des menschlichen Geschlechtes, alle Sorgfalt dessen sich richten muss, welcher die Zukunft im Auge hat und die Menschheit liebt. Was ist denn jetzt ein grosser Theil der Jünglinge? Welches ist der Zustand ihres Herzens? Welches das Ziel ihres Geistes? Und sind sie wahrhaft glücklich in dem glückseligsten Lebensalter, welchem Gegenwart und Zukunft sich so schön und hoffnungsreich darzustellen pflegt? Das ist die Frage, die wir hundertmal wiederholt, und die Antwort war leider immer dieselbe — dieselbe, welche Guerrazzi uns mit seinem Buche gegeben: *Nein, wir sind nicht glücklich.* Und diese schmerzliche Antwort wurde uns nicht etwa nur von jenen Lässigen oder Lasterhaften die kaum der Erwähnung würdig sind; auch von den Besseren und Einsichtigeren ging sie aus, von denen, die mit aller Kraft sich mühen die reichen Gaben der Natur auf edle Weise zu verwenden. Und wie könnten sie auch jemals zum Glück gelangen, wenn sie getäuscht über ihre Bestimmung in der nächtigen Wüste des Lebens umherirren ohne jemals einen Blick zu werfen auf den einzigen Strahl der ihre Schritte zu erhellen vermag? Kaum eingetreten in die Welt,

naht ihnen schon ein bösartiger Genius, der mit seinem Geschrei die zarte liebevolle Stimme ihres Heiles unterdrückend sie an die Hand nimmt und die alles Raths Entbehrenden mitten in das Weltgetümmel stürzt, ohne anderen Führer als ihre mangelhafte Einsicht und ihren Stolz. *Geht*, sagt er ihnen mit denselben Worten mit denen er einst zu unserem gemeinsamen Urvater sprach, *geht; das Erkennen des Guten und des Bösen ist schon euer, und so werdet ihr gottähnlich seyn: weise und glücklich.* Und die Verblendeten glauben ihm, und schlagen muthig ihren Pfad ein, und fordern begierig von dem Leben was das Leben nicht besitzt. Wie lange aber dauert diess verlockende Trugbild? Und was ist der Zustand eines Jünglings von starkem Geist und glühender Seele, wenn dem Taumel eines kurzen Traums das lange Wachseyn der Enttäuschung nachfolgt? Er hat kaum den ersten und schönsten Theil seiner Laufbahn angetreten, und ist schon ermüdet, und denkt bereits dass das Ziel doch gar zu weit entfernt sey um die grosse Mühe des Verfolgens zu verdienen; getäuscht in einer Erwartung die er nicht hegen sollte, betrogen in einem Verlangen welches zu befriedigen die ganze Welt nicht hinreicht, treibt er fortwährend sich zwischen Freuden ohne Glück und zwischen Schmerzen ohne Trost umher; sein Geist ist schon ermattet, und er hat noch nichts geschaffen; sein Herz ist schon erschöpft, und hat noch keine Leidenschaft erprobt. Der Unglückselige! Er fragt was seine Bestimmung auf Erden sey, und unter denen, die ihn umgeben, ist Keiner der ihm zu antworten vermöchte. Der Umgang mit den Büchern wird ihm unerträglich, weil er ihn ermüdet ohne ihn zu beschäftigen; das Studium des Menschen wird ihm zur Qual, weil ihm das Wort des grossen Räthsels fehlt, und ohne dieses Wort ist jede neue Entdeckung nur ein neuer Schreck. Entmuthigt von allen Seiten, gehemmt in all seinen eitlen Entwürfen sieht er keine andre Wahl als Menschenhass oder Einsamkeit; den Hass, das quälendste Gefühl der menschlichen Natur, die Einsamkeit, die grösste Feindin des mit Vernunft begabten Wesens, wenn nicht Gott zu seinem Troste naht. Weilt er inmitten der Bewegungen der Welt, so scheinen seine Brüder ihm eben soviel Feinde, sein schweres Daseyn ist nichts anders als ein langer beklagenswerther Kampf, beklagenswerth, wenn er unterliegt, beklagenswerther noch, wenn er obsiegt. Und wenn er mit Aufgebung der heiligen Bande, die ihn an die gemeinsame Familie knüpfen, in sich selbst zurückflieht, Frieden zu suchen in der eignen Seele, welche Bangigkeit steht ihm nicht da bevor! Kann der Mensch glücklich seyn der seine Bestimmung verfehlt, der Mensch welcher den Posten verlässt den ihm die

Vorsehung angewiesen? O Niemand täusche sich mit diesem trügerischen Gedanken! Lasse Niemand sich irre führen durch die anscheinende Ruhe, welche manchmal die traurigen Grübeleien eines einsamen in sich zurückgedrängten Gemüths begleitet! Dieser Schein ist nur ein neues Unglück; der Kampf ist vielleicht minder geräuschvoll, minder heftig, aber an Frieden glaube keiner; und erschölle tausendfältig auch der Friedensruf, es ist eine grausame Lüge, ein Kunstgriff, um die Demüthigung zurückzuweisen Mitleid zu erregen; es giebt keinen Frieden für den Unglückseligen der hinlebt ohne Lebenszweck, für den Unglückseligen der verscheidet ohne je das unaussprechliche Geheimniss des Todes begriffen zu haben, ohne anderen Trost bei dem grossen Schritt als einen fürchterlichen Zweifel — den Zweifel in jenem feierlichen Augenblick, in welchem Alles Gewissheit werden soll. — Und in der That, was kann der in den engen Kreis seiner schmerzlichen und unsicheren Gedanken gebannte Jüngling beginnen, der Jüngling, dem sein kurzes Daseyn noch nicht das Leben der Erinnerung gewährt, und dem ein unheilbarer Trübsinn bereits für immerdar das Leben der Hoffnungen zerstört hat? Was kann seine Lage seyn, wenn die eigne Seele, ihm als wohlthätiges Asyl verliehen, in das er manchmal sich zurückziehn könne um neue Kraft zu sammeln für die Aussenwelt, ihm zum Verbannungsort geworden, das einzige Feld auf welchem ihm vergönnt war seine Thätigkeit zu üben? Die menschliche Seele kann bisweilen in Betrachtung ihrer selbst sich gefallen; aber wehe, wenn dieses ihre einzige Beschäftigung wird! Wehe, wenn die zur Bürgerschaft der Welt Geborene vorzieht sich allein zu genügen! Aehnlich jenem Unglückseligen der Fabelwelt, der zur Strafe seiner Schuld verdammt ist sich selber anzunagen, ist auch des Menschen Seele, die getrennt von der ihr zukommenden Nahrung, gezwungen stets an ihrem eignen Inhalt sich zu ersättigen, in einer Thatlosigkeit, die nicht Ruhe ist, sich in langgedehnten Qualen selbst verzehrt. Und kommt jemals der Tag einer grossen Prüfung, naht unvorhergesehn die Stunde, in welcher der vom Unglück heimgesuchte Jüngling jene düstere Melancholie des Geistes von sich schütteln soll, die hundertmal drückender ist als die des Herzens, woher soll er die Kraft entnehmen die ihm Noth thut zum Kampfe mit dem Missgeschick? Kaum hervorgetreten aus der Unerfahrenheit seines einsamen Lebens, mit welchen Waffen, mit welchem Rath kann er der Wirklichkeit der Dinge sich entgegenstellen? Und mangelt ihm die nöthige Stärke, fehlt ihm alles Vertrauen auf sich selbst und auf die Anderen, und somit auch die Kraft zu widerstehen, was für eine Wahl bleibt ihm übrig in solcher Verlassen-

heit? — Ich zittre, es zu sagen: der einzige Ausweg der Verzweiflung, mit stolzer Verachtung das Leben wegzuwerfen, oder sich in den Mantel zu hüllen in Erwartung der Schicksalsschläge, und zu sterben. — Das ist der beklagenswerthe Zustand, in welchen Guerrazzi bei Abfassung seines Buches sich versetzt, das der Jammer, zu welchem er ohne Ausnahme all seine Personen verdammt hat, das die unerklärliche Krankheit, von welcher er jeden Augenblick seine Erzählung unterbrechend sich selbst befallen darstellt. Und hätte er, obgleich auch solches kaum ohne Gefahr geschehen kann, zum mindesten bei Darstellung dieses peinlichen Zustandes des menschlichen Gemüths durchblicken lassen dass er dessen äussersten Schmerz kenne, hätte er wenigstens von Zeit zu Zeit zu verstehn gegeben dass diese Qual den Betroffenen nur durch eigene Schuld übernimmt; welchen Gewinn aber konnte er von seinen wilden Ergiessungen hoffen, wenn überall der Mensch als Opfer eines blinden Verhängnisses dargestellt ist, welches Alle bedroht und Keinen verschont? Welch nützlichen Rath wollte er durch seine Erzählung ertheilen, wenn dieses tödtliche Weh als das unabwendbare Netz unsrer Natur erscheint, wenn er mit jedem Wort, in jedem Gedanken jene verzweifelte Empfindung liebkost und hervorruft, welche das Leben hasst und verachtet, diess gefährlichste aller Gefühle, weil es den Menschen in die äusserste Muthlosigkeit versetzend ihn noch überredet, dass es ihn gross und hochherzig mache? Guerrazzi's Absicht mag gut, mag lobenswerth und heilig seyn, aber ist es auch die Wirkung welche er erreicht? Und war es seines herrlichen Talentes würdig, herabzusteigen und den Leidenschaften zu schmeicheln und durch das Blendwerk seiner schönen aber zügellosen Poesie sie noch heftiger und verlockender zu machen? Und wenn es bei Betrachtung eines so grossen moralischen Schadens erlaubt ist, ein Wort zu sagen über den Nachtheil welcher aus dergleichen Arbeiten dem gesunden Geschmack auf dem Gebiet der Litteratur erwächst, wie hat er nicht eingesehn, auf welch niedrigen Standpunkt diese herabgezogen wird, wenn der göttliche Funken in der Menschenbrust auf solchen Abweg sich verlocken lässt? Wir wollen nicht allgemein bekannte Beispiele anführen, aber giebt es irgend einen Freund italischen Ruhms, der nicht zurückbebt vor dem Gedanken auch unter uns die Ausgeburten des Irrsinns eingeführt zu sehen die bei anderen Nazionen gegolten? Giebt es irgend einen der ohne Schauder sich denken kann, dass in Italien auch, wie anderwärts, die Litteratur inmitten der anatomischen Theater und der Kirchhöfe solle gezogen werden, ohne andre Wahl als die traurige Gesellschaft der Wahnwitzigen und Wasserscheuen,

oder das widerliche Schauspiel des Henkers auf dem Blutgerüst? Wir hoffen, das Vaterland Torquato's werde nicht mit diesen schmutzigen Gräueln die schönen Gärten Armidens vertauschen. Warum aber hat Guerrazzi das Ansehn seines Beispiels denen dargeboten die solch beklagenswerthen Tausch versuchen möchten? Und wie nur hat er in seinem mächtigen Geiste nicht erkannt, um wieviel edler und reiner in jeglicher Beziehung sein Ruhm gewesen wäre, wenn er eine andere Bahn eingeschlagen hätte, die gerade der von ihm gewählten entgegengesetzte Bahn? Vielleicht, wie er jeden Augenblick uns überreden zu wollen scheint, vielleicht hat er bei Abfassung seines Buches nichts Anderes gewollt als die ängstigende Qual seiner Gedanken bekunden; aber wenn dem auch so wäre, würde solches eine annehmbare Entschuldigung seyn? Wir bedauern Guerrazzi auf das innigste, wenn so gross die Trostlosigkeit seiner Seele ist, wir wünschen ihm von Herzen, dass seine Leiden enden mögen — aber wenn der Mensch in solch einen Zustand gerathen, dann ist ihm nicht mehr gestattet zu schreiben; er hat sich innerhalb der eignen Pein zu halten, er hat sich ganz und gar in sein Herz zu vergraben, und, wenn es Noth thut, stillschweigend zu sterben; Anderen mit seinen verzweifelten Klagen sie mitzutheilen steht ihm nicht zu. Es steht ihm nicht zu um jener inneren Würde willen, welche selbst die Gladiatoren anwies den Todesstoss ohne Seufzer zu empfangen; es steht ihm nicht zu, weil wer die Menschen belehren oder ergötzen will, sie lieben muss, und der kann sie nicht lieben, welcher im Zustand einer so wilden Heftigkeit sich befindet. O wieviel erhabener und geziemender würde der Klang des starken Worts erschollen seyn, womit die Natur Guerrazzi bevorzugt, wenn er, anstatt bei einem kleinlichen Kampf mit dem Schicksal sich aufzuhalten, mit muthiger Seele über all seine Leiden sich zu erheben gewusst! O wieviel Dank hätte ihm gebührt, wenn er, statt seinen Geist zu verzehren im Ausdruck der Verzweiflung und des Zorns, mit fester Stirn jene ewigen und wohlthätigen Wahrheiten verkündigt hätte, an denen das Leben des menschlichen Geschlechtes hängt, jene Wahrheiten, die in der Schule des Schmerzes sich so leicht erlernen, wenn der Mensch die strengen Lehren mit ergebenem und religiösem Sinne hinnimmt! Ja, ihr Jünglinge von gutem Glauben, die der Irrthum falscher Lehren betrogen hat, ja, ihr tugendhaften Jünglinge, welche die Hartnäckigkeit der Verführung unglücklich gemacht hat, wir wollen es aussprechen, und mit diesem Gedanken unsre Betrachtungen schliessen: Guerrazzi hätte euch eine grosse Wohlthat erzeigen können durch Erwecken eines Gefühls der Hoffnung und der

Liebe unter euch, Guerrazzi hätte euer wahrer Freund, er hätte euer Tröster werden können; und eben dass er das nicht gewollt, dass er so ganz dem entgegen gethan, bildet in unseren Augen seine grösste Schuld, die Schuld, für welche kein Ruhm der Poesie Verzeihung erwirken kann. Doch wenn er auch für jetzt verschmähet hat ein so erfreuliches und theures Amt zu erfüllen, ein Amt das vielleicht eines Tages lebhaft wird von ihm herbeigesehnt werden, wollt ihr indessen nicht auf einen Augenblick eine andere Stimme hören, die schwächer zwar, aber nicht minder aufrichtig und bei weitem liebevoller ist, eine unbekannte Stimme, die sich aus der Menge erhebt euch zuzurufen — nicht ihre eignen Worte, sondern die erprobten Lehren der Erfahrung?

„Die geistige und die moralische Welt liegen, wie einstmals die physische, in einem unentwirrbaren Chaos, wenn der grosse Gedanke Gottes nicht seinen Lichtstrahl in die Finsterniss zu werfen naht. Wehe wer bei Pflege der Wissenschaften, der Künste, der Litteratur, nicht Sorge trägt mit diesem mächtigen Gedanken sie zu befruchten. Nur dieser Gedanke, welcher Alles was das Leben des Geistes und des Herzens bildet zur Einheit sammelt, hebt alle Widersprüche, löst alle Räthsel: nur dieser wunderbare Gedanke giebt dem erkennenden Wesen eine Bedeutung und wandelt die Bedrängnisse der menschlichen Weisheit in Trost. Glaubt nicht, ihr allzu leicht getäuschten Jünglinge, glaubt weder denen, welche den Zweck des Lebens in das Leben selber setzend euch ein Ziel vorstecken das sich jeden Tag verringert, noch denen, die mit erheuchelter Demuth die Religion in das Heiligthum zurückdrängen und auf Umwegen sie aus der Welt verbannen. *Jede wahre Tugend ist religiös; jede echte Litteratur ist religiös.* Alle grossen, wahrhaft grossen Menschen aller Zeiten und aller Völker haben diese hohe Wahrheit verkündet; und ihr, o Jünglinge, vernehmet sie! vernehmt sie, weil es sich um Alles handelt, auch um den Ruhm, wenn diess die Losung ist die euer jugendliches Blut rascher durch die Adern treibt. Und der Ruhm wird begleitet seyn von jener Klarheit des Erkennens, von jener Zuversicht des Herzens, die allein zu bedeutenden Handlungen und erhabenen Entwürfen führen. Schüttelt sie einmal von euch ab jene verderblichen Lehren, die einem kalten Gift vergleichbar jede Bewegung der Seele stocken machen; ergreift sie einmal wieder eure schöne Jugend, ergreift sie mit aller Kraft ihrer Begeisterung. Die Begeisterung ist das edle Gefühl das eurem Alter ziemt; wendet euch der heiligen Begeisterung zu, die man die Poesie der Religion und der Tugend nennen darf. Elend, so lange ihr sie habt auf eine

materielle Welt anwenden wollen welche ihrer nicht fähig war, werdet ihr glücklich seyn, wenn ihr auf jenen ewigen Ursprung sie bezieht, von welchem sie entstammt. Nicht das Geschrei und der Spott einer feindseligen Menge dürfen euch erschrecken; nicht zurückschrecken darf euch die grosse und ängstliche Mühe welche die ersten Schritte auf der neuen Bahn begleitet. Muth, weil ihr einem Ziel entgegen geht, das nimmer trügt. Der Berg ist mit Nebeln bedeckt, der Himmel ist von Wolken umhüllt, schreien die Bewohner des Sumpfes; die Thoren! sie sind es, die von Wolken und von Nebel umhüllt leben; die Höhe des Berges, die Räume des Himmels sind heiter. Und wenn ihr, o Jünglinge, zu jener neidenswerthen Höhe gelangt seyd, wenn droben ihr erfahren, dass die Wissenschaft, die Tugend und die Religion drei Strahlen desselben Lichtes sind, dann schreibt getrost, denn das ist der Moment zum Schreiben; schreibt getrost, und lasset immerhin den Neid und die Bosheit ihre Kräfte versuchen, und all ihre schlechten Künste ins Werk setzen. Allerdings müsst ihr noch dulden und kämpfen, weil ihr Menschen seyd und hierin das Leben ist. Allein was kann ein so verächtlicher Kampf euch schaden? Ihr habt ja jenen kostbaren Balsam gefunden, der nicht gestattet dass die Wissenschaft verderbe; und sollte auch die Stimme der Zeitgenossen euch entgehen, leicht ist es eine kurze Ungerechtigkeit zu ertragen, wenn man mit Verschmähung eines lärmenden Urtheilsspruchs der Leidenschaften mit zuversichtlicher Seele auf die vergeltende Entscheidung der Nachwelt rechnen darf."

* * *

Und hiermit beschliessen wir die Uebersicht der früheren Schriften Paride Zajotti's und widmen nunmehr unsre Blicke seinem nachgelassenen Werke, zu welchem die eben mitgetheilte Stelle den passendsten Uebergang bildet. Derselbe heilige Eifer, dieselbe innige Liebe für die Wahrheit, zu der Jugend, welche damals den siebenunddreissigjährigen durchdrangen, sehen wir in der uns vorliegenden Schrift den fünfzigjährigen Mann erfüllen, nur mit gereifterem Urtheil und reicherer Erfahrung ausgestattet. Ueberall dieselbe göttliche Flamme, die ihn erwärmt und antreibt in seinen Worten an die Jugend seinestheils nach Kräften mitzuwirken, *dass sie nicht*

Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Die litterarische Bildung der Jugend.

. . . . Sapienza e amore e virtute.
Inf. cant. I.

ERSTER THEIL.

Vom Beruf der Jünglinge zur Litteratur.

ERSTER ABSCHNITT.

Behauptet man, die Jugend sey an sich schon das beglückendste und schönste Gut der Welt, ein Morgenroth, nur allzuoft von grösserem Werthe als der ganze Rest des Erdentages, so spricht man damit nichts Anderes aus als was wir Alle im Lebendigsten des Herzens fühlen; denn wie gross auch der Stolz des Mannes- und des Greisenalters sey, sie können wohl obsiegen in den Blendwerken des Ehrgeizes und des Reichthums, manchmal auch im Besitz einer mühsam errungenen Weisheit; aber selten, dass nicht aus dem Abgrund der Seele ein Seufzer entstiege nach den süssen Jahren, die entschwunden, selten, dass der Geist so ganz befriedigt wäre von seiner stolzen Wirklichkeit, um nicht mit stets sich erneuender Sehnsucht die reichen Phantasien zurückzurufen, welche nicht mehr sind; und

sicher wird auch der glücklichste Wanderer auf dem breiten Lebenswege, will er aufrichtig seyn, bekennen müssen, dass beim Anhäufen aller Schätze des Glückes er niemals jene wahre volle Freude empfunden, die ihn schwellte, als er noch durch Dornen aufwärts klimmte zur bescheidenen Rose am steilen Pfade und dabei die freie muthigende Luft des ersten Jugendmorgens einsog. Die Tugend allein, oder richtiger, allein die Religion vermag mit ihren göttlichen Tröstungen die Spätjahre des Menschen zu erheitern und mit Verheissung der Unsterblichkeit den zu erkräftigen, dem all die hinfälligen Hoffnungen sich schmälern; aber die Religion ist eben so sehr Eigenthum der Jugend wie des Alters, und es ist nicht statthaft auf eine Lebenszeit mehr als auf eine andere diese wohlthätige Sonne zu beschränken, welche gleicherweise die ersten Bilder des fröhlichen Kindes und die letzten Betrachtungen des ermüdeten Greises bestrahlt.

Ist aber die Jugend an sich selbst die Blüthe des Lebens, ist ihre Zeit, wenn ungetrübt, ohne Vergleich diejenige, in welcher die Menschheit gewissermaassen ihrer Schwere unkundig sich glänzender und schöner darstellt, so hat man aufrichtig in ihr zugleich auch die Periode schwerster Prüfung anzuerkennen, weil die Natur in ihrer Vollgluth einer der Ueberfülle ihrer Kraft entsprechenden Bethätigung bedarf und es von äusserster Gefahr ist, wenn eine bedeutende Kraft der Willkühr einer geringen Erfahrung überlassen bleibt.

Desshalb auch ward niemals die Sorgfalt jener hochverdienten Männer für überflüssig erachtet, welche sich bemüht durch nützliche Rathschläge den überschäumenden Sinn zu leiten; und es schien mir, dass ich nicht würde getadelt werden, wenn nach dem Maasse der mir zugetheilten Kräfte auch ich versuchte über diesen wichtigen Gegenstand einige Wahrheiten auszusprechen, die Leben und Erfahrung mich gelehrt, weil ja in einer Sache von solcher Bedeutung jede Stimme gern gehört wird; mir würde es genügen, wenn vielleicht einige meiner ungeschmückten Worte dazu dienten, in die Brust auch nur eines einzigen Jünglings den Keim zu besserem Rathschluss einzupflanzen.

Und weil ich, darauf mich beschränkend was mehr als Anderes mir zukommt, meine Betrachtung innerhalb der Grenzen litterarischer Studien halte, glaube ja Niemand, dass die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Gegenstandes dadurch verringert werde, da ja der Uebergang von den Studien zu den Sitten und von den Sitten zu den Studien ein fortwährender ist und alles Wissen sich beständig auf einander bezieht, vornehmlich aber das litterarische, wo man nicht durch Ablösung von dem Verbande der Gesellschaft es aller Würde berauben will, mit Macht das ganze Leben umfasst und durch die Richtung, die es dem Geiste giebt, bedeutsam einwirkt auf die Ansichten, ja selbst die Handlungen der Menschen. Allein von diesem starken Einflusse der Litteratur auf die bürgerliche Gesell-

schaft wird bei passenderer Gelegenheit weiterhin die Rede seyn; hier habe ich nur dieses Wenige davon sagen wollen um anzudeuten, unter welch weitem Gesichtspunkt auch in den mir gezogenen Schranken ich diesen edlen Gegenstand betrachten möchte, dem ich mich wahrlich nicht zur Schaustellung eitlen Wissens, sondern aus reiner Liebe zu der Jugend zugewendet.

ZWEITER ABSCHNITT.

Bei einem solchen Versuche muss man zunächst eine sonderbare Frage sich gegenüberstellen, die, mit Nein beantwortet, leicht jeden weiteren Fortgang der Untersuchung abschneiden würde —: ob nehmlich überhaupt der Jugend erlaubt sey, auch über ihr Privatstudium hinaus und zur öffentlichen Darlegung eigener Gedanken in das Feld der Litteratur zu treten — eine wirklich ungalante Frage, ja so vermessen, dass sie unwürdig der Beantwortung erscheinen dürfte, hätten nicht gewichtige Männer sie häufig erhoben und, was mehr bedeuten will, verneinend abgefertigt. Es ist indess leicht einzusehn, dass diese zu solch strengem Ausspruche verleitet worden durch den allen menschlichen Urtheilen so eigenen Irrthum, abgeschreckt von den Missbräuchen häufig auch den Gebrauch dessen zu verdammen, was man nur allzuoft zu üblem Ende auslaufen sah. Auch wollen wir nicht den grossen

Nachtheil uns verhehlen, der den Jünglingen aus unzeitigem und unvorsichtigem Zerstreuen der Geisteskräfte erwachsen kann; ist das aber ein vernünftiger Grund, jenen so ausschliesslichen Bann auszusprechen? und möchten wir damit in irgend einer Weise jenen Kleinmüthigen uns zugesellen, welche gegen die fortschreitende Bewegung der Kultur anschreien, weil sie erschrecken vor dem schmerzvollen Pfade, den in manchem Augenblicke sie bis jetzt durchlaufen? Nein, das ist nicht die Art, mit welcher man die menschlichen Zustände fördern kann; nicht durch gewaltsames Rückdämmen des Stromes macht man den Andrang seiner Wellen unschädlich oder gar heilbringend. Ihn zwischen angemessene Grenzen leiten, ihm die Richtung geben auf ein nützliches Ziel, das ist das Werk, welchem jede Seelenkraft sich zuwenden muss, das grosse Werk, zu dessen Gelingen die Wünsche der Guten und der Verständigen sich begegnen müssen.

Und aus diesen Worten möge nicht etwa gedeutet werden, dass die Zulassung der Jünglinge zur öffentlichen Litteratur vielmehr als eine Nothwendigkeit zuzugeben, denn als ein Vortheil zu befördern sey, weil es überhaupt unmöglich zu erlangen, dass die Jünglinge sich diesem schönen Felde ferne halten; denn vorausgesetzt selbst, es könnte ein dergleichen Vorhaben verwirklicht werden, so scheint es mir, dass jeder Vernünftige solch unglückliches Gelingen nur beklagen müsste, da vor einem klaren Blick nicht nur um ihres

eigenen Vortheils willen den Jünglingen diese Laufbahn einzuräumen ist, sondern weil es wirklich ein wahrer und grosser Verlust für die gesammte Litteratur seyn würde, sie davon auszuschliessen.

Die Jugend ist das Alter der kühnen Leidenschaften, das Alter der schönen aber gefährlichen Verlockungen. Wäre es daher ein guter Rath, den Jünglingen im Augenblick des dringendsten Bedürfnisses jenes friedliche Asyl zu verschliessen, welches die Wissenschaften ihren Pflegern darbieten? Und warum, während die Welt sie mit so vielen Verführungen umgiebt, soll man sie nicht ermuthigen in der schweren Wahl, die von den weichlichen Ausschweifungen der Sinne zu den strengen Freuden des Geistes sie zurückruft? Man sage nicht, dass zu diesem so fruchtbaren Zwecke gleicherweise die in der heimlichen Vertrautheit häuslicher Umhegung mit Liebe betriebenen Studien hinreichen; wie gross auch ihre Wirkung sey, wer mit aufmerksamem Blick das jugendliche Naturell betrachtet, wird alsbald sich überzeugen, dass es bei diesem Stillschweigen sich nicht befriedigen kann und allzuschwach vertheidigt seyn würde von solch geheimen Schutzmitteln.

Die Jünglinge sind durch jenes Uebermaass von Lebenskraft, das sie erfüllt, unwiderstehlich hingezogen sich herauszuleben. Wie also kann man irgend verlangen, dass sie die Fackel vergraben halten, welche der Geist sie beruft als Lichtzeichen auf die Berghöhe aufzupflanzen? Wie kann man fordern, dass sie mit

der Kargheit des Geizigen jene Schätze der Liebe nur zu eigenem Genuss verschliessen, die ihr Herz in seiner Freigebigkeit so sehr bedarf mit Anderen zu theilen? Ueberdiess, wollte man auch auf einen Augenblick diess grosse Opfer als möglich annehmen, ist es nicht offenbar, dass in solchem Falle der Widerstand nicht ausreicht, welchen diese beinah unerkannten Studien den übermächtigen Zerstreuungen des Jugendalters entgegensetzen? Man höre endlich einmal auf, denn es ist hohe Zeit, mit hochklingenden Worten der menschlichen Schwäche zu schmeicheln! Die Jünglinge stehn inmitten aller Lockungen des Lebens, sie sehen vor sich, unter ihren Augen, unter den Händen all die Reizungen der Wollust, und man verlangt, dass, sie abzuziehn von dieser Region des Dufts und Glanzes, sie zurückzureissen von diesen gewissen und gegenwärtigen Lüsten, das falbe Licht der einsamen Studierlampe genüge, das sie zu den Arbeiten des Geistes ruft? Man verlangt, dass die zweifelhaften Hoffnungen einer fernen Zukunft dazu ausreichen? Das glauben, wäre Thorheit. Auch nur von den Besseren zu reden, der Wollust zu widerstehen wirkt unter den irdischen Mächten einzig und allein der Ruhm. Und diesen Lohn muss der Jüngling gegenwärtig, unmittelbar, zuversichtlich sich verheissen können, wie eine freudige Glorie, die in wenigen Augenblicken ihm das Haupt umflicht, nicht wie einen matten Strahl, welcher vielleicht nach langen Jahren auf sein Grab sich niedersenkt. So nur vermag die Jugend mit gleichen Waffen dem harten Kampfe

der Verführungen zu begegnen; unter dieser Bedingung nur kann sie als Siegerin hervorgehn aus dem Felde.

Und das ist noch nicht Alles, weil, wie früher schon bemerkt, wenn diese litterarische Wettbahn den Jünglingen für ihren eignen Vortheil willig eröffnet wird, der Nutzen nicht geringer ist, den, wohl geregelt, sie durch ihren Zutritt der allgemeinen Litteratur gewähren.

Die Griechen, die unter dem Schleier jetzt allzu mangelhaft ausgedeuteter Fabeln jede Weisheit versinnbildlichten, hatten angeordnet, dass der Ismenische Apoll den schönsten Jüngling zum Priester habe; und damit, scheint mir, wollten sie nichts Anderes ausdrücken, als dass die Poesie, dieser wesentliche Theil der Litteratur, ein vornehmlich der Jugend angehöriges Gebiet sey; und dieser Ansicht, die von selbst auch über die anderen Zweige der Litteratur sich ausbreitet, welche vorzugsweise von der Phantasie getragen sind, wird gewiss kein reiflich Erwägender sich entziehen, weil die Poesie hauptsächlich aus der Einbildungskraft und dem Gefühle ihre Nahrung saugt und es daher natürlich ist, dass sie besonderes Eigenthum derjenigen Jahre seyn muss, die von diesen Seelenkräften mehr als andere Lebensalter beherrscht werden. Hesiod, nachdem er gesungen, dass Minerva mit Mühe aus dem schmerzenden Haupte Jupiters gezogen sey, erzählt, dass die Grazien mit leichter Schwungkraft aus seinem Herzen entsprungen; und das ist ohne Zweifel dasselbe Verhältniss, welches

man annehmen muss, wenn man für die Schöpfungen des Geistes das Mannesalter und die Jugend einander gegenüberstellt; denn ist das reife Alter geschickter für die schwierigen Aufgaben der Weisheit, die ihren mühevollen Ursprung in der Denkkraft haben, so leuchtet ein, dass das frischere, und wie jener Römer sagt, kaum erst aus den Händen des Gottes hervorgegangene Alter weit mehr sich eignet für die starken und anmuthigen Bilder, welche rasch ihr Leben aus dem Herzen empfangen.

Hiermit aber ist keineswegs behauptet, dass die Poesie ein ausschliessliches Eigenthum der Jugend seyn müsse; im Gegentheil, es giebt eine Gattung, die wegen langer Studien und der dazu nothwendigen Beobachtungen ihr beinah unmöglich ist; wohl aber bedarf die eigentliche Poesie, die Tochter der Begeisterung, die Lyrik, vor Allem der Jugend, und es hiesse sie ersticken, wollte man sie dem Schwung der jugendlichen Seele entziehen. Der Greis — wer mag es läugnen? — der Greis kann manchmal, wenn die Natur ihn mit kräftigem Gefühl begabt, durch die Macht des Gedächtnisses die Eindrücke seines Jugendalters sich wieder vergegenwärtigen; allein diese Flamme ist allzu unsicher und vergänglich, und der Ton einer Saite, die sich abspannt, klingt so wehmüthig, dass man sie lieber möchte zerspringen sehn. Wenn gleichwohl Anakreon die Rosen unverwelkt erhalten, die er beim Preisgesang der Becher und fröhlicher Kinder seinem grauen Haare eingeflochten,

so bleibt es sehr zweifelhaft, ob ihm, hätte er der griechischen Tapferkeit den Hymnus des Tyrtäus anstimmen wollen, ein Kranz von gleicher Dauer zugefallen wäre.

Der Jugend also, wenn die menschliche Natur nicht lügt, gebührt vorzugsweise die lyrische Poesie; der Jugend gebühren aus denselben Gründen all jene Gattungen der Litteratur, die durch Verwandtschaft der Grundbestandtheile und des Zweckes jener sich annähern.

Dazu kommt, dass, wenn es wirklich möglich wäre, die Jünglinge von der öffentlichen Ausübung der Litteratur auszuschliessen, diese nicht nur ihres ursprünglichsten Schmuckes entbehren, nicht nur der schöne perikleische Klageruf sich erneuern würde, es sey der Frühling verloren gegangen, sondern der noch beklagenswerthere Nachtheil sich ergäbe, dass in litterarischer Beziehung der Ausdruck menschlicher Gefühle allzu unvollkommen bliebe.

In der That, wenn man die Gesellschaft betrachtet, so bemerkt man leicht, dass die Menschen von selbst sich in zwei grosse Klassen theilen. Die erste, reich an Fülle der Kraft und vertrauend auf die Zukunft, in der sie solche verwenden kann, begehrt und hofft; die andere, versehen mit langer Erfahrung und der Vergangenheit sich anschliessend, denkt zurück und seufzt. Wenn demnach die Litteratur getreu die Neigungen und die Bedürfnisse des Menschen ausdrücken muss, so ist es nöthig, dass die Jugend als Vertreterin der Zukunft,

und das Alter als Vertreter der Vergangenheit zu gegenseitiger Verständigung streben, auf dass weder die Erinnerungen noch die Hoffnungen des menschlichen Geschlechts verloren gehen; die Erinnerungen, denen wir mit allen Banden überkommener Vortheile und der Dankbarkeit verkettet sind, und selbst mit jenen der Natur, die uns an unsere Väter knüpfen, und die nicht minder kostbaren Hoffnungen, welche das ganze uns noch vorliegende Leben bilden und einerseits mit den hohen Fortschritten der Menschheit uns verbinden, andrerseits mit noch innigeren Klammern den Schicksalen unserer Kinder uns verschlingen. Wehe der Litteratur, wenn diese beiden Elemente in gegenseitiger Durchdringung nicht zusammenwirken, ihr Weisheit und Stärke zu verleihen! Ohne religiöse Hochachtung für die Vermächtnisse der Vergangenheit wird sie ungewiss, zügellos, frech, eine Litteratur hochmüthiger Chimären und unzulänglicher Versuche. Ohne ein edles Vertrauen auf die Verheissungen der Zukunft wird sie winzig, furchtsam, unfruchtbar, eine Litteratur hohler Worte und unanwendbarer Entwürfe; ja, eine wie die andere gleich verwerflich, weil gleich unfähig zum Verständnisse der Gegenwart, die ebenso der Zukunft wie der Vergangenheit bedarf, zwei Litteraturen beide unvollkommen, weil ausschliesslich, beide anmaassend, verachtend, verachtet.

DRITTER ABSCHNITT.

Bin ich nun auch mit diesen flüchtigen Andeutungen so bereitwillig bis hieher vorgeschritten zur Vertheidigung der Jünglinge, habe ich bis hieher so vollauf die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit ihrer Mitbewerbung um Vervollkommnung der Litteratur anerkannt, so geschah das nicht etwa, wie aus dem Bisherigen wohl deutlich hervorgeht, um durch unbedachtsame Zugeständnisse ihre rasche Gunst mir zu gewinnen; im Gegentheil, ausgehend von dieser freimüthigen Anerkennung der jugendlichen Rechte werde ich mit desto grösserem Muthe fortschreiten zu jenen strengen Wahrheiten, die unverhohlen darzulegen ich mir vorgesetzt; denn ich liebe zwar die Jünglinge, halte aber den für unwürdig sie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, welcher ihren Verirrungen nachgiebt, und es ist meine Absicht Dinge auszusprechen, die heute vielleicht nicht eben allzugern von ihnen angehört werden, aber die mit geneigtem Sinne angehört zu haben ihnen jederzeit nützen wird.

Und hier erscheint vor Allem nöthig, die Jünglinge ohne Umschweif und in der ganzen vollen Wirklichkeit auf die vielen Gefahren und Hindernisse aufmerksam zu machen, denen sie in der öffentlichen Ausübung der Litteratur begegnen. Ja, dieses herrliche Feld muss sich auch für sie eröffnen, aber es darf ihnen nicht unbekannt

bleiben, wieviel Klippen, wieviel Schwierigkeiten sich jedem ihrer Schritte entgegenstellen. Sie müssen schon beim Anfang ihres Pfades inne werden, wie vorsichtig sie auf einer Bahn sich vorwärts zu bewegen haben, auf welcher gerade die Fähigkeiten, die sie am meisten fördern, diejenigen sind, durch welche sie am leichtesten ins Verderben gestürzt werden.

Und um vor Allem jedes Ding bei dem anzufassen, was seiner Natur nach sich zunächst darbietet, wer erkennt nicht, wie sehr die Jünglinge bei ihren litterarischen Versuchen in einem noch so unerfahrenen Alter gleich vornherein der Täuschung ausgesetzt sind in jener schwierigen Wahl des eigenen Berufs, was doch die wichtigste Angelegenheit des ganzen Lebens, die unerlässliche Bedingung jedes Erfolgs und jedes dauerhaften Ruhmes ist? Schön ist das litterarische Gebiet an sich, schön in den Augen der Welt, weil es einerseits dem auf die rechte Weise sich ihm Widmenden Frieden, Trost, Annehmlichkeit gewährt, andererseits den Namen auf einen Standpunkt zu stellen vermag, welchem keine Höhe des Glückes gleichkommt. Aber eben um dieser unwiderstehlichen Macht willen, die es vermöge des ihm eigenthümlichen Zaubers ausübt, und wegen der Gunst, womit der Ruhm es krönt, liegt auch die Gefahr so äusserst nahe, dass die Jünglinge, denen bei ihrer Unerfahrenheit die Richtschnur einer angemessenen Wahl abgeht, durch jene Reize sich verlocken lassen und so die Einladungen der Trägheit oder die Schmeicheleien

der Eitelkeit mit den Aufforderungen der Natur verwechseln.

Auch giebt es andere Antriebe, den leicht zu bethörenden Sinn der Jugend irre zu leiten, da bisweilen die Verhältnisse ihres Lebens selbst unglücklicherweise beitragen den Irrthum vorzubereiten. Dieser, zum Beispiel, wird verführt von einer mächtigen Lektüre, die plötzlich ihm die Phantasie entzündend den vorübergehenden Blitz für eine unsterbliche Flamme ansehen lässt; ein anderer wird getäuscht durch eine häusliche oder heimische Berühmtheit, die durch den nachbarlichen Glanz ihn blendend auch ihm als schnell erreichbar sich vorspiegelt. Und wie Viele sind nicht, welche durch die unbesonnenen Lobsprüche von Verwandten oder Freunden leichtlich überredet werden, dass nichts Grosses ihrer umfassenden Begabung sich entziehen könne! Alles traurige Veranlassungen zur Täuschung, und im jugendlichen Alter fast unüberwindlich, weil die Jünglinge von Natur verwegen sind und nur zu oft die Kühnheit der Kraft und die Heftigkeit der Jahre für Winke des Berufes halten.

Man kann nicht genug sagen, von welch beklagenswerthen Folgen dieser gefährliche Irrthum ist, sey es nun, dass der Jüngling sich zu etwas Grossem berufen glaubt, wenn er mit kaum zureichender Einsicht ausgestattet eigentlich noch gar keinen Beruf hat, sey es, dass er, anstatt seine wahre Sendung zu erkennen, sich in eine entgegengesetzte Laufbahn wirft, für welche er

nicht bestimmt ist — beides im höchsten Grade unselige Zustände, die allein hinreichen ein ganzes Leben zu verbittern. Und in der That, wenn der durch Eigenliebe verführte Jüngling sich in eine seinen Kräften versagte Bahn eindrängt, erlangt er nichts Anderes als die Vertauschung eines wohlthätigen und friedlichen Dunkels mit einem feindlichen Lichte, das ihm nur zur Erkenntniss seiner Mängel dient; und herausgetreten aus der freundlich ihn umgebenden Menge, befindet er sich plötzlich unter Fremden, die ihn zurückstossen und erdrücken, und während er vergebens sich abmüht einen Pfad sich zu eröffnen, geht ihm die Zeit der Kraft unfruchtbar unter Ermattung vorüber, und wenn er endlich seines Irrthums inne wird, dann ist er schon dahin gekommen, wo die Arbeit der er sich entzogen nicht mehr mundet; er ist über die Armuth ungeduldig, und vermag nicht sie zu bekämpfen; er zerquält sich und verzweifelt, ein unnützes, sich selbst und Anderen verächtliches Geschöpf, ein beklagenswerther Gegenstand bald des Hasses, bald des Mitleids, stets des Hohnes. Und er hätte ein frohes und zufriedenes Leben führen können, wäre er bei seiner glücklichen Mittelmässigkeit geblieben.

Und nicht besser ist das Loos jenes anderen Jünglings, der seinen wahren Beruf aus den Augen verlierend sich auf einen falschen Weg begiebt; ja, seine Leiden sind durch die Eigenschaften des Herzens, das sie treffen, noch weit herber, und ohne Vergleich

bedeutender ist der Schaden, welcher dem allgemeinen Wohl daraus erwächst; denn, kaum dass er im Gefühle seiner wirklichen Macht sich zu dem Wege anschickt, wird der Pfad, der nicht der seine ist, ihm rauh und widerstrebend, jeder Schritt stösst auf ein Hinderniss, jedem Wagniss folgt ein Sturz; und er verwundert und ängstiget sich, dass seine gewaltige Stärke ihm so wenig frommt, und indem er an der Kraft nicht zweifeln kann, die er doch fühlt, zürnt er den Menschen und beschuldigt sie der Ungerechtigkeit, und flucht seinem Jahrhundert, welches ihm das nicht anrechnet, was er nicht gethan, und stämmt sich und plagt sich in seinem nichtigen Vorhaben, mit jeglicher Qual seine Seele abfolternd, um das aus ihr hervorzuziehen was sie nicht besitzt. Und in dieser fortwährenden Aufregung unwirksamer Anstrengungen erschlafft sein kräftiger Geist, und wenn er auch einmal — was selten — durch die unbeugsame Wirklichkeit gezwungen wird die wahren Ursachen so grossen Jammers zu erkennen, so schämt er sich fast immer rückzuschreiten, und wollte er es, dann ist es schon zu spät, weil ihm die verschiedenen Vorstudien mangeln, die Kräfte erschöpft, die Jahre entschwunden sind, und entmuthigt hält er an, und verzweifelt verschliesst er sich in sich selbst, das Ende zu erwarten, und endet ohne angefangen zu haben — ein allzu schmerzvolles Schauspiel für den, welcher den Werth so vieler schöner, so unglücklich verschwendeter Eigenschaften erkennt, welcher bedenkt,

dass dieser in solche Niedrigkeit verfallene Mensch, wenn er nicht bei seinen ersten Schritten geirrt, als eine der herrlichsten und theuersten Glorien seines Volkes hätte emporsteigen können.

VIERTER ABSCHNITT.

Und diess sind nicht die einzigen Nachtheile, die aus dergleichen Täuschungen der Eigenliebe oder der Unvorsichtigkeit entstehen; ausser dem höchsten Elend der Verirrten, ausser der Beeinträchtigung der Wissenschaft oder der Kunst, die anders würde gefördert seyn, geht nicht minder wichtiger Schaden noch nothwendig aus der falschen Stellung dessen hervor, der durch Verfehlen des Berufes sich in einem ihm nicht angemessenen Fach befindet. Und um nur von der Litteratur zu sprechen, von welcher wir uns nicht entfernen wollen, so ist es offenbar, dass, wenn an ihr um ihrer bereits erwähnten Anmuth willen vornehmlich der Zulauf der Jünglinge sich kundthut welche unberufen sich in ihr Gefolge drängen, es unmöglich ausbleiben kann, dass nicht ihre Würde entweihet werde durch jene Menge unglücklicher und falsch gestellter Menschen, die im Volksgewühle schmählich sie bestürmen und in ihr friedliches Feld den ihr eigenes Selbst durchwühlenden Zorn und Hader einführen. Wer wird diese Wahrheit läugnen wollen, welche vielfache Erfahrung schon all-

täglich macht? Das Elend, das aus Missgeschick hervorgeht, trägt sich mit edler Ruhe, dient sogar zur Bewährung und Bestätigung der Tugend, aber das Unglück, das aus unserer Schuld erwächst, wie das, welchem der Stolz auf einen falschen Beruf seinen Ursprung giebt, ist von ganz anderer Natur und wirkt meistentheils auch auf Verkehrung des Gemüths und Verderbniss des Herzens, weil der in seinen Hoffnungen getäuschte Mensch so gern der Bosheit Anderer seinen Sturz beimisst, häufig in grimmigem Trotze sich auflehnt gegen die Nebenbuhler, die er für Feinde hält, und um sich selbst zu rächen auch Anderen die Gerechtigkeit versagt, die er sich verweigert wähnt, gegen jede Macht der Vernunft sich bäumt, und das Gesetz vernichtet welches ihn verdammt, und Alles versucht, Alles wagt, um — wenn auch nicht den wahren Ruhm, welcher Jahrhunderte aushält, doch mindestens den verächtlichen Ruf zu erlangen, der unter leerem Gepolter am gemeinen Beifall sein ephemeres Daseyn fristet. — Daher der häufige Hader, der so vielfach die Ruhe der Litteratur trübt; daher das niedrige Gegeifer und die noch niedrigeren Schmeicheleien, daher die verstockten Anfeindungen und die geschäftigen Ränke und Skandale und ein geschworener Bund der Mittelmässigen, die wechselsweise sich begünstigen, und ein Krieg auf Leben und Tod gegen die Besseren, die durch sich selber sich erheben können; daher endlich der schwere Schaden, dass die wahre Litteratur, weil die

geringen Kräfte der falsch Berufenen nicht ausreichen zum Gipfel derselben zu gelangen, herabgerissen wird von ihrem hohen Sitze und zu Boden gezogen; die Begriffe des Rechten und des Schönen verlieren sich, es verwirren sich die Gesetze des Handelns und Urtheilens, so dass nicht selten Viele von denen, die in Wirklichkeit dazu geboren waren, erschreckt zurückbeben an dem Rande jenes Abgrunds und lieber in einer ehrenhaften Stille vergessen leben wollen, als sich in jenes schlammige Gemengsel mischen, um nach einem Kranze zu ringen, der, wenngleich herrlich, ihnen allzuhoch bezahlt scheint mit der Ruhe des ganzen Lebens.

Es können diese Farben vielleicht grell erscheinen. Wenn sie aber nur zu wahr sind, hätte ich aus feigen Rücksichten ihre Töne abdämpfen sollen, wo es um den wichtigsten Rath sich handelt, der den ersten Schritten der Jünglinge kann gegeben werden, wo ihr eigenster Beruf einmal verfehlt alle anderen Winke schon an sich zum grössten Theile unnütz macht? Cebes in seinem bewundernswerthen Bilde, welches mit soviel Weisheit die Wechselfälle des Lebens aufführt, stellt in den ersten Kreis den Genius, der die Menschen in das Leben rufend sie anweist, welche Strasse sie einzuschlagen haben um zum Heile zu gelangen. Und dieses Sinnbild des guten Thebaners sollte sich wirklich jeder vorhalten, welcher die Jugend belehren will; dieses möchte ich, soviel an mir ist, den Jünglingen zu auf-

merksamer Betrachtung geben, weil, wenn der Genius nicht spricht, oder wenn seine Stimme nicht gehört wird, alle Anstrengung vergeblich ist, alles Mühen jämmerlich verloren geht. Darum sollte niemals übertriebener Vorsicht gezeiht werden, wer mit dem Aufgebot alles Empfindens die unerfahrene Jugend erinnert, ja sie zwingt zu der Betrachtung der unheilbaren Nachtheile, die von einer übereilten Wahl herrühren, wer darthut, dass die beim ersten Anschein so ebene und heitere Bahn litterarischer Bestrebungen in der That eine Bahn des Schweisses und der Mühen ist, und so die Litteratur zur Wahrhaftigkeit ihrer strengen Schönheit zurückführt und bewirkt, dass die Jünglinge, alle Unfälle des beschwerlichen Pfades erkennend, dem verlockenden Scheine besser widerstehen, besser die Kräfte ihres Geistes und Muthes ermessen lernen.

Und hierin hemmt mich nicht im Geringsten der Gedanke, dass viele Jünglinge beim Anblick so grosser Schwierigkeiten und so grosser Gefahren ängstlich umkehren könnten; im Gegentheil, wo Solches einträte, da würde ich vielmehr glauben einen grossen Vortheil erlangt zu haben, weil diejenigen Jünglinge, die entmuthigt sich der Schlacht enthielten, gerade die seyn würden, denen der Kampf nur Demüthigung und Niederlage bereiten könnte.

Die Wissenschaften bedürfen nicht zahlreicher Pfleger; sie steigen zwar mit ihrem wohlthuenden Lichte

nieder, das Volk zu erfreuen, und gern erstarken sie an ihm und mit ihm; allein sie fliehen ihrer Natur nach den grossen Haufen und lieben es wie in ein Heiligthum sich in das Innere weniger Erwählten zurückzuziehen, wo ihre Flamme, dem keuschen Feuer der Vesta gleich, sich von einem unsterblichen Strahle nährt, welcher vom Himmel niedersteigt. Es war diess der tiefe Grundgedanke, in welchem die Weisheit der Griechen zum Wohnsitze der Musen die rauhe, steile Spitze eines hohen Felsens wählte; und dieser Fels ist, eben so durch das was die Welt im Laufe der Jahre gewonnen als was sie im Laufe der Jahre verloren, heute mehr als je zerklüftet, und fast unerreichbar. Wenn nun aber Jemand beim Anblick dieser schwindelnden Höhe zurückbebt, wenn Jemand bei reiflicher Erwägung der Gefahren und der Schwierigkeiten der Aufgabe sich dem grossen Unternehmen nicht gewachsen fühlt, warum ihn festhalten bei einem Versuche, der um desswillen allein schon als misslungen kann betrachtet werden? Der Hochbegabte, der einen wahren Beruf hat, kann wohl zurückweichen vor der Niederträchtigkeit, welche die Kunst besudelt, und der Verrätherei falscher Kameraden, welche seinem Frieden und seiner Ehre nachstellen, aber jedes andere Hinderniss, jede andere Schwierigkeit ist für ihn nur ein stärkerer Sporn zum Beharren, weil eine innere Stimme ihn ermuthigt, und weil niemals ihm der Ruhm sich schöner darstellt, als wo er der Lohn ausdauernder und edler Mühen ist. Hinweg also, hinweg diejenigen, die nicht das Bewusst-

seyn eigener Kraft befestigt! hinweg von der öffentlichen Ausübung der Litteratur alle, welche fürchten sich jene Dornenkrone in die Stirn zu drücken! Anstatt ihre Entmuthigung zu bedauern, muss man darüber sich freuen, muss ihr Beifall spenden; denn warum sollten sie hartnäckig bestehen auf dem gefährlichen Wagniss? Der Goldzweig des virgilianischen Waldes giebt willig nach und überlässt sich der Hand, die vom Schicksal auserwählt ihm nahet, aber allen anderen widersteht er unbeugsam, und keine Macht des Armes oder Eisens ist stark genug ihn abzureissen.

Man sage nicht, es habe die Erfahrung oft genug bewährt, dass die höheren Geister gerade die bescheidensten sind, und dass es daher leicht geschehen könne, dass bei solcher Gemüthsart auch sie sich zurückhalten, und dass somit der Platz von der unmächtigen Mittelmässigkeit eingenommen werde, die beinah immer aufgebläht von Hochmuth ist. Wohl ist nur allzuwahr, dass zu jeder Zeit es Menschen geben wird, die ihren Eigendünkel mit dem Beruf verwechseln, und in diesem Betracht kann das Uebel freilich eher zurückgedrängt als aufgehoben werden; aber Niemand, der über diesen Gegenstand nachgedacht, wird jemals glauben, dass ein kräftiger Geist durch zu geringe Selbstschätzung könne abgehalten werden von dem Vorschreiten auf seiner Bahn. Beharren ist seine erste Tugend; und die aus der unerreichbaren Herrlichkeit der ihm vorschwebenden Hauptidee in ihm erwachsende Bescheidenheit

kann ihn zwar vorsichtig machen beim Beginnen, umsichtig in der Ausrüstung mit jedem Hülfsmittel der Kunst, fernhalten von jeder Anmaassung und jeder Prahlerei, allein man gebe ja die Besorgniss auf, dass sie jemals ihm hinderlich werden könne. Seine Bewegungen werden vielleicht beim ersten Anblick schüchtern, langsam, unentschlossen erscheinen — aber wo man es am wenigsten vermuthet, wird er, gleich den homerischen Göttern, drei Schritte thun, und mit dem vierten ist er schon am Ziele.

Auch bilde Niemand sich ein, dass die Betrachtung durch Beschränken auf die hohen und erlesenen Geister nach einer allzuengen und gewissermaassen nichtigen Nutzbarkeit strebe, weil dergleichen Geister so selten und in ihrer angeborenen Kraft äusserer Hülfe wenig bedürftig sind. Eine solche Bemerkung, wollte man sie entgegenstellen, würde ohne allen Halt seyn; denn in der That ist zuzugeben, dass die Hochbegabten zu den Seltenheiten gehören und gestützt auf eigene Kraft fremder Unterstützung minder bedürfen; aber eben weil sie gross, eben weil sie stark sind, ist es leicht, dass sie in die der Kraft und der Grösse so nahe liegenden Missbräuche verfallen, wo sie des rechten Sinnes entbehren; eben weil sie selten sind, ist es um so wichtiger zu wachen, dass dieses ausserordentliche und wunderbare Geschenk Gottes nicht unnütz sich vergeude, und mehr noch, damit das verirrte nicht beklagenswerther Anlass zu Verirrungen werde. Nehmen wir an,

es habe Alexander Volta zum Trotz seiner innersten Natur Dichter seyn wollen, wie würde es um die Wissenschaft stehen, der er das furchtbare Werkzeug reichte, wodurch sie zu solcher Höhe getrieben wurde? Und aus einem anderen Gesichtspunkte, nehmen wir an, es habe Antonio Canova, statt sich innerhalb der Schranken des Schönen in der ihm eigenen unverletzten Jungfräulichkeit der Gedanken und der Formen zu halten, jeden Zügel zerreissen wollen um ein anderer Bernino zu seyn, wer kann mir sagen, ob wir nicht jetzt, anstatt jene rühmliche Rückkehr auf den echten Pfad der Kunst zu erleben, verdammt seyn würden ein neues Jahrhundert der Verderbniss durchzumachen? Ja, man muss zugeben, da die Geschichte aller Zeiten es uns aufdrängt, man muss zugeben, es sind immer die Wenigen, überall, auch in der geistigen Welt immer die Wenigen, welche die Vielen leiten, und es ist unnütz, sich über das Schicksal der nachschreitenden Menge zu bekümmern, wenn nicht bereits Alles gethan ist zur Rettung der Führer.

Und das ist nicht genug; denn obgleich die Hauptsorgfalt sich denjenigen Jünglingen zuzuwenden hat, welche berufen sind, sey es im Schlimmen, sey es im Guten, einen mächtigen Einfluss unter uns zu üben, darf man nicht etwa glauben, dass diese Bemühungen ganz und gar unwirksam bleiben auf die minder Begabten, welche nothwendig den grösseren Theil der bürgerlichen Gesellschaft bilden. In der That, wenn man

auch nur ein wenig hinabsteigt von jenen Höhen, auf welchen wir, um die Kunst in all ihrer Herrlichkeit zu betrachten, bis jetzt uns umgeschaut, so findet man auch in der litterarischen Beschäftigung viele untere Stufen, auf denen, wenn auch nicht ein glänzender und allgemeiner Ruhm zu erwarten, doch immer ein schätzbares Lob öffentlicher Nützlichkeit zu erlangen ist. Wenn daher im Allgemeinen mit Aufrichtigkeit die Gefahren dargestellt werden, die in der Litteratur zu fliehen und die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, so scheint es mir, dass auch die minder begabten Geister ihren Nutzen darin finden können, um durch klugen Rath sich in dem Kreise zu halten für welchen sie geboren sind, und dann auch um die Studien und Handlungen mit jener kräftigen und gemässigten Weisheit darin zu lenken, welche reichlichen Ertrag auch aus kargem Boden zu erlangen weiss, und ohne welche auch das fruchtbarste Erdreich gar bald ausartet, überwuchert von Dornen und Unkraut. Ueberdiess darf nicht verschwiegen werden, dass denen selbst, die ihren eigenen Beruf verfehlt, ja selbst denen, die aus Zügellosigkeit unvorsichtig abirren, vielleicht ein schlichter liebevoller Rath dienen kann zur Umkehr auf bessere Bahn. — Und wer weiss, ob nicht auch eine unbekannte Stimme, wie die meinige, vernommen wird, eine Stimme, welche einzig und allein aus der Einfachheit der Ueberzeugung und der Liebe ihre Kraft erlangend nicht eine Macht erheucheln will die ihr fehlt, und sich einzig und

allein an die edlen Gefühle wendet, welche die Natur so freigebig in die Brust der Jünglinge gelegt?

Zu diesen Gefühlen habe ich bis jetzt gesprochen, zu diesen werde ich allzeit fortfahren zu sprechen, und ihnen vertraue ich mich ohne Scheu. Mein Wort ist schwach, allein die Jünglinge lieben die Wahrheit, und die Wahrheit ist allmächtig.

ZWEITER THEIL.

Von den für die Jünglinge nothwendigsten Studien.

ERSTER ABSCHNITT.

Nachdem wir so den wichtigen Gegenstand von dem Berufe zur Litteratur durchsprochen und mit der Grösse des Nachtheils, der aus Fehlgriffen hervorgehen kann, die äusserste Sorgfalt nachgewiesen, die vonnöthen ist ihn zu erkennen, nehmen wir nunmehr an, dass der Jüngling wirklich zu dieser ehrenhaften Laufbahn geboren sey, nehmen wir an, dass kein Hinderniss des Schicksals sich ihm entgegenstelle. Was hat er zu thun, um würdig seiner schönen Sendung zu entsprechen? Das muthige Herz treibt ihn, aufs rascheste zur Kampfbahn hinzueilen, seine Phantasie erglüht schleunig auch Anderen seine neuen Schöpfungen zu offenbaren. Welchen Weg nun hat er einzuschlagen? Welchem starken Entschlusse hat er sich hinzugeben? Hier

ist es, wo die lange Reihe der Kämpfe und der Opfer beginnt, die zur Erlangung des wahren Ruhmes unerlässlich. Der Beruf ist Viel, aber eine Täuschung ist es, dass er Alles sey, und weh den Jünglingen, die ihm allein nur hingegeben mit übermässiger Hast die Bahn betreten, ohne jene Hülfsmittel, die allein den Sieg zusichern können! Weh vor Allem, wenn sie allzurasch der Oeffentlichkeit entgegentreten! Sie trachten wirklich nach dem Unmöglichen, und der Erfolg wird immer der Art seyn, wie zu erwarten, wenn man dem Unmöglichen nachjagt.

Glänzend ist die Einbildungskraft, erwärmt von schönen Empfindungen das Herz der Jünglinge, und gleichwohl dürfte nicht Unrecht haben, wer ihrer schriftstellerischen Ungeduld einen grossen Theil des Verfalls zuschriebe, in den bei allen Völkern Europas ohne Unterschied die Litteratur in unseren Tagen versunken. Die Zeiten waren stürmisch; die Welt hat, um zum Frieden zu gelangen, ein halbes Jahrhundert von Feldschlachten und Bürgerkämpfen durchlaufen müssen. So war es denn die Kraft, die nothwendiger Weise lange vorherrschte, es waren die Jünglinge, die wesentlich als Besitzer der Stärke den Platz behaupteten. Daher nun kam es, dass ihre angeborene Kühnheit unterstützt durch Umstände mächtig emporwuchs, daher, dass sie, unbesonnen die Natur der Dinge verwechselnd, von dem Getümmel, wo die Leidenschaften gebieten, ihr Uebergewicht auch auf die ruhigen Verrichtungen des Geistes übertragen

wollten, in welchen einzig der durch Studien und Begeisterung erleuchteten Vernunft die Herrschaft zukommt. Allein es genügt auch nur leichthin das ursprüngliche Wesen der Jünglinge anzudeuten, um alsbald zu begreifen, wie in der ganz verschiedenen Rennbahn der Ausgang ihres Unterfangens seyn müsse. Die Weisheit, auch die litterarische Weisheit, ist nicht ein Geschenk des Glückes, sondern vielmehr die Eroberung anhaltender Mühen, und der Genius kann ihre Erwerbung wohl erleichtern, aber nicht für sich allein ihre Stelle vertreten. Wenn nun die Jünglinge in ihrem Uebermuth stürmisch den Einfall in die Litteratur wagen, ohne das Mitwirken der Studien und der Kunst abzuwarten, so ist es folgerecht, dass all ihre natürlichen Gaben zum grössten Theil verringert bleiben aus Mangel dessen, was sie unterstützend festigen und lenken konnte. In seiner kurzen Erfahrung kann der Jüngling nur erst eine geringe Anzahl eigener Gedanken erlangt haben, und auch diese sind fast alle innerliche und persönliche Gedanken. Was also muss erfolgen, wenn er, noch unreif, dieselben auf die Litteratur anwenden will? Ein grosser Nachtheil ist schon die Kargheit der Ideen, weil diese nur in ihrer vielfachen Begegnung einander erproben, Klarheit und Kraft erlangen; aber viel beklagenswerther noch ist der Schaden, welcher durch die Art entsteht, womit der auf jenen Standpunkt gebrachte Jüngling gezwungen ist Ersatz für eine solche Dürftigkeit zu suchen! Es kann Jemand, sogar aus Prahlerei, den Mangel erwor-

bener Kenntnisse, den Mangel äusserer Formen eingestehen, aber Niemand will den Mangel an Ideen zugeben; um diese schimpflich erscheinende Leere nun zu ersetzen, muss der Jüngling entweder mit jämmerlichem Raube die Gedanken Anderer wiederholen, oder er muss aufs Ungefähr sich selbst solche erschaffen, denen der Prüfstein der Beobachtungen und Thatsachen abgeht; im ersteren Falle ist es als habe er Nichts geschrieben, im zweiten steht es meistens noch schlimmer, weil, wer eigener und wahrer Gedanken entbehrend gleichwohl damit prunken will, sich beinah immer in das Uebertriebene und Falsche hineintreibt und, um auffallend zu erscheinen, nicht selten am Ende ins Ausschweifende fällt. Wenn es ihm aber auch vermöge eines klaren gemessenen Sinnes, der ihn innerhalb der Wahrheit hält, gelingen sollte diese beiden Klippen zu vermeiden, ist er darum doch noch keinesweges geborgen, weil jener unüberwindliche Mangel an Gedanken, welche eifriges Studium der Aussenwelt abgewinnt, ihn nothwendig in sich selbst zurückzwingt, um im eigenen Herzen das zu finden, was er anderwärts sich nicht erworben; und hier ist es ohne besonderes Glück sehr selten, dass nicht neuer und grosser Nachtheil zu seiner Bedrängniss erwachse. Gewiss ist diess der einzige Weg, auf welchem der zu rasch und ohne Studien in die Litteratur eingedrungene Jüngling zu einigem dauerhaften Lob gelangen kann, weil mindestens in seinem Herzen er aus einem Quell der Wahrheit schöpft; wie

gross aber sind die Unfälle, die ihn noch erwarten! Das Herz des Jünglings, wenngleich gewöhnlich durchstrahlt von einem schönen Lichte der Liebe, ist unvollendet, bevor die Einsicht der Gedanken die Eingebungen des Gefühles ergänzt. Wenn er also vor Erwerbung anderer Hülfe mit unzeitiger Anstrengung Alles aus sich selber heben muss, ist es natürlich, dass er entweder gezwungen ist sich in hohlen Kleinlichkeiten persönlicher Beziehungen herumzutreiben, oder er wird sich zu der gefährlichen Nothwendigkeit verdammt fühlen die Geheimnisse seiner Seele beständig einer harten Zergliederung zu unterwerfen, und so mit unseliger Beharrlichkeit sie zu durchwühlen und bis in die innersten Fasern zu zerreissen, und über das zu erbeben was er darin findet, sich über das zu quälen was er nicht findet, und sich vielleicht für immer in eine dumpfe tödtliche Traurigkeit zu versenken — denn wahrlich, wer in die Abgründe der menschlichen Seele eingetaucht, gleicht denen, welche niedersteigend in die Höhle des griechischen Orakels sich von unauslöschlichem Schauder ergriffen fühlten und unfähig blieben sich je wieder zu erheitern.

Und diess sind wirklich die offenbaren Merkmale, welche die neuere Litteratur bezeichnen, die, wenn man sie in ihren allgemeinen Beziehungen betrachtet, sich entweder herablässt zur knechtischen Nachahmerin der Gedanken Anderer, und meistentheils ausländischer, — wir Italiener knechtisch das Ausland nachahmen?!—

oder sich maasslos den ungezügelten Stürmen der Phantasie in Wahnsinn hingiebt, oder, wenn die Geister stärker sind, sich in Darstellung der beängstigendsten Geheimnisse der menschlichen Seele verzehrt, und zu Aufregung von Hass und Verzweiflung jene mächtige Stimme gebraucht, die ihr verliehen war ein Loblied anzustimmen der Liebe und der Hoffnung. Und für den aufmerksamen Blick konnte die Sache gar nicht anders sich gestalten, denn, sobald die Jünglinge einmal voreilig in die litterarische Bahn getreten sind und desshalb beinah unvermeidlich die schlechte Gewohnheit angenommen haben so jämmerlich den Mangel an Gedanken und an Studien zu ersetzen, ist es natürlich, dass sie verlockt durch die grössere Leichtigkeit und überdiess beherrscht von der Eigenliebe, die den Menschen verführt sich selbst jeder anderen Sache voranzustellen, dann auch erwachsen denselben Weg verfolgen, und so die Litteratur jener würdevollen Weisheit verlustig geht, die allein sie zur nützlichen Lehrerin der Nazionen macht.

Es ist hier nicht der Ort, länger bei einem so wichtigen Gegenstande zu verweilen, der auch unter anderen Gesichtspunkten eine weitere Untersuchung fordern dürfte; aber auch nach dem Wenigen, das ich davon berührt, wer erkennt nicht, wenn aus dem unzeitigen unbesonnenen Erkühnen der Jünglinge in vieler Hinsicht ein so grosser Nachtheil für umfassendes Einwirken der Litteratur entspringt, wer erkennt nicht, wie

wichtig es ist sie von übereiltem Einbruch in das Feld der Oeffentlichkeit zurückzuhalten?

Uebrigens sind wir weit entfernt, hiermit all die Widerwärtigkeiten berührt zu haben, die den Jünglingen diese Sucht nach dem Ruhme bringt.

Die Jugend — ich spreche immer nur von den Besseren — ist durch die wunderbare Reinheit treuherziger Gesinnungen, welche sie ehrend auszeichnet, nothwendig auch leichtgläubig. Unfähig zu betrügen und im Vertrauen nicht betrogen zu werden, ergreift sie gern und ohne Prüfung die Ansichten, die unter dem Schein des Guten sich ihr darstellen, willigt gern in die Anregung die ihr gegeben wird; und darum, weil die Tugend nicht in der Mehrheit auf der Erde ist, weil die hochtönenden Worte der Betrüger schallender sind als der einfache Ausdruck der Wahrheit, darum wird sie gar so leicht zu öffentlichem Bekenntniss nicht nur an sich trüglicher Meinungen hingerissen, sondern, schlimmer noch, zu solchen die der Menschenwürde zuwider sind, zuwider den ruhigen Satzungen des bürgerlichen Lebens, zuwider den Tröstungen der Religion; und o wie oft sah man nicht einen Feigen, der das Gelüste zur Sünde hat ohne den Muth dazu, einen Elenden, der mit den Jahren statt der Klugheit nichts gewonnen als Furcht, einen jener unlittigen Jünglinge umschleichen und ihm sein Gift in die Seele träufeln und ihn in die Menge schleudern als Werkzeug der Rache oder der Berückung, um seinen ruchlosen Wahnwitz zu verkünden, während

er selbst geborgen unter dem Schilde bedachtsamer Feigheit herzlos seinen Qualen zuschaut und lächelnd die Vortheile berechnet die ihm selbst daraus erwachsen können! Und was soll dann aus solchen Jünglingen werden, deren Unbefangenheit entweder sich selbst betrogen hat oder so sträflich missbraucht worden ist? Die gewöhnlichen Folgen, die daraus hervorgehen, sind offenbar. Der Mensch, vornehmlich der von starkem Geiste, mag es gern, dass sein Leben eine vollkommene Uebereinstimmung, ein geschlossenes Gedankensystem darbiete, und hält es für Zeichen von Schwachheit, dass ihm irgendwie könne vorgeworfen werden, zu verschiedenen Zeiten von einander abweichende Meinungen gehabt zu haben. Wenn demnach die reifere Erfahrung und neue Studien ihn belehren, dass die früherhin Angesichts der Oeffentlichkeit von ihm bekannte Lehre lügnerisch und schädlich sich erweist, so ist er in eine sehr traurige Lage versetzt; denn entweder muss er sich selbst verläugnen und sich den boshaften Deutungen aussetzen, die dergleichen Umwandlungen zu begleiten pflegen, oder er muss, was schlimmer noch, gegen seine Ueberzeugung in dem Falschen beharren und aus der verzeihlichen Unwissenheit des Betrogenen in die überlegten Ränke des Betrügers verfallen — eine harte Wahl, in welcher ich zum mindesten wünschte, dass die Jünglinge, welche solches Unglück getroffen, die Einflüsterungen der Eitelkeit zurückweisend es wagten an dem edlen Entschlusse eines freien Bekenntnisses

ihres Irrthums sich zu halten; weil hohes Lob die unerschrockene Beharrlichkeit dessen verdient, der im Erfassen der Wahrheit trotz allem Kampfe einzig für sie nur leben und sterben kann und will, während hingegen der äussersten Schmach die Hartnäckigkeit dessen würdig ist, der nach Erkenntniss der Lüge gegen sein eigenes Gewissen sich auflehnt nur um in ihrer Vertheidigung fortzufahren. Auch sollten die Jünglinge sich nicht abschrecken lassen von der vorübergehenden Demüthigung, die dem Bekenner eines Irrthums widerfahren kann, indem diess kurze Opfer nicht allein von dem Heil des ganzen Lebens gefordert wird, sondern, was dem jugendlichen Herzen vielleicht mehr zusagt, weil dieser Entschluss zugleich der muthigste ist, indem es in den Augen der Guten, deren Stimme doch allein von Werth seyn kann, kein würdigeres Schauspiel giebt als einen Menschen, der von einem Fehltritt sich erhebend mit edelmüthiger Offenheit es wagt sich selbst und Anderen zu sagen: „Ja, ich bekenne es, die Unerfahrenheit und die Verführung haben mich auf Abwege verlockt, aber ich suchte in gutem Glauben die Wahrheit, die ich endlich nun gefunden. Da ist sie — ich fürchte nicht Hohn und nicht Verläumdung — da ist die Wahrheit! Keiner wird je mich wieder von ihr scheiden können!“

Wie grossherzig aber auch die Handlungsweise dessen ist, der auf solche Art sich wieder erheben kann, es wird doch noch um Vieles besser seyn, dass die Jünglinge, um einer so grossen Gefahr zu entgehen,

ihren übermässigen Drang zügeln, um langsameren, aber sichreren Schrittes den Weg einzuschlagen, der sie zum Ruhme führen soll; denn, wenn sie auch durch besonderes Glück die so harte Probe vermeiden, in der sie leichtlich unterliegen könnten, darf man erwarten, dass ihrem vorzeitigen Eintritt in die Litteratur Erfolge glücken, die der bestandenen Gefahr entsprechen? Nein, es kann diess vernünftigerweise nicht einmal erwartet werden; im Gegentheil, zum öftern bereiten sich die Jünglinge durch jenes übereilte Vordrängen nur neue und grössere Schwierigkeiten, und ein ehrenvolles Vorschreiten wird dadurch nur verzögert, gleichviel ob der erste Schritt mit einem Sturz oder mit einem Triumphe bezeichnet sey. In der That, nicht allein im Fall eines unglücklichen Ausgangs ist daraus hervorgehende Entmuthigung zu fürchten, nicht allein der Schaden, dass die öffentliche Meinung, beleidigt durch ihre erste Schrift, sich fernerhin auch ihnen widersetze und sie zurückstosse ohne sie anhören zu wollen, sondern wenn auch jenes ihr vorschnelles Auftreten mit Erfolg gekrönt wird, sind die Hindernisse nicht geringer, die daraus für sie hervorgehen. Zu geschweigen, dass Torquato Tasso mit seinem Rinaldo und Metastasio mit seinem Justin hinlänglich gezeigt haben, wie es beinahe unmöglich ist wahren Ruhm durch die Schriften eines noch unreifen Alters zu erlangen — auch ohne diess, auch bei dem besten Gelingen hat die Erfahrung zur Genüge dargethan, dass gar oft die Sonne der Berühmtheit

die jugendliche Blüthe erstickt, welche unvorsichtig ihrer Jahreszeit vorangeeilt. Ein grosser Ruf ist reizbar, und wer einen bedeutenden Erfolg errungen, der hat oft in diesem Erfolge selbst sich einen bedeutenden Feind erzeugt. Weit entfernt, dass jene begünstigte Schrift, wie man glauben sollte, den nachfolgenden zu günstiger Einleitung diene, wird sie vielmehr der gefährliche Maasstab, mit welchem jedes spätere Werk gemessen wird, und der Neid, bei der ersten Begegnung durch Ueberraschung besiegt, überhebt sich desto heftiger, um es an der zweiten einzuholen, und weil die Menschen immer mehr begehren und wer nicht vorwärts geht zurückzuweichen scheint, so verdammen selbst diejenigen, die für geradsinnig gelten, uns häufig allein um desswillen, dass die neue Probe nicht die frühere zu übertreffen vermochte. Und bewährt sich diess sogar an demjenigen, der mit den Jahren und durch Studien sein Talent gereift hat und auf der Höhe sich erhalten kann zu der er sich erhoben, wieviel mehr bei den Jünglingen, die, nachdem sie an jene Erstlingsarbeit alle Kraft und alle Fülle ihrer Seele gesetzt, nothwendig davon erschöpft sind, daher es nach jenem so glücklichen ersten Schritt gar leicht ist, dass sie jämmerlich auf ihrem Pfade fallen, erliegend dem Gewicht eines allzurasch berühmt gewordenen Namens.

Ja, auch der Ruf hat seinen Ostracismus, ganz ähnlich dem der Athenienser, auch er fällt leicht und erhebt sich beim Schalle der Lobpreisungen, und o wie oft

wird der Mann ungerechter Vergessenheit heimgegeben, weil der Jüngling mit allzu grosser Leichtigkeit zu hastiger Berühmtheit gekommen!

Es ist also zum Vortheil ihres eigenen Ruhmes, dass ich inständigst die Jünglinge bitte jenen ersten blinden Ungestüm zu mässigen, der sie ohne Vorbereitung in die litterarische Oeffentlichkeit hinausstösst, es ist nur, damit ihr Schritt frei, ununterbrochen, glücklich bis zum Ziele sey, dass ich sie lebhaft auffordere sich mit guten ernsten Studien auszurüsten, welche die freudigen Geschenke der Natur vollenden. Und das strenge Wort Studien darf sie nicht erschrecken als entgegenstehend der fröhlichen Glückseligkeit ihrer schönsten Jahre. Die Studien sind für den, der das rechte Herz hat, an sich selbst schon ein grosser Trost, eine unaussprechliche Befriedigung, weil des Menschen Geist, begierig nach Wissen, nur durch Lernen und Erkennen sich nährt und sich beruhigt. Welch sträflicher Rath also könnte die Jünglinge davon zurückhalten, da es offenbar ist, dass zu diesem innigen Wohlgefallen an den Studien sich noch die Gewissheit gesellt, dass auf ihnen die unzertrennliche Bedingung jedes dauerhaften Erfolges beruht? Allerdings können sie auf den ersten Anblick streng und grämlich erscheinen; wer aber mit treuer Liebe sie verfolgt hat, weiss aus Erfahrung, wie gar bald sie mit der anziehendsten Schönheit sich bekleiden; und jedenfalls müssen die Jünglinge es wissen, wenn sie je nach dem blossen

Schein urtheilen wollen —: es ist unmöglich, zu gleicher Zeit den gefälligen Abhang der Wollust weichlich hinabzugleiten und den steilen Pfad zu erklimmen, welcher hinanführt zum Ruhme. Sie stehen auf dem grossen Scheidewege des Prodikus und müssen wählen. Und wahrlich, hat die Verführung sie verschont, so bin ich nicht besorgt um ihre Wahl, denn ich kenne ihre hochherzige Brust, und es ist beim unbewölkten Blick auf jene bevorstehende Doppelstrasse nicht möglich fehlzugreifen; und unter allen menschlichen Erfolgen ist keiner so bewundernswerth als der eines Jünglings, welcher aus seinen anhaltenden theuren Studien hervortritt vor das Auge der Welt, schon reich an Tugend und an Weisheit, und der mit sicherem Schritte vorwärts schreitet, unbefleckt inmitten den Verlockungen der Welt, um die unsterbliche Krone zu gewinnen, die seiner freien so ernsten und bescheidenen Stirn Niemand bestreiten kann noch will.

So erheben sich denn die Jünglinge, die nach einem solchen Glücke streben, erheben sie sich in ihrer Stärke und mit festem Vorsatz, mit jenem kräftigen Willen, der ein grosser Theil jedes Sieges ist, widmen sie sich vor dem Versuch des öffentlichen Erscheinens den edlen Studien, welche die Litteratur erfordert! Der Wille ist eine Macht, und wenn sie feurig und beharrlich wollen, so ist es beinahe unmöglich, dass ihre Anstrengungen nicht zu einem rühmlichen Ziele gelangen.

ZWEITER ABSCHNITT.

Vor Allem aber, der einzelnen Studien zu geschweigen, die von besonderen Anlagen bedingt in der Allgemeinheit meines Vorwurfs keine Stelle haben, vor Allem mögen sie mit eifriger Geduld unserer herrlichen Sprache sich befleissigen. Es hat Jemand gesagt, das Studium der Muttersprache müsse das erste und das letzte seyn; und diese Behauptung ist unwiderleglich, weil die Sprache ja das Werkzeug ist, durch das der Litterat zu wirken hat; ist nun das Werkzeug lässig bei dem Winke der Gedanken, so bleibt die Offenbarung der Idee nothwendig unvollkommen, und des Litteraten Lage ist ähnlich der des Kriegers, dessen in der Scheide rostender Degen dem Befehl der muthigen Hand nicht schleunig Folge leistet. Die Worte sind gesprochene Gedanken; daher ist unerlässlich, dass sie zur Erlangung wirksamen Eindrucks sich in Verschwisterung mit dem Gedanken erzeugen und dass alle sich mit jenem Lichte tränken, in welchem der Gedanke strahlt; das aber ist durchaus unmöglich, wenn sie nicht schon bereit und reichlich in dem Geistesschatze sich vorräthig finden, wenn der Begriff nicht gleich bei seinem Entstehen das ihm angemessene Kleid vorfindet, sondern es mühsam suchen und erst abwarten muss. Jede Anstrengung in solchem Falle wird gewiss vergeblich seyn.

Wenn die ursprüngliche Idee in den Schriften matt und dunkel sich hervorwindet und mit träger Aengstlichkeit das Wort muss ausgespähet werden, das ihr Kraft und Glanz verleiht, so kann wohl durch grosse Anstrengung der Gedanke herausgeputzt werden mit einer ungleichen zusammengerafften Zierlichkeit, es kann ihm auch ein Schein von Belebtheit angethan werden, aber das wahre Leben ihm einzuflössen, jenes Leben, das da lebendig macht, das vermag Niemand.

Ist diess nun eine für alle Völker geltende Wahrheit, so bestätigt sich dieselbe um so mehr bei uns Italienern, die wir die schönste Sprache besitzen, welche gegenwärtig in der Welt gesprochen wird, zugleich aber auch die schwierigste in näherem Aneignen und in der Behandlung. Und hiermit will ich noch gar nicht die endlosen Hemmnisse andeuten, womit die bedenkliche Furchtsamkeit der Pedanten sie zu umhegen versucht, nicht die Hindernisse, aufgestellt durch die Anmaassungen der Florentiner, welche das ganze übrige Italien zu einer todten Sprache verdammen wollten, die einzig nur auf ihrer Schule könne erlernt werden. Das, Gott sey Dank, sind abgethane Jämmerlichkeiten, und nimmer wohl ist mehr zu befürchten, dass die Jünglinge, und vornehmlich die geistbegabten Jünglinge sich einer solch unnützen Unterthänigkeit beugen werden. Aber auch ohne dergleichen Pedantereien, an die von den Vernünftigen nicht mehr gedacht wird, ist die Schwierigkeit unserer herrlichen Sprache überaus gross,

weil gerade ihre Vorzüge es sind, welche dieselbe verursachen. Wohlklingend über allen Ausdruck, giebt unsere Sprache leicht sich her zur Beschönigung der traurigen Leere der Ideen, weil das Ohr der Unerfahrenen geneigt ist sich verführen zu lassen, sey es durch den weichen Tonfall künstlicher Perioden, sey es durch das falsche Gepränge hochtönender Worte. Reichbegabt bis zum Ueberflusse, steht sie gerade hierdurch der Gefahr nahe unentschieden zu erscheinen, weil, indem sie hundert Arten darbietet zum Wiedergeben eines Gedankens und doch Eine Art nur seyn kann ihn mit vollkommener Genauigkeit auszudrücken, der nicht gründliche Kenner ihrer Eigenthümlichkeiten sich mit gewissen allgemeinen Annäherungen zu begnügen pflegt, welche die ursprüngliche Idee kaum wie durch einen Nebel durchblicken lassen. Und man nehme hinzu, dass ihre unermessliche Vielfältigkeit veranlasst, dass wir nicht eine einzige Sprache nur besitzen, sondern viele, eine für die Poesie, eine für die Prosa, eine für die Erzählung, eine für den Lehrstyl, eine für den Ausdruck der Leidenschaft, eine andere für den leichten Schwung des Scherzes, und eben so viele andere, als es Empfindungen giebt die man erwecken will; man nehme hinzu, dass diese grosse Verschiedenheit der Töne noch sehr vermehrt wird durch die gänzliche Freiheit, welche unsere Sprache bevorrechtet, das Gespräch nach Lust und Laune zu verflechten und es zu fügen ohne irgend eine Vorschrift bindender Wortstellungen als die welche

der Gang der Rede fordert; so liegt am Tage, dass, wenn sie in die Hände Unerfahrener geräth, es nur zu leicht geschieht, dass sie eben durch die Eigenschaften, welche sie auszeichnen, mit unpassender Verwirrung von einer Gattung in die andere geworfen wird, dass sie von der ernsten gemessenen Prosa ausarte in die glänzenden Formen und die Kühnheit der dichterischen Sprache, oder dass sie, wo die Keckheit und Leichtigkeit eines Davanzati erforderlich wären, in die schwerfälligen und pomphaften Verwickelungen Casa's verfalle.

Ist also diese schöne Sprache so schwer erreichbar in ihrer Vollkommenheit, so scheint mir, dass die Jünglinge sich nicht den beharrlichen, zu Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten nothwendigen Studien entziehen dürfen, Studien, die wahrlich nicht, wie Manche dafürhalten, beschränkt sind auf das undankbare Durchwühlen der Wörterbücher, aber jedenfalls äusserst mühselig, weil sie, um nur ein Wort im Fluge darüber zu sagen, nicht allein in der anhaltenden Vertraulichkeit mit unseren Alten, welche grossentheils durch den behandelten Gegenstand und die Art der Behandlung jedes anderen Werthes entbehren, sondern auch in einer aufmerksamen Beobachtung der beim Volke üblichen und zugleich der von den Gelehrten angewendeten Sprache bestehen; weil einzig bei unseren Alten, und besonders bei den Vorgängern Boccacio's vollständig der wahre Geist und die Natürlichkeit unserer Ausdrucksweise erlernt und jener sichere und rasche Takt erworben werden kann,

welcher sie durch Entschlossenheit und Kraft so eigenthümlich auszeichnet; und dieser überströmende Reichthum, der an sich todt seyn würde, kann nicht anders wiederbelebt werden, als durch Anfrischung im gewöhnlichen Volksgebrauch, der ohne Unterschied der Mundarten in seinen Auswüchsen muss geregelt werden durch die Unterweisung der Gelehrten, die im Endergebniss doch die einzigen Besitzer der wahrhaften, fortschreitenden, herrlichen Sprache Italiens sind.

Freilich werden die Jünglinge diesen Anfang ihres Pfades dornig finden; aber sie mögen nicht davor zurückbeben, denn gross ist der Lohn, wenn sie mit dem gereiften Bedürfniss ihre Ansichten zu erschliessen, fühlen werden, wie ihnen alsdann soviel williger der Gebrauch des Wortes zu Gebote steht, und wie ihre Gedanken leichter sich entwickelnd mit doppelter Gewalt in eigner Klarheit leuchten. Ueberdiess kann die Strenge dieser Mühen von dem, welcher den rechten Weg einschlägt, nicht einmal so sehr empfunden werden, weil, da die Sprache nicht Endziel seyn soll bei welchem der Mensch stehen bleibt, sondern nur Schärfung des zu edlen Zwecken nöthigen Werkzeuges, bald einzusehen ist, dass die Schwierigkeit zum grossen Theil erleichtert wird durch die übrigen erfreulicheren Erwerbungen, die zur Erweiterung des Geistes mit nothwendig sind, vor Allem das Studium der Klassiker, welche nach der Sprache und zugleich mit ihr hauptsächliche Beschäftigung des zu der Höhe der Litteratur Emporstrebenden seyn müssen.

DRITTER ABSCHNITT.

Und da ich nunmehr zur Nennung der **Klassiker** gekommen bin, eines heute so vielbestrittenen Wortes und Gegenstandes, sey gestattet, zu dem was ich in Kurzem anzudeuten habe mir den Weg zu bahnen durch Erneuerung jenes freimüthigen Bekenntnisses meiner litterarischen Ansichten, die ich bei jeder Gelegenheit unwandelbar bekannt habe.

Klassiker sind für mich jene Höchsten aller Zeiten und aller Nazionen, die in der Litteratur das Vollkommene erreicht. Klassiker ist für mich der Beste ohne Parteiwuth, ohne Anhangen an Schulen, ohne Knechtschaft starrer Formen, von Homer zu William Shakspeare, von Virgil zu Klopstock, von Sophokles zu Schiller; Alle in demselben Lichte, Corneille und Calderon, Camoens und Michael Cervantes, Milton und Goethe, Dante und Tasso. Gar kleinlichen Herzens müsste der seyn, welcher bei dem Klange dieser grossen Namen sich noch in eitle, ja verwegene Unterscheidungen verlieren mag, Unterscheidungen, die der natürliche Sinn der Völker mit Recht zurückweist und verwirft.

Nach Voraussendung dieses freien Ausspruchs meiner Ansichten über diesen Gegenstand muss ich ohne weiteres verweilen, weil das, was Niemand vernünftigerweise abläugnen kann in allgemeiner Betrachtung, alsbald

ungenau und gefährlich wird, wo man so unbedingt und ohne Vorsicht ihn auf diese Besonderheit der jugendlichen Litteratur anwendet, auf welche ausschliesslich meine Worte sich beschränken sollen. Es ist wahrlich etwas Anderes, ob man auf vielen, selbst in sich verschiedenen, selbst einander entgegengesetzten Strassen zum Ruhme gelangen kann, etwas Anderes, ob nicht, wo unter vielen Strassen eine ausschliesslich zu wählen ist, die vorzuziehen sey, welche die Erfahrung als fördernder und sichrer dargethan; und wenn man unsinnig nennt, wer beim Anblick eines auf die Höhe des Berges bereits Angelangten sich steift ihm zuzurufen, dass auf diesem Wege hinauf zu gelangen unmöglich, so ist sicher nicht minder unvernünftig, wer eine offene und breite Strasse vor Augen, die hundert Triumphe bezeichnen, sich mit Gewalt durch einen rauhen und wilden Fusssteig drängen will, während bei wenigen grossen Spuren, welche glücklich die steile Höhe hinaufgeführt haben, der Felsabhang verrufen ist durch tausendfachen Sturz.

Es ist diess aber nicht der Ort zu einer solchen Frage, und ich habe sie eben nur berührt, um darzuthun, wie sich in meinem Sinne die hohe Verehrung, die ich den überragenden Geistern jedes Volkes und jedes Zeitalters widme, mit der lebhaften Bitte vereinigt, die ich an die Jünglinge glaube stellen zu müssen, sie möchten sich in ihren ersten Studien eifrig, ja, ich sage ausschliesslich an die grossen Vorbilder

Griechenlands und Roms halten, durch welche dem wiedererstandenen Italien der Glanz seiner Litteratur erwachsen ist. Wie auch in allgemeineren Beziehungen der Ausspruch fallen mag — und ich werde später davon reden — es steht fest, dass, wenn man von der Jugend spricht, ihr Wesen selbst erfordert als erste ihnen vorzulegende Muster solche zu wählen, die mit ihrer anerkannten Vortrefflichkeit Eigenschaften verbinden, welche am meisten geeignet sind den wesentlichsten Irrthümern der jugendlichen Natur zu steuern. Und der Art wahrlich sind in ihrer guten Zeit die Griechen und die Römer! —

Die Jünglinge vermöge des Ungestüms ihres Alters und des ungebändigten Umherschweifens ihrer Ideen ergiessen gern über ihre eigenen Schriften die Wallungen, die sie beherrschen, und kommen leicht durch Ueberbieten des Ausdrucks inwohnender Kraft zu Ausschweifung und Unnatur, und jene Alten mit der wunderbaren Ruhe und der sich stets getreu bleibenden Würde ihrer Werke mässigen dergleichen Uebertreibungen. Die Jünglinge, obgleich ihrem Wesen nach erglühend für das Schöne, sind aus Mangel an Vergleichen oder durch Verblendung der Leidenschaften leicht dem Irrthum unterworfen in Vorstellung des Ideales und verfallen häufig aus Lust am Schmucke in Fälschung durch Künstelei und Ueppigkeit; und jene Alten durch ihre religiöse Pflege des wahrhaft Schönen und die reine Einfachheit, mit der sie es wiedergeben, steuern dieser

Uebertretung. Die Jünglinge endlich durch ihre natürliche Unduldsamkeit jedes Zwanges schweifen gern über das Maass des Rechten hinaus und streifen nicht selten um eines Schattens von Neuheit willen unvorsichtig alle Zügel der Ordnung und der Vernunft ab; und jene Alten mit ihrer Ehrfurcht vor der von ihnen mit einer Art Vergötterung zum Heiligthum erhobenen Kunst stehen da, vor solchen Verirrungen zu schützen. Und man erwäge, dass eine so nützliche Zucht der Jugend nicht verschafft wird durch den feierlichen Weg der Vorschriften, denen der Mensch häufig sich entgegenstemmt, sondern durch den weit wirksameren der Beispiele, welchem die Seele wie von selbst sich fügt und unterordnet — ein hundertfältig grösserer und dauerhafterer Vortheil, weil der Verstand nicht durch Gewalt sondern durch Ueberzeugung bewogen weit stärker der Verführung widersteht durch die Doppelkraft des Wissens und des Gewissens.

Ist nun der Geist der Jünglinge durch diese ersten Studien gestählt, so gewinnt die ganze weite vorliegende Bahn unglaublich an Freiheit; denn nicht allein gegen die eigenen Uebertreibungen und die leichte Nachahmung verderbter Vorbilder haben sie dadurch einen Schutz gewonnen, sondern, ausgehend von jenen Quellen, auch das einzige Mittel erworben zu der würdigen so nöthigen Verständniss aller anderen Litteraturen, die jene alten begleiten und ihnen nachfolgen müssen. Der Mensch kann nichts gründlich erlernen in Sprüngen und Bruchstücken. Will er demnach sich vollständig bekannt machen

mit einer Reihe von Thatsachen und Gedanken, so kann er nicht etwa mit einem gewagten Satz gleich zu den letzten Ergebnissen gelangen, sondern muss zu deren Ursprung emporsteigen, ihre Fortpflanzung verfolgen, ihre Fortschritte beobachten. Wer ohne vollständige Kenntniss der alten Litteraturen die neueren vollkommen zu kennen glaubte, befände sich in einem gewaltigen Irrthum, weil, unserer eigenen Litteratur zu geschweigen, die, eine Tochter jener, sich ganz unter dieser Mutterschaft gestaltet, auch jede andere scheinbar noch so abweichende Litteratur vermöge eines Gesetzes geistiger Uebereinstimmung sich daran hält, und wenn sie wirklich in ihren Anfängen ganz davon getrennt ist, so kann sie jetzt nach der Verschmelzung der Völker nicht ohne Berührung von ihrem gewichtigen Einfluss bleiben. Beschäftigen sich daher die Jünglinge auch darum, und beschäftigen sie sich eifrig mit jenen alten Meistern, weil nur aus jener Vergangenheit die Erkenntniss der Gegenwart und Zukunft ihnen hervorgehen kann. Erinnern sie sich aber dabei, und das sey in dieser Hinsicht unser letzter Wink, erinnern sie sich, dass es, wollen sie aus so schönen Anstrengungen den vollen Gewinn haben, vonnöthen ist mit aller Macht sich in Stand zu setzen jene Alten in ihrer eigenen Sprache zu studiren, weil ohne das deren Kenntniss nur unvollkommen seyn würde. Wir können in einer so umfangreichen Angelegenheit nicht mehr als diese kurze Andeutung geben, aber wahrlich, die Sache ist so einleuchtend,

dass wir nicht einmal von Weitem gegen so grosse Vortheile ein unbesonnenes Auflehnen von Seiten der Jünglinge befürchten. Und wenn zufällig Umstände, die zu verschweigen uns die Vaterlandsliebe zwingt, ihnen die Erlernung der griechischen Sprache allzu sehr erschweren sollten, so vernachlässigen sie zum wenigsten nicht die leichtere Erwerbung der lateinischen, weil in der That, auch abgesehn von jedem litterarischen Erfolg, es allzu schmachvoll wäre, wenn uneingedenk jedes Nazionalgefühls der auserlesenste Theil der italienischen Jugend nicht einmal Sorge trüge die noch übergebliebenen Klänge jener edlen Sprache sich anzueignen, mit welcher unsere Vorfahren im Ruhmeskranze von dreihundert und zwanzig Triumphen der Welt Gesetze vorgeschrieben von der Grotte Fingals bis zu Babylons Mauern.

Nächst dem augenscheinlich so fruchtbaren, ja so nothwendigen Studium der Klassiker ist es natürlich, dass, folgend dem unmittelbaren Strome des Geistes, welcher von selbst sich den verwandten Ideen zuwendet, die Jünglinge sich vorzugsweise denjenigen unter den neueren Litteraturen zuwenden müssen, welche entsprungen aus den älteren ihnen sich am meisten anschliessen, und vor allen unsrer italienischen, der erstgeborenen Erbin Griechenlands und Roms, glorreich vor allen Glorien der Neuzeit. Beim Namen Italien fühlen alle Nazionen sich bewegt als bei dem Losungsworte, welches an die wohlthätige Wiederherstellerin europäischer Bildung

erinnert; und wir, die solch ein Land als Vaterland begrüssen, wir werden doch wahrlich nicht in unseliger Verblendung diess letzte Recht der Herrschaft verkennen, das kein Abrollen der Jahrhunderte, kein Stoss des Schicksals uns hat entwinden können. Auch wird wohl keiner, hoffe ich, unter den Jünglingen, deren Adern so edles Blut durchströmt, es wird nicht Einer seyn der mir widerspräche. Seyen immerhin die fremden Reichthümer staunenswürdig, wir haben unter den unsrigen Schätze sie alle zu überbieten oder mindestens uns allen gleichzustellen, und allzugross wahrlich würde unsre innere Armuth seyn, wollten wir fernen Merkwürdigkeiten nachjagen, bevor wir noch die nahen Wunder des italienischen Genius erkannt. Seyen demnach unsere grossen Geister nach den Alten die erste und hauptsächliche Beschäftigung der Jugend, und erst nachdem jene würdig verstanden und bewundert worden, erst nachdem durch jene ein tiefes Nazionalgepräge gewonnen, wolle sie den anderen Litteraturen sich zuwenden, die gleich der unsern griechischen und römischen Ursprungs sind, und sich vor den Höhen verneigen, die allerdings vorragend darin glänzen. Unermesslich wird alsdann der Gewinn seyn, den die Jünglinge, ausgerüstet mit diesen so starken und so sicheren Studien, aus dem Wechsel ihrer Beobachtungen ziehen können, weil durch die Wahrnehmung, wie jene erhabenen Geister von derselben Idee ausgehend ohne Nachtheil in Gestaltung ähnlicher Gegenstände mit verschiedener Behandlung je nach den

verschiedenen Zeiten und den veränderten Verhältnissen sich bewegten und ohne Hinüberschweifen über die Grenzen des Wahren und des Schönen den Fortschritten der Bildung und den Anforderungen des menschlichen Gedankens zu genügen wussten, weil durch diese Wahrnehmung emporgehalten der jugendliche Geist aus der Mannigfaltigkeit der Vergleiche eine unüberwindliche Kraft erlangen wird seinen eigenen Uebertreibungen und den Verlockungen des falschen Geschmacks zu widerstehen, und zugleich eine schöpferische Macht, ohne sklavische Nachahmung die Wunder der alten Weisheit zu erneuern.

Und jetzt erweitert sich mein Herz, weil es mir nun, nachdem der Geist der Jünglinge zu diesem Haltpunkt der Kraft und der Beharrlichkeit angelangt, endlich gestattet ist vor ihnen das ganze unermessliche Feld der verschiedenen Litteraturen zu erschliessen, was auch deren Ursprung und Gestalt sey, weil es nun endlich mir vergönnt ist vor ihnen jene Schranken umzustürzen, die ich zu ihrer eigenen Verwahrung für einen Augenblick habe zwischen sie und jene Ruhmvollen hinstellen müssen, welche ausgehend von einem dem unseren ganz ungleichen Ausgangspunkt auf anderen Bahnen sich zu ähnlicher Höhe zu erheben gewusst. Es war mir eine peinliche Befangenheit, ein unerträglicher Druck, jene Grossen scheiden zu müssen, welche in den Augen der dankbaren Welt nur Eine Familie bilden sollen; aber jetzt, nachdem von den Studien jede Gefahr der Verirrung abgewendet, werde ich nicht nur

aufhören der Annäherung der Jünglinge zu jenen glänzenden Phantasien mich zu widersetzen, sondern im Gegentheil möchte ich ihnen lebhaft anrathen sich stark in ihre wunderbaren Schönheiten zu vertiefen; denn wie gross auch der Nachtheil ist, welchen der italienischen Litteratur jene Unvorsichtigen und Verwegenen verursachen, die mit Verachtung der alten Vorbilder sie durch ausländische Formen verlarven und so die Eindrücke unseres Himmels und unserer Sitten zerstören wollten, so war vielleicht der Schaden nicht geringer, der uns durch jene Zaghaften erwachsen ist, die es für nöthig hielten eine eherne Mauer gegen alles Fremde zu errichten, und die, alles Neue wie eine Lästerung verabscheuend, wenn nicht eine Rechtfertigung, doch mindestens eine Entschuldigung denen gaben, die, um jenes jämmerliche Netz scholastischer Spitzfindigkeiten zu zerreissen, auch die ewigen Gesetze der Vernunft zertrümmern. Verlassen wir endlich einmal diese nichtigen Schrecken! Nachdem die Einsicht der Jünglinge an guten Lehren gereift ist, werden sie nicht mehr wie knechtische Nachahmer, sondern wie mächtige Eroberer in jene entfernten Litteraturen eindringen, und ihr von der stolzen Beschränktheit des Municipalwesens befreiter Geist wird dadurch jene starke aber weise Unabhängigkeit erlangen, welche allein die zur Allgemeinheit des Ruhmes berufenen Schriftsteller erzeugen kann.

Nur wünschte ich, dass meine schon so umfassenden Worte nicht zu noch ausgedehnterem Umfang erweitert

würden, welchen sie nicht haben, und welchen ich im Gegentheil jederzeit ausdrücklich habe zurückweisen wollen. Wohl ist es wahr, dass ich sprechend von den Klassikern aller Nazionen keine Unterscheidung des Verdienstes zwischen ihnen gemacht und nur angedeutet habe, in welcher Ordnung es mir scheine dass die Jünglinge zu eigenem Vortheil sie studiren müssen, aber darum habe ich nicht all den ungestalten Hirngespinnsten den Weg bahnen wollen, die leider von jenseits der Alpen gekommen sind uns zu verheeren. Von Klassikern habe ich gesprochen, nicht von Verderbern, und so, wie ich Klassiker alle diejenigen genannt, die zu jeder Zeit und bei jedem Volke zur Vollkommenheit gelangt, so sind mir alle diejenigen Verderber, die bei jedem Volke und zu jeder Zeit aus Neuerungshochmuth die Regeln der Wahrheit und der Schönheit übertreten. Hier bedeutet nichts das Volk welchem sie angehören, denn kein Vorurtheil der Namen darf uns blenden. Er heisse Gorgias oder Seneca, Luigi di Gongora oder Giambattista Marini, der Verderber muss rücksichtslos den Händen der Jünglinge entzogen werden. Es wird die Zeit kommen, wo der Mann mit Nutzen auch mit diesem Studium sich beschäftigen kann, um zu sehen, wie die Geister sich verlieren und durch welche Mittel und nach welchen Uebertretungen sie durch die Macht eben dieser Uebertretungen wieder auf den rechten Weg gelangen; bis dahin aber muss der Jüngling mit allem Eifer jede alte und jede neue Barbarei

von sich stossen, bis dahin muss er ausschliesslich nur an die sich halten, für welche das Urtheil der Zeitgenossen durch die Nachkommen bestätigt worden und ein ewiges Gepräge erlangt hat durch die einmüthige Uebereinstimmung aller Nazionen.

VIERTER ABSCHNITT.

Von diesem umsichtigen und wohlgeordnetem Studium der Klassiker aus ist nunmehr der Uebergang leicht zu einer anderen nicht minder nothwendigen Beschäftigung, die jenem sich anschliessen muss, damit durch gegenseitige Hülfsleistungen der gemeinsame Nutzen desto sicherer erreicht werde. Das Studium der Klassiker in der Art, wie es vorgeschlagen worden, bietet den Jünglingen in mancher Hinsicht eine beständige Anschauung menschlicher Zustände, und dient ausnehmend dazu dieselben verständlich zu machen, weil die Litteratur den mächtigsten Einfluss auf die Gesellschaft übt; aber in gleicher Weise, damit ein solches Studium der Klassiker desto vollkommener sey, ist gegenseitig auch eine genaue Kenntniss der Gesellschaft erforderlich, damit auch diese ihrerseits mit gleicher Kraft auf die Litteratur zurückwirke. Dem Studium der Klassiker muss demnach das eben so wichtige der Geschichte sich anschliessen, weil so in gleichem Schritte fortschreitend die Kenntniss der Ideen und die der Ereignisse einander

erklären, und beide durch Beleuchten der Vergangenheit nicht allein der Jugend eine bessere Verständniss der verschiedenen Litteraturen eröffnen, sondern sie auch unterweisen, aus welchen Ursachen zu verschiedenen Zeiten das geistige Gepräge der Völker sich verändert und auf welche Weise und nach welchem Maasse die Litteratur auf die Begebenheiten Einfluss übt und wiederum von diesen ist bedingt worden — ein nützlicher Gegenstand tiefen Nachdenkens, wenn die Jünglinge darin die Gesetze der Gegenwart und die Verkündigungen der Zukunft aufsuchen wollen! Doch ist auch dieses nur ein einzelnes, wenngleich bedeutendes unter den vielen Hülfsmitteln, welche ihnen ein so edles Studium bereitet.

In Wahrheit, der unermessliche Gewinn, welcher aus der Geschichte, als Licht der Zeiten und Lehrerin des Lebens, im Allgemeinen den Menschen hervorgeht, ist so bekannt, dass ich mich, um nicht oft gesagte Dinge zu wiederholen, weiteren Redens davon enthalten muss; aber auch bei dieser besonderen Betrachtung des jugendlichen Schriftstellerns verharrend und im Uebrigen mich ganz und gar auf die allgemeine Uebereinstimmung beziehend, wie gross ist noch der Vortheil, der daraus entspringen kann!

Die Handlungen und die Leidenschaften sind der Stoff, auf welche der Geist zu wirken hat. Es ist demnach klar, dass bei Ermangelung vollständiger Kenntniss der Thatsachen der Geist gespalten ist in Anwendung

seiner Fähigkeiten, und bei den Jünglingen vornehmlich wäre er auf Anwendung des gefährlichsten Theiles seiner Kraft hingewiesen; denn indem die Leidenschaften, in ihrer wahren Natur betrachtet, nichts Anderes seyn können als ein Ergebniss der Thatsachen, und da sie beinah immer aus dem Gegensatz der Wirklichkeit mit der Idee hervorgehen, so liegt am Tage, dass es zu Behandlung dieser Leidenschaften ohne Versinken in leere Träumereien vor Allem wichtig ist zu wissen, wie dieselben in den verschiedenen Zuständen des Menschengeschlechts sich in den besonderen und öffentlichen Angelegenheiten geäussert, und in welcher Weise man nach den Beispielen der Vergangenheit zu ihnen reden muss um sie zum Antriebe und Werkzeuge grossherziger Handlungen zu machen. Die Jünglinge sind ihrem Wesen nach alle geneigt sich von den Strömungen der Einbildungskraft hinreissen zu lassen, eine herrliche Kraft, die uns reichen Trost bringt, aber allzu oft uns täuscht. Will man daher nicht, dass die Litteratur ein Gewirr von Wahngestalten ohne Licht und ohne Leben werde, wie die Schatten des virgilianischen Sumpfes, so muss man sie immer von Neuem in die angemessenen Grenzen zurückführen; und hierzu giebt es kein wirksameres Mittel als die Geschichte, welche durch den Glanz der Wahrheit die eitlen Luftbilder zerstreut und die Gedanken zwingt bei der unwandelbaren Kraft der Wirklichkeit zu verweilen, welche die Thatsachen entgegenhalten.

Vielfältige Beschäftigung mit Thatsachen ist darum auch dem Jüngling zuträglich, um den bereits gerügten Kleinlichkeiten persönlicher Eitelkeit zu entgehen, die seine Jahre begünstigen, und jener frühzeitigen Erschöpfung die wir als unselige Folge der allzugrossen Ausbeutungssucht eigener Gefühle an ihm beklagt; denn die Geschichte bietet ihm ein weites Feld äusserer Beobachtungen, und diese, indem sie ihm grosse menschliche Schicksale vorführen, zeigen ihm vermöge der Vergleiche nicht nur seine eigene Nichtigkeit, sondern rufen auch durch Einführen in die volkreichen Schauplätze vergangener Zeiten ihn zurück von der gefährlichen Einsamkeit seiner Gedanken zur Betrachtung des Ineinandergreifens der Menschen und der Dinge. Dazu kommt ein anderer bedeutender Vortheil, der aus diesem grossartigen Schauspiele den Jünglingen dadurch erwächst, dass, während von der einen Seite ihrer Unduldsamkeit der Gegenwart und der Zügellosigkeit ihrer Einbildungskraft gesteuert wird durch Versetzen aus dem wirklichen Leben in eine zweite eben so bestimmte Wirklichkeit, andererseits, wo die Verderbniss nicht überhand genommen, die schöpferische Macht des Geistes beim Anblick der älteren und neueren Tugenden nothwendig an Kraft und Adel zunehmen muss. Was den durch die Zeit belehrten oder verdorbenen Menschen die von ihren Zwecken abschweifende Geschichte lehren könne, weiss ich nicht, aber gewiss wird der Jüngling, dem die Reinheit des ersten Fühlens unversehrt geblieben,

sich nicht im Schlamme der Verruchtheit verlieren und unter den Menschen aller Epochen diejenigen vorziehen, die den göttlichen Funken heller leuchten liessen, und, aufrecht gegenüber dem sieggekrönten Laster, sich ehrfurchtsvoll vor der Würde der unterliegenden Tugend beugen und eifrig seine Bewunderung dahin zollen, wo er ein grosses Opfer willig sich vollziehen sieht, und er wird über alle Triumphgepränge von Memphis und von Babylon die Trümmer Numanzia's und die Felsschluchten der Thermopylen lieben, weil dort in Kampf und Tod gegangen wurde, um deinen heiligen Gesetzen zu gehorchen, o Vaterland. Was Wunder also, wenn belebt von einer so edlen Flamme die Jünglinge aus diesen hehren Betrachtungen ein muthigeres erhabeneres Herz der Litteratur entgegen bringen? Wohl wäre erbärmlich, wer nach solch grossartigen Lehren nicht vor Allem das Bedürfniss fühlte für die Zukunft etwas zu bereiten das würdig sey der Vergangenheit, das mächtige Bedürfniss, wenigstens in seinen Schriften einen Namen zu hinterlassen, der mit Verehrung unter den Erinnerungen des menschlichen Geschlechts erhalten werde!

Hier nun scheint mir um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen ein erheblicher Wink am Orte zu seyn. Gewiss hat der hohe Nutzen, welchen ich den historischen Studien beigelegt, deutlich dargethan, dass ich nur von derjenigen Geschichte rede, die ihrem Berufe, die Menschen durch Darlegung der Wahrheit

zur Erwerbung der Tugend zu führen, würdig entspricht; aber dieser Wink genügt noch nicht, weil, auch angenommen die Güte einer solchen Geschichtsdarstellung, nicht jede Art sie zu studiren für den grossen Zweck ausreichen kann, den wir im Auge haben, und man sorglich wachen muss, dass nicht ein so grosses Hülfsmittel den Jünglingen unnütz oder gar gefährlich werde.

Nun aber erwarte man nicht etwa, dass ich weitläufig all die Ansichten aufzählen wolle, welche man hierüber haben kann. Jedermann weiss, wie zur vollständigen Kenntniss der Thatsachen wesentlich die Kunde der Zeiten und der Orte erfordert wird, und wieviel anderes Wissen sich aneignen muss, wer mit Erfolg diesen Studien sich hingeben will; und ich kann, gedrängt von dem langen Wege, den ich noch zu durchlaufen habe, mich nicht bei dieser Untersuchung aufhalten, die überdiess mehr noch als denen, welche die Geschichte zur Belehrung lesen, denjenigen gilt, welche sie schreiben wollen, und daher auf die besonderen Richtungen des jugendlichen Geistes sich bezieht, welche nicht in den allgemeinen Plan meines Gegenstandes einschlagen; aber auch mit Weglassung alles Fremdartigen oder allzu Bekannten scheint mir zum Mindesten nothwendig anzudeuten, dass zu einer wahrhaft nützlichen Beschäftigung mit der Geschichte als einer Reihe fortlaufender Begebenheiten vor Allem noth thut sie in der fortschreitenden Ordnung zu betreiben, welche gestattet die ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen

wahrzunehmen und daraus die allgemeinen Antriebe gesellschaftlicher Bewegungen abzuleiten; daher denn auch in ihrem Studium derselbe Gang zu beobachten ist als bei dem der Klassiker, dass nehmlich angefangen werde bei den Alten und nach und nach dann weiter gegangen in der Richtung menschlicher Bildung die an uns anknüpft, und dass man erst nach Erreichung dieses Punktes zur Beschäftigung mit den übrigen Seitenlinien der Menschheit schreite, für die dann auch nach Möglichkeit dieselbe Fortschrittweise anzuwenden wäre.

Wohl weiss ich, dass ein hochbegabter Mann, ein mitlebender grosser Schmuck der italienischen Litteratur durch sein Ansehen die entgegengesetzte Ansicht hat unterstützen wollen durch den Ausspruch, dass unsre Jünglinge beginnen müssten mit der gegenwärtigen Geschichte des Vaterlandes und von dieser zu den Alten zurückschreiten; aber eben damit ein glänzender Name nicht einer Meinung Geltung verschaffe, die mir irrig scheint, habe ich hier diesen Punkt berührt, den ausserdem, wenn ich mich nicht täusche, der gesunde Sinn an sich leicht hätte abthun können. Die in dieser rückschreitenden Weise betriebene Geschichte kann nichts Anderes seyn als Befriedigung augenblicklicher Neugier, niemals eine Schule erspriesslicher Weisheit; die in ihrem natürlichen Gange gleichsam umgestülpte Geschichte kann, wenn dieser Ausdruck mir erlaubt ist, nur zu einem Knäuel von Räthseln werden, dessen Lösung mit langer Anstrengung in rückliegenden Zeiten muss aufgesucht

werden; kurz, die zu dieser gewaltsamen Umkehrung verurtheilte Geschichte ist nicht mehr Lehrerin der Gegenwart, nicht mehr der Zukunft, weil sie die Fäden der Vergangenheit zerreisst und durch Rütteln an der Stufenleiter menschlicher Zustände auch die Richtschnur menschlicher Urtheile verwirrt.

Man wende nicht ein, dass dieser Vorzug unserer Geschichte durch die Vaterlandsliebe angerathen werde. Auch ich liebe das Vaterland, und wer müsste es nicht lieben, wenn diess Vaterland Italien heisst, das begünstigte Land der Sonne und des Ruhmes? Aber dass zum Darthun dieser Liebe ein Verrenken des Laufes der Zeiten und der Begebenheiten fromme, wird mich niemals Jemand überreden. Werde immerhin unsre Geschichte mehr als alle anderen von den Jünglingen studirt; diesem stimme ich nicht nur bei, sondern bitte sogar inständigst darum. Studiren sie mit Kindesliebe die Schicksale unsrer heiligen Heimath, lernen sie mit ehrfurchtsvoller Hingebung die Tugenden welche dieses Land verherrlicht, die Vergehen die ihm Jammer bereitet, die Unfälle die es betroffen — edle Gegenstände, an denen stärker als an irgend anderen ihr Inneres sich begeistern sollte; aber damit diess recht eigentlich religiöse Studium entsprechende Früchte bringe, mögen sie ihm sich zuwenden vorbereitet durch die Kenntniss der vergangenen Geschlechter, sich ihm zuwenden auf dem einzigen Wege, der folgend dem Zusammenhange der Ereignisse die Lehre der Jahrhunderte uns nützlich

macht. Mit einem Wort, studiren sie unsre Geschichte mit aller Wärme die sie im Herzen tragen, aber studiren sie dieselbe wie es den Erben Griechenlands und den Abkömmlingen Roms zukommt, nicht wie man mit gekünstelten Schlüssen verknüpfen kann, sondern in der Folge in welcher Gott zu nützlicher Belehrung sie uns dargeboten.

Nach Feststellung dieses Hauptpunktes wird alles übrige was die Geschichte betrifft von selbst sich ergeben, und ich würde nichts mehr hinzufügen, schiene in meinem Worte an die Jünglinge mir nicht ein Wink vonnöthen über eine Art der Darstellung, die einige Neuere haben einführen wollen. Ich habe schon gesagt, dass ich nur von derjenigen Geschichte rede, die würdig ihrem hohen Zweck entspricht; ich kann also nicht anspielen auf jene verkehrten Berichte, die mit Arglist sich vorsetzen dem Sophisma die Waffen der Thatsachen in die Hände zu spielen; auch will ich nicht hindeuten auf jene unseligen Mischgattungen, die so passend mit dem Namen *gemilderte Geschichten* belegt werden. — als ob die unerbittliche Wahrheit *gemildert* werden könnte ohne sie zu fälschen, als ob nicht der vornehmste Wahlspruch des Historikers sey: *Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als Wahrheit!* Wer sieht nicht ein, dass, wo es sich um Geschichte handelt, der Roman ausgeschlossen ist? Aber angemessen scheint mir ein Wort beizufügen über jene gefährliche Schule, die in unseren Tagen, vornehmlich in Frankreich Wurzel fasst

und mit fremdländischem, aber äusserst bezeichnendem Ausdruck sich die *fatalistische* nennt.

Nach dieser jämmerlichen Schule soll der Geschichtschreiber bei Darstellung der menschlichen Schicksale nicht auf das Individuum Rücksicht nehmen, sondern lediglich auf die Gattung. Die Menschen sind für ihn nichts als Zahlen, aneinandergereiht zu Erlangung irgend eines Resultats, die Gesellschaft ist nichts als eine Masse, unwiderstehlichen Gesetzen unterworfen, welche unabwendbar sich erfüllen müssen. Hinter den mit einem Anschein selbständigen Handelns sich bewegenden Menschen sieht er eine eiserne Hand, die sie stösst und vorwärts treibt, und daher muss er sich gleichgültig verhalten bei ihrem vergeblichen Mühen; ohne Unwillen gegen das Laster, ohne Bewunderung für die Tugend muss er theilnahmlos berichten Alles was er sieht, denn Tugend und Laster sind für ihn nur zwei verschiedene Zufälligkeiten, beide bestimmt die grosse *humanitäre* Maschine vorwärts zu treiben. Man sollte glauben, solch ein missgestaltes System könne keinen Anklang finden, aber die Sache stellt sich ganz anders heraus. Diese Schule, wie es immer bei Verirrungen des menschlichen Geistes geschieht, ging aus von einer Wahrheit um einen Irrthum zu lehren, und um dieser Wahrheit willen gewann auch jener Irrthum zahlreiche Anhänger. Die Geschichte, hiess es, muss unparteiisch seyn; damit sie es aber sey, darf der Historiker für keinen weder Zu- noch Abneigung blicken lassen. Die Menschheit,

fügte man hinzu, muss ihre Bahn durchlaufen; damit diess nun geschehe, ist es gleichgültig wer sie treibe, welche Strasse sie verfolge. Aber, gerechter Gott! ist es denn möglich, dass aus wahren und unschuldigen Voraussetzungen so arge, aller sittlichen Würde widerstrebende Folgerungen gezogen werden! Verhüte der Himmel, dass ich Schmach auf irgend Jemand häufen oder mich zum verwegenen Erspäher der Absichten aufwerfen wolle! Seyen immer reich an allen herrlichen Eigenschaften die Geschichtsdarsteller, die verschlossenen Herzens in gleichem Sinne Tugenden und Laster des menschlichen Geschlechts vortragen — ich werde niemals verhehlen, dass ihre Schule, wie sehr sie auch behaupte wahrhaft zu seyn und Freundin des menschlichen Geschlechts, eine falsche, ertödtende, vergiftende sey. Ja, die Geschichte soll unparteiisch seyn, aber die Neutralität zwischen dem Laster und der Tugend ist nicht Unparteilichkeit, sie ist Feigheit. Die Unparteilichkeit der Geschichte besteht darin, die Thatsachen zu erzählen wie sie wirklich sich ereignet, ohne sie zu beschönigen aus Parteisucht, ohne sie zu entstellen zu Gunsten vorgefasster Meinungen; aber wenn die Thatsachen mit dieser Gewissenhaftigkeit berichtet sind, dann kann es nur mit Schmerz erfüllen, dann ist es gefährlich, höchst gefährlich, wenn der Historiker sich hinter seine schauerliche Theilnahmlosigkeit verbollwerkt, wenn er keine zurückdonnernde Stimme gegen das Laster, kein mildes Wort des Trostes für

die Tugend hat. Ja, die Menschheit muss ihren Lauf durchmachen, und alle Guten und Starken sollen mit all ihrer Kraft zu deren Besserung beitragen. Aber muss man um desswillen von den menschlichen Angelegenheiten das Walten Gottes zurückstossen und an seiner Stelle eine blinde Macht einsetzen, eine unabwendbare, die alle Begeisterung, allen Willen, allen Muth vernichtet? Muss man die Menschheit umwandeln in den schaudervollen Wagen von Jaggernaut, der über die zermalmten Glieder seiner unglücklichen Anbeter hinweg taub die blutbenetzte Strasse des grässlichen Götzenbildes der Inder fortsetzt? Warum spricht man alsdann noch von der hohen Bestimmung der Menschheit? Und welche Menschheit ist es, welche man erheben will, wenn die Glieder die sie ausmachen in den Koth geschleudert sind? Nein, fern von uns sey solch eine Verworfenheit! Die Geschichte erzählt die Thaten freier und vernünftiger Geschöpfe, die unter dem überwachenden Auge Gottes nach eigner Wahl den Pfad des Lebens verfolgen. Lassen wir also ja den Handlungen der Menschen die Sittlichkeit, die allein sie adeln kann. Lassen wir dem Geschichtschreiber seinen heiligen Beruf nach Wahrheit und nach Redlichkeit die Ehre und die Schande zu vertheilen. Man schreit soviel nach Freiheit. Warum denn wollte man dem Menschen seine Freiheit rauben, dieses köstlichste der Güter? Man spricht soviel von Tugend. Warum denn der Tugend die Selbstbestimmung entziehen, die allein sie doch der Huldigung

würdig macht? Warum dadurch, dass man sie ohne Lohn lässt, ihr die Nützlichkeit der Schuld vorziehen? Allerdings gestattet Gott bisweilen in seinen unerforschlichen Rathschlüssen, dass die Tugend unglücklich und erfolglos sey; allerdings verfügt er nicht selten in seiner unsäglichen Güte, dass durch das Laster selbst ein grosser Vortheil entstehe. Muss aber darum Tugend und Laster von dem Historiker in gleicher Währung behandelt werden? Und was will diese feige Lehre von *abgemachten Thatsachen*, denen man sich beugen müsse? Was ist jenes Gesetz der Nothwendigkeit, dem man um jeden Preis sich zu unterwerfen habe? — Der Erfolg ist niemals das Recht. Die Schuld ist niemals nothwendig. Und gerade das Urtheil des Geschichtschreibers soll, ähnlich den Aussprüchen bei den Leichen der alten Egypter, gerecht seyn und vermögend das Ungeheure menschlicher Vergehen wieder einzurenken. Verzeihen wir immerhin den Schuldigen, denn auch wir bedürfen der Vergebung, aber vertheidigen wir, verschonen wir nicht die Schuld. Die Seele des Menschen, und vornehmlich die der Jünglinge soll sich auflehnen gegen diese Schmach, denn wenn sich unserem Blick die Ruchlosigkeiten und Schandthaten des Tiberius darstellen, versöhnt sich unser Herz nicht, bis im Hintergrunde der grosse Schatten des Tacitus unerbittlich sich erhebt. Nein, die Jünglinge werden nicht zu jener Niedrigkeit sich herablassen. Fern bleiben von ihnen diese neueren Historiker, denen nichts im Brustkasten

sich regt, fern von ihnen diese unwürdige Wage von Blei, deren Gleichgewicht durch nichts kann erschüttert werden als durch den Eigennutz. Es ist vergeblich, dass diese unsittliche Schule uns die Heerde der Menschen bald elend und bald glücklich, bald versammelt und bald zerstreut unter den sinnlosen Schlägen eines unabänderlichen Schicksals darstellen will. Die Jünglinge haben ganz Anderes zu betrachten; die Jünglinge werden in den Finsternissen des Lebens sich mit uns anschmiegen an den erhabenen Verfasser der Abhandlung über die Weltgeschichte, um auch in dieser Finsterniss den Stern der Vorsehung anzubeten, der in der Nacht des Universums niemals untergeht.

Und von diesem gewichtigen Gegenstande aus kann ich nunmehr mit sicherem Tritte vorwärts schreiten, weil nach deren Betrachtung in ihrem eigenen klaren und herrlichen Lichte ich mich muthiger fühle den schwierigen Punkt anzugreifen, der in Verfolgung der jugendlichen Erziehung naturgemäss, zur Ergänzung des Ideenganges, den historischen Studien sich anschliessen muss. Ich meine das Studium des Menschen.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Die Geschichte, will sie ihren nützlichen und weisen Zwecken entsprechen, soll nicht, wie sie vielleicht nur allzu oft gethan, vorwaltend auf den Schlachtfeldern verweilen oder bei den vorragenden Schicksalen der

Fürsten; allerdings soll sie mit den grossen Ereignissen sich beschäftigen, welche an den Gipfeln der menschlichen Gesellschaft rütteln; aber um sich in Stand zu setzen dieselben zu erklären ohne sich in Irrgänge von Muthmassungen zu verlieren, um ihre Nützlichkeit nicht in allzuenge Grenzen zu beschränken, ziemt es ihr auch zu den unteren Verhältnissen des Lebens hinabzusteigen und mit aller Sorgfalt da den Leidenschaften, den Begebenheiten, den Gebräuchen nachzuspüren. Die heftigen Erschütterungen, welche die Schicksale der Könige und der Nazionen umgestalten, gleichen Stürmen welche die offenliegende Oberfläche des Meeres in Aufruhr bringen und mithin leicht zu bemerken und zu beschreiben sind; aber um die Luftströmungen zu kennen, die jene Stürme erregen, und die Strudel und die Klippen, die sie gefährlich machen, muss anderswo gesucht, muss in die tiefen Abgründe geblickt werden, welche den Schiffbruch herbeiführen. Und da die grosse Mehrheit derer, die Belehrung von der Geschichte fordern, zu der Mittelklasse der Gesellschaft gehört, thut es noth, dass der Geschichtschreiber, um nicht deren Hoffen und Verlangen zu täuschen, sich mit ihnen auf gleiche Linie stelle und durch Erzählung dessen was in ihrem Kreise sich zugetragen, sie von den Ursachen belehre, durch welche die öffentliche Glückseligkeit beeinträchtigt oder gefördert worden. Muss nun die Geschichte so sich bekunden, um nicht dem menschlichen Geschlechte fremd zu bleiben, so wird alsbald offenbar, wie eng das Band

sey das ihr Studium mit dem des Menschen verknüpft, und wie beide wechselsweise einander ergänzen. Das Studium der als Ausdruck der Bildung ihrer Zeit betrachteten Klassiker hat uns zu dem der Geschichte geführt; das Studium der als Darstellung der Gesammtheit gesellschaftlicher Bewegung angeschauten Geschichte begleitet uns einen Schritt weiter zur Erforschung des Menschen; und wie die *Klassiker* und die *Geschichte* eine Vorschule zum Verständniss des menschlichen Herzens waren, so wird die Ergründung des menschlichen Herzens nunmehr ein letztes Siegel der Vollendung um die Kenntniss der Klassiker und der Geschichte vollständig zu machen.

Und dieses Fortschreiten entspricht nicht nur dem logischen und ursprünglichen Gange unserer Gedanken, es zeigt sich auch als ungemein erspriesslich, ja unerlässlich für die jugendlichen Geister, soll ihr Vorschreiten auf dem Wege der Wissenschaft nicht dem tugendhaften und glücklichen Leben Eintrag thun. Die Erkenntniss des Menschen, auch in litterarischer Beziehung, ist ein Studium von äusserster Nothwendigkeit, aber auch von äusserster Gefahr, denn, wenn von einer Seite ohne dasselbe jede Litteratur zum Schattenbilde wird und sich jeglichen Vortheils praktischer Anwendung entkleidet, so kann es von der anderen für den, welcher nicht gehörig vorbereitet ihm sich zuwendet, beklagenswerther Vernichter jenes Friedens und jener Hoffnungen werden, ohne welche die Erdenbahn nichts andres ist als eine Wanderung fortdauern-

den Schmerzes. Welche Vorbereitung kann aber zweckmässiger seyn als ein verständiges Studium der Klassiker und der Geschichte, da ja die Klassiker die tiefsten Kenner des menschlichen Herzens sind, die, welche seine innersten Geheimnisse am klarsten aufgerollt, da die Geschichte die treueste Darstellerin menschlicher Handlungen, und darum die sicherste Auslegerin der Gefühle ist, aus denen die Handlungen entspringen? Nehmen wir an, es werfe ohne diese Hülfsmittel ein Jüngling, unbekannt mit den Verhältnissen und den Menschen, und ganz vertrauend auf die Schönheit seiner ersten Träume, sich in dieses künstliche Gewebe der bürgerlichen Gemeinschaft, um darin die Gesellschaft kennen zu lernen mit der er zu leben bestimmt ist, und sich über die Natur jener Leidenschaften zu belehren die er keck sich vorsetzt in seinen künftigen Schriften darzustellen. Was wird aus diesem Fremdling werden, der so unerfahren einem so schwierigen Strande naht? Was werden die Wirkungen seyn, welche in ihm diese Begegnung schöner Vorspiegelungen mit der Wirklichkeit hervorbringt? Nur allzu leicht ist, sie vorherzusehen. Entweder der Jüngling, erschreckt durch jene Unruhe und wahrnehmend, dass das wirkliche Leben der Welt himmelweit verschieden ist von seinen poetischen Träumen, wird auf der Schwelle anhalten und voll Argwohn und Verdacht keinen Schritt mehr thun ohne den Boden erst zu prüfen, kein Wort mehr sprechen ohne einen Betrug zu fürchten, und alsdann

wird keine Frucht mehr aus seinen ängstlichen Studien hervorgehn, keine Wahrheit der Beobachtungen seinen mühseligen Nachforschungen mehr entsprechen. Misstrauisch selbst wird er zurückgestossen werden durch Misstrauen, und nicht Eine befreundete Stirn wird ihn ermuthigen in seinen traurigen Zweifeln, nicht Eine Seele ihm zu wohlwollender Aufnahme sich erschliessen. Oder auch der keiner Gefahr gewärtige, keiner Bosheit kundige Jüngling rennt muthig seine Bahn, alle ihm Begegnenden wie Brüder umarmend, jedes gemeine Sumpflicht als einen Stern begrüssend, der ihn auf seinem fröhlichen Wege geleiten soll, und o wie wird auch dann sein Urtheil irrig und sein Irrthum schmerzvoll seyn! Er hatte von der Welt erwartet, was die Welt nicht besitzt, und wie jedes Ereigniss für ihn der Verlust einer Täuschung seyn muss, hat er kaum seinen Wahn aufgegeben alle Menschen für gut zu halten, als sogleich der andere beginnt, welcher allesammt für schlecht hält; und ob nun diese unvorsichtigen Jünglinge mit Schreck dem wirklichen Leben nahen, oder ob sie mit vollem Selbstvertrauen ihm sich hingeben, die Folge wird immer dieselbe seyn: die Unkenntniss des menschlichen Herzens, auf dessen Erforschung doch all ihr Suchen zielt, und der Verlust des Frohsinns erster Jahre und jenes Schatzes, dem kein Reichthum gleichkommt, des Glaubens an die Tugend. Darum ist der Vortheil so hoch anzuschlagen, dass diesem gefährlichen Studium des Menschen die

Jugend nicht eher sich zuwende, als bis die Klassiker und die Geschichte sie bereits alles das gelehrt, was ohne wirkliches Zusammentreffen mit der Gesellschaft zu erlernen ist! Darum ist es so wichtig, dass die Klassiker und die Geschichte weislich angewendet eine erste Erfahrung werden, die mindestens zum Theil den Jünglingen die schmerzlichen Lehren der zweiten erspare!

So nehme man also an, dass diese grosse Schule sie nach Möglichkeit vorbereitet habe auf ernsthaftes Begegnen. Hierin gleicht unser Verfahren dem des Anatomen, welcher in den todten Körpern die Hand einübt die späterhin muthig in den lebenden einschneiden soll. Das aber genügt noch nicht. Auf diese Weise werden dem Jüngling allerdings die ersten und leichtesten Irrthümer erspart; er ist von ferne vorbereitet auf die Wirklichkeit der Dinge und der Menschen, später aber muss er sich selbst hineinwerfen. Von dem stummen und kalten anatomischen Theater muss endlich hinabgestiegen werden, wo aus dem lebendigen und zuckenden Fleische jede Wunde Blut und Schmerz ausströmt. Die Klassiker und die Geschichte können Vieles lehren, aber es giebt etwas, das die Bücher nicht besitzen. Das Studium des Menschen ist im Grunde eine Reihe von Versuchen, und zu diesen Versuchen muss es einmal kommen. Mit Recht verlacht wird jener Alte des Aelianos, welcher schwur nicht in das Wasser steigen zu wollen bevor er schwimmen könne. Um schwimmen zu lernen ist vor Allem nöthig, dass man

dem Wasser sich vertraue; und so muss der Jüngling, nachdem er sich möglichst vorbereitet, endlich auch mit kühner Klugheit sich in die Strömung wagen. So fasse er denn Muth und trete vorsichtig, doch ohne Bangen unter die Menschen. Hat er die bis jetzt bezeichneten Pfade verfolgt, fühlt er vor Allem die ganze Würde seines Berufes, hat er begriffen, dass die Litteratur eine starke und ernste Aufgabe ist, so kann man leicht vorhersagen, dass er siegreich aus der gefährlichen Prüfung hervorgehen wird.

Und hier wird gewiss Niemand erwarten, dass ich einzeln mich ausbreite über die Art, wie die Jugend, verwickelt in die Zufälle und Leidenschaften der Gesellschaft, sich zu benehmen habe. Schon mehrmals habe ich ausgesprochen: Es ist nicht die Erziehung der Jünglinge im Allgemeinen, deren Behandlung ich mir vorgesetzt, sondern lediglich Andeutungen zu ihrem Eintritt in die schriftstellerische Bahn und über das näher auf dieselbe sich Beziehende. Bis auf diesen Punkt habe ich den Jüngling begleitet, jetzt aber hat er allein vorzuschreiten. Das Leben ist es, welches ihn das Leben lehren muss, sein Geist, die Kraft seiner Seele sind es, welche ihn leiten müssen in den besonderen Fällen; und mir kommt hier nichts Anderes zu als ihm von ferne den Weg anzudeuten und mit aufrichtiger Freundesstimme ihm die Hindernisse zuzurufen, die nächsten und gefährlichsten welche ihm auf seiner Bahn zustossen können.

Vor Allem aber wiederholen wir ihm, sich mit Muth zu rüsten. Gewiss enthält das Studium des Menschen viel des Schmerzlichen, weil auf dem Boden jeder Nachforschung die menschliche Verderbtheit lauert. Ungeachtet unseres Stolzes sind wir doch nur ein wenig Schlamm und ein grosses Jammerding; man darf daher beim Vornehmen solcher Untersuchungen sich kein Fest versprechen. Es ist von Vielen bemerkt worden, dass alle Moralisten, alle tieferen Beobachter des Menschen, selbst Molière, melancholisch sind, und ich selbst gab davon eine Andeutung beim Erwähnen des Jünglings, der unreif und nicht gehörig unterrichtet an das Studium seiner selbst herangeht, was doch der Anfang und ein wesentlicher Theil ist zur Kenntniss des Menschen. Aber weil dieses Studium unerlässlich ist sowohl für das Leben als für die Litteratur, weil wir geboren sind für die Gesellschaft und angewiesen zum Ausdruck menschlicher Gefühle durch die Kunst des Wortes, es daher thöricht und gefährlich wäre sich denselben zu entziehen, so waffne sich der Jüngling mit einer edlen Unerschrockenheit und, die beiden ihm angedeuteten Klippen des übermässigen Misstrauens und des allzugrossen Vertrauens meïdend nahe er den Menschen mit freiem und ruhigem Auge.

Und weil es in dem glühenden Alter fast unmöglich ist in ihrer ganzen Strenge diese weise Mittelstrasse zu bewahren, überwiege vielmehr das Vertrauen und das Wohlwollen. Ich weiss, dass kluge Leute lehren

alle Menschen für schlecht zu halten, bis nicht das Gegentheil erwiesen; und vielleicht führt diese Lehre sicherer; aber gewiss ist es nicht die für ein edles Gemüth angemessene, am wenigsten für ein Herz, wie es zu den Höhen der Litteratur gefordert wird. Der Tempel der Weisheit, sagt Lukrez, ist heiter: wehe dem, der mit tückischen Nebeln sein Licht verdüstert! Auch in den irdischen Dingen ist der Mensch angewiesen auf den Glauben; der Zweifel peinigt und entnervt ihn, und es ist höchst nothwendig, dass ein überzeugter Glaube ihn beruhige, weil ohne Ueberzeugung nichts wahrhaft Grosses und Erhabenes unternommen wird. Sey dieses der Gedanke, der den Jüngling bei all seinen Beobachtungen, in all seinen Beziehungen zu den Menschen anrege und leite. Fern von blinder Unbesonnenheit, und ohne die für unsre Schwachheit unüberwindlichen Gebrechen aus den Augen zu verlieren, achte er vornehmlich auf die schönen Seiten der menschlichen Natur und trachte insbesondere die köstlichen Hebel wohl zu erkennen, die zu Erregung der edleren Gefühle dienen, weil diess der Keim ist, welchem das litterarische Streben vor Allem Leben und Macht verschaffen sollte. Bei den Alten wurde dem Triumphator, damit er in der Berauschung des Triumphs nicht seine irdische Hinfälligkeit vergesse, ein Sklav zur Seite gesetzt, der ihn erinnern musste: *Du bist ein Mensch;* bisweilen aber kann diese Mahnung auch in entgegengesetzter Absicht nützlich seyn, weil es Augenblicke

giebt, in welchen dem unglücklichen Entmuthigten, der sich für allzutief gefallen hält um je sich wieder zu erheben, der kräftige Zuruf frommen mag: *Erinnere dich, dass du ein Mensch bist.* Was es Grösstes und was es Verworfenstes giebt, vereinigt sich zur Bildung des Geschöpfes Mensch. Und darum ist es zuträglich, je nach Bedürfniss wechselsweise ihn bald an seine Verworfenheit, bald an seine Grösse zu erinnern. O Glücklicher, du bist der Sohn des Staubes; o Elender, du bist ein Odem Gottes!

Wer nicht zu seinem Schaden mit der Wirklichkeit streiten will, der muss den Menschen in diesem räthselhaften Gegensatz hinnehmen wie er wirklich ist, nicht ein fabelhaftes Wesen von unmöglichen Vollkommenheiten daraus machen; und wo man bei der Wahrheit bleibt, da wird nicht leicht fehlen, dass auch in den schlimmsten Fällen nicht irgend eine gute Seite sich darthue. Selbst der, welcher am ungünstigsten von der menschlichen Natur urtheilte, Nicolò Macchiavello sagt, es sey kein Mensch durchaus schlecht. Die Seite nun, welche in jedem Menschen die bessere ist, muss studirt werden um ihrer sich zu bedienen auch die andere zu erkennen und zu verbessern, und man muss sie mit der äussersten Sorgfalt studiren, weil die Trugbilder des Scheins so nahe liegen. Man darf nicht mit zu grosser Leichtigkeit dem Schalle des Lobes nachgehn; bisweilen ist dergleichen Gunst nichts als der Lohn der Schwäche und der Mittelmässigkeit; Mancher wird nur

gelobt, weil er sich Allem schmiegt und Allen, weil er Niemanden im Wege steht. Auf gleiche Weise darf man nicht blindlings den Stimmen des Tadels trauen; bisweilen häuft sich der gemeine Groll nur darum auf ein edles Haupt, weil es sich nicht beugen will zu unterhandeln mit den Schlechten. Vielleicht ist es die freimüthig verkündete Wahrheit, welche gegen ihn den Hass erregt; vielleicht ist es der Neid, der sich mit der Verleumdung tröstet. Untersuchen wir daher bevor wir urtheilen, weil der Anschein häufig ein grosser Feind der Wirklichkeit ist, und in jedem Falle sey unser Urtheil stets gemässigt und liebreich.

Man muss es bekennen: Wir sind so geartet, dass jede Tugend an ein Laster grenzt, jedes Laster an eine Tugend. Der Mensch ist wie ein Instrument, aus welchem ein guter Klang kann hervorgelockt werden, aber ihn zu erlangen hängt von der Geschicklichkeit und von dem Willen des Künstlers ab, und wenn der Klang rauh oder falsch herauskommt, so ist nicht selten die Schuld, anstatt des Instruments, vielmehr der unerfahrenen und heftigen Hand, welche ihre Aufgabe misskennt oder fehlerhaft ausübt. Wehe, wenn man bei Beobachtung des menschlichen Herzens, mag auch vom Standpunkt der Gerechtigkeit ausgegangen werden, nicht an jenem Grundsatz festhält! Ich habe schon den grossen Jammer angedeutet, welcher moralisch über die Jünglinge kommt, wenn sie, auf welcher Bahn es sey, der menschlichen Natur und der Tugend misstrauen; und dieser

Jammer verbreitet sich alsbald auch über die Litteratur. Was hülfe es zu läugnen, wenn ein grosser Theil des heutigen Schriftstellerthums der Jugend wirklich daran krankt und es ein Schmerz ist wahrzunehmen, wie traurig, finster, trostlos die Gefühle sind, welche die Jünglinge in ihren Schriften aussprechen? Ich will hoffen, dass mindestens unter uns diese Schwächlichkeit mehr noch als von innerer Verderbniss von einem tadelnswürdigen Nachahmungstriebe herstamme, ich will glauben, dass mindestens unsere Jünglinge, die italienischen Jünglinge, mehr als in ihrem eigenen Herzen die Unseligkeit, womit sie schönthun, in den Beispielen Ugo Foscolo's und Byrons gefunden haben; aber es ist auch unläugbar, dass in der Brust vieler Jünglinge diese Wunde haftet, und dass, was Wesenhaftes daran ist, hervorgeht aus der unvollkommenen Kenntniss des Menschen und aus dem Gegensatz, welchen bei erster Begegnung ihre maasslosen Hoffnungen in dem wirklichen Leben zu finden scheinen. Diess peinigt sie, diess erfüllt sie mit Argwohn und mit Furcht, und darum mag allerdings, wie schon bemerkt, die gute Absicht derjenigen Lob verdienen, die den Jünglingen eine strenge Klugheit einschärfen und eine beständige, fast greisenhafte Vorsicht; aber ich glaube, dass auf dem Standpunkt, wohin die Sachen gekommen, und vornehmlich beim Sprechen zu den auserlesenen Jünglingen, an die sich meine Worte wenden, ein anderer ganz verschiedener Rath viel angemessener sey. Weit

entfernt ihnen die kalten Berechnungen späterer Jahre zu empfehlen und die Bedenken des Greisenalters, bitte ich sie vielmehr inständigst Jünglinge zu bleiben. Bewahren sie ja treulich jene Begeisterung, jene Weite der vertrauenden Seele, die alle Menschen in einer einzigen Liebe umfasst, in einem einzigen Gefühle alle Eingebungen des Guten, des Wahren, des Schönen zusammendrängt! Wann sollten sie glücklich seyn, wenn nicht in der Jugend? in jener seligen Zeit, wo die Schmerzen selbst, wenn nicht verfälscht, ein Ueberdrang des Lebens, ein poetisches Erzittern sind?

Vieles muss der Jugend verziehen werden; denn das Ungestüm der Jahre und die Wärme der Gefühle bedingt grosse Nachsicht für jene Irrthümer, die von der menschlichen Gebrechlichkeit herrühren und nicht von der Verderbniss; aber welche Entschuldigung kann je gefunden werden für einen Jüngling, der die Ordnung der Natur umkehrend anfängt mit Ueberdruss am Leben, wenn er es noch nicht kennt? für einen Jüngling, der, nachdem er sich eine Zeitlang von Wünschen ohne Kraft zu willenlosen Entwürfen hingeschleppt hat, vor Hindernissen zurückbebt, die er für unübersteiglich hält ohne sie erprobt zu haben, enttäuscht durch eine Erfahrung, die er niemals gemacht, verzehrt von Leidenschaften, die er nie empfunden, sich einer Ruhe hingiebt, die ihm keine Anstrengung verdient, einer Traurigkeit sich überlässt, welche kein Unglück rechtfertigt? Stossen wir diese Armseligkeiten zurück, die,

wenn nicht beklagenswerthe Erkünstelungen, gar unglückliche Verkünder sind eines verirrten Geistes, der sich nicht zu seinem Ziele finden kann, einer Seele, die, zugleich unthätig und unruhig, sich nicht zu ihrer Bestimmung zu erheben vermag. Allzu schimpflich ist ein solcher Zustand, den man, wenn er vielleicht zu begreifen und zu bemitleiden ist bei den Müssigen und bei denen welchen das Laster jede Kraft gebrochen, nimmermehr ertragen kann bei jenen Jünglingen, die reich an Geist und Herz sich auf die Bahn der Litteratur begeben! Fern davon, dass der Mensch aufhöre Jüngling zu seyn in seiner Jugend, verlange ich vielmehr, dass er Jüngling bleibe auch in seinem Alter. Ein jugendliches Herz bei reifem Geiste, das ist die höchste Macht! Diess sollte das Ziel der Jünglinge seyn, darauf sollte all ihr Streben kräftiglichst sich wenden; sie dürfen nur wollen, und keine Gewalt ist im Stande sie von dessen Erreichung abzuhalten; denn die Jugend, wo sie nicht freiwillig ihrer Kraft entsagt, ist an sich selber mächtig, und wenn sie einmal äusseren Beistandes bedürfte, so bietet auch diesen die Vorsehung ihr dar: ich spreche von der echten, treuen Freundschaft, von der Freundschaft, die so süss und fruchtbar ist für unser Glück und für unser Erkennen.

SECHSTER ABSCHNITT.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren. Eine gebieterische Macht weist ihn darauf hin, und es ist ihm nicht gestattet ihr sich zu entziehen ohne heftige Kämpfe gegen seine eigene Natur. Aber die breite, geschäftige, lieblose Gesellschaft kann allein ihm nicht genügen. Ohne eine Seele, die mit Innigkeit unserer Seele entspreche, ist das Leben nur ein halbes, und in dem Bereiche irdischer Tröstungen, auf die ich gegenwärtig einzig mich beschränke, ist es kaum möglich, dass wir ohne diesen unschätzbaren Austausch der Gedanken und Gefühle zufrieden die Erdenbahn durchlaufen können. Gott selbst hat es gesagt, ein echter zuverlässiger Freund ist ein Schatz, und den Jünglingen kann nichts Freudigeres und Vortheilhafteres zu Theil werden. Und dennoch ist es nicht die Freundschaft in diesem allgemeinen Gesichtspunkt, mit der ich hier vornehmlich mich beschäftigen will. Das grosse Wort: *Wehe dem, der allein steht!* ist so tief in das menschliche Herz gegraben, dass es unnütz wäre es zu wiederholen. Bei den Jünglingen zumal ist diess erquickende Gefühl zugleich ein so mächtiges Bedürfniss, dass sie ohne weitere Anregung schon von selbst es eifrig suchen und man ihnen nur anzuempfehlen hat, bei dieser schwierigen Wahl vorsichtig zu verfahren und dabei auf Verstand und Tugend, nicht auf einschmeichelnde

und glatte Aussenseite zu sehen. Von einer ganz anderen Freundschaft habe ich zu reden, weil sie mehr Bedürfniss des Verstandes als des Herzens und gleichwohl ihr Nutzen so gross ist, dass vielleicht alle anderen Unterweisungen insgesammt ihr nicht gleichkommen.

Was wir gewöhnlich Freundschaft nennen, entstehet unter Altersgleichen; aber es giebt noch eine andere, die, seltner und verborgener, Alles vereint was die Freundschaft zwischen Gleichen an Innigkeit und überströmender Kraft umschliesst und Alles was die Liebe zwischen Vater und Sohn an Zärtlichkeit und Erhabenheit bergen kann. Ich meine jene heilige Freundschaft, die zwischen einem Jüngling von schönen und kräftigen Hoffnungen und einem Bejahrten voll Klugheit und Erfahrung sich entspinnt, wo dann der Jüngling im Gefühle seiner Unerfahrenheit zu jenem sich wie zu einem Führer wendet und von ihm Zuneigung und Rath verlangt, und dieser freundlich die Hand ihm bietend ihn mit seiner Liebe und seiner Weisheit aufrichtet und ihm Lebensgefährte wird. Diess ist die Freundschaft, bei der ich mit einigen Worten verweilen will, weil es zum Beistand der Jugend nichts Erspriesslicheres und nichts Mächtigeres giebt.

Dieses Amt des wohlwollenden Helfers und Freundes der Jünglinge müsste seiner Natur nach, wenn nicht von den Eltern — ein leider so seltner Fall, dass wir ihn hier nicht berühren können — doch mindestens von den Lehrern, welchen die Jugendbildung anvertraut ist,

übernommen werden; und gewiss giebt es, wo dieses statt findet, nichts Wünschenswertheres und Schöneres. Allein man darf sich nicht verhehlen, dass die Sache äusserst schwierig ist. Ein grosses Hinderniss entspringt schon daraus, dass ein einziger Lehrer vieler Schüler ohne grossen Nachtheil weder Einem den Vorzug über die Anderen geben noch auf Alle ein Gefühl ausdehnen kann, das unter so Viele vertheilt das Beste seiner Kraft und Wirksamkeit verlieren würde; und wollte man auch davon absehn, immer bliebe in der Natur der Sache ein Widerstrebendes, das mindestens im Allgemeinen uns unüberwindlich scheint. Die Freundschaft fordert freie Wahl; wenn also dem Hinderniss, das bei ihrem Entstehen zwischen Lehrer und Schüler schon aus der Verschiedenheit des Alters hervorgeht, sich das höhere Ansehn, die Pflicht, die Ehrfurcht zugesellen, wenn die Freundschaft, die so sehr auf Selbstbestimmung Anspruch macht, ein Gebot wird, dann ist es fast unmöglich, dass sie jemals die Wärme, das Vertrauen, die Innigkeit erlange, ohne welche kaum zu hoffen, dass ein wahrhafter Gewinn daraus hervorgehe. Weil denn die menschliche Natur auch in ihren edelsten Gefühlen Freiheit begehrt, so häufe man nicht Schwierigkeiten auf jene so schöne Art der Freundschaft, sondern gestatte, dass der Jüngling bei deren Knüpfung der Stimme seines Herzens folge. Wohl ihm, wenn schon bei seinen ersten Schritten ihm vergönnt ward solch eine Erleichterung für Leben und Studien

zu gewinnen! Hat er nicht fehlgegriffen, weiss er treu den vertrauten Spuren auf seinem Pfade zu beharren, so darf man beinah mit Gewissheit eine ebene und sichere Zukunft ihm verkünden. In der That ist dann die Jugend nicht mehr das unbehutsame erfahrungslose Alter, weil der gereifte Freund gewissermassen den Mann im Jünglinge ersetzt. Einsicht verbündet sich der Kraft, Verstand wird Regler der Begeisterung, und der alte Spruch: *Wenn Jugend wüsste, wenn Alter könnte!* ist aufs erfreulichste verwirklicht. Denn so, durch gegenseitige Hülfe, weiss die Jugend, kann das Alter. Ich möchte fast behaupten, also sey der Urmensch platonischer Ideen in seiner ganzen Fülle wiederhergestellt.

Auch dem älteren Manne erwächst aus diesem wunderbaren Einklang eine grosse Befriedigung. Er sieht die Erinnerungen seiner schönen Jahre neues Leben und Gefühl gewinnen, geniesst in der Gegenwart durch jene geliebte Seele die Wiederkehr der eignen Jugend, und sein Blick in die Zukunft erheitert sich in der Voraussicht einen Wächter seines Ruhmes gefunden zu haben, weil jener Jüngling seiner Nachwelt gegenwärtig seyn wird. Aber nicht der Aeltere ist es, dem bei dieser Annäherung der bessere Theil zufällt. Der erste und höchste Vortheil bleibt durchaus des Jünglings, und auf diesen muss ich mich beschränken.

Das Studium des Menschen, die Schule des Lebens, verliert zum grossen Theil durch jene Hülfe ihr Herbes

und Gefährliches, die harte Nothwendigkeit durch eigne Erfahrung zu lernen. Der Bejahrte hat bereits gesehen, begriffen, gelernt; er kennt die wilde Heftigkeit der Leidenschaften und die verführerische Stimme der Eitelkeit; er ist schon auf den Punkt gekommen in den Sitten das zu unterscheiden was als den Einflüssen des Augenblickes angehörig kaum Beachtung verdient und was als unveränderlicher Grundbestand der menschlichen Natur mit allem Eifer muss erforscht werden; er hat vor Allem nicht ohne schweren Preis die gleissenden Verlockungen des Scheines von der strengen Rückweisung der Wirklichkeit unterscheiden lernen. Bereichert mit dieser so schwierigen Kenntniss kann der Bejahrte, wenn sein Herz gut ist — und ohne Herzensgüte wäre das Wort Freundschaft ein leerer Schall! — keine angelegnere Sorge haben als die eigene Erfahrung vollständig auf seinen jungen Freund zu übertragen; und gewiss ist keiner Stimme mehr zu glauben als der eines Mannes, welcher uns darthut wie er selbst auf diese Hindernisse gestossen, wie jenes Blendwerk äusseren Farbenglanzes ihn selbst getäuscht. Oft zaudert man dem zu gehorchen, welcher ruft: „Geh, das ist der Weg!“ doch allzeit willig folgt man dem, der zu uns spricht: „Gehen wir! und halte dich an meiner Seite, denn der Wald ist rauh und dicht und wild.“

Und wie diess zutrifft für das Leben, so gilt es auch für litterarische Bestrebungen. Ich schweige von

den Abkürzungen des Wissenspfades, die so erspriesslich von demjenigen können nachgewiesen werden, der mit eigener Anstrengung erst all die langen und verschlungenen Windungen durchlaufen; wie wichtig aber ist es nicht vor Allem, dass ein wissender und treuer Mensch freimüthig über unsere Versuche zu uns sprechen könne und wolle! Und nur die Freundschaft kann wahrhaft förderlich seyn zu diesen grossen Ziel. Der Mensch, der sich selbst so gern verhätschelt, stösst jeden Tadel zurück, weil die gekränkte Eigenliebe leicht annimmt, dass er zum grössten Theil von Neid und Missgunst herrühre. Uebrigens hat die öffentliche Kritik, mit wieviel Milde auch immer sie ihre Mahnungen begleite, allzeit etwas Missfälliges und sogar Kränkendes, weil sie, wenn ungerecht, das Gepräge einer falschen Beschuldigung annimmt, die der Bosheit zugeschrieben wird, wenn gerecht, nothwendig einen Irrthum treffen muss, dessen Enthüllung in unsrem Inneren schwerlich ohne Demüthigung abläuft. Ueberdiess giebt es Beweise genug, wie schwer es sey, dass diese feierliche Kritik eines uns fremden Menschen uns genügend überzeuge, weil er ja nicht zugegen war bei dem mühsamen Entwurf unsrer Ideen, weil er die Beweggründe nicht kennt, die uns veranlasst diese Form, diesen Gedanken, diesen Ausdruck vorzuziehn, und wir daher noch schmeichlerisch uns täuschen können, dass, wenn er unsre Absichten gründlich durchdrungen, er vielleicht anders würde geurtheilt haben. Nichts

von allem diesen kann bei dem Urtheil eines einsichtigen und treuen Freundes eintreten. Wir wissen, dass er uns wohlwill, und die Unumwundenheit seiner Kritik ist nur ein Zeugniss mehr von der Aufrichtigkeit seiner Liebe. Sein mildes und freundliches Wort entspringt aus dem Herzen und dringt in das Herz. Kein Verdacht von Neid oder Böswilligkeit findet statt. Nicht Zorn, nicht Demüthigung kann sich regen, denn niemand hat unsre Fehlgriffe gesehen, niemand wird sie künftig sehen. Es wird sie niemand sehen, weil sie der Freund gesehen hat. Dazu kommt, dass der Jüngling, jenes wachsamen und wohlwollenden Auges gewiss, sich bei Entwerfung seiner Schriften um so ungebundener seinen Eingebungen überlassen und einen freien Flug entfalten kann zu jenen hohen Entwürfen, wozu die überströmende Seele und die kühne Kraft der Phantasie ihn rufen; es kommt hinzu, dass er, weil das Mittel ihm so nahe liegt in dem Freunde die Güte und die Stärke seiner Ideen zu erproben, bei diesem fortwährenden Prüfen sicherer wird und durch den glücklichen Erfolg jenes Vertrauen auf die eigne Kraft erlangt, das nöthig ist zu allen grossen Dingen. Auch darf nicht verschwiegen werden, dass der weise Freund durch seinen Rath dem Jüngling nicht allein einen grossen Theil der Reue und der Trübsale erspart, die ohne ihn die Kritik eines Fremden ihm bereiten würde, sondern überdiess ihm noch den anderen Vortheil verschafft, der nicht geringer ist in seinen Wirkungen,

ihn zu stählen gegen die Kritik selbst, mit der er endlich doch einmal zusammentreffen muss, weil durch die Winke dessen, der ihn versteht und liebt, der Jüngling sich gewöhnt die Ueberzeugung der Unfehlbarkeit abzulegen, welche ihm die stolzen Jahre des Selbstgefühls so leicht verleihen, und weil in der Uebung ruhiger Berathung sich ihm jene reizbare Fiber abstumpft, die allzu oft nur in der jugendlichen Seele jeden Einwurf als eine Kränkung erscheinen lässt. Man kann beinahe sagen, es sey dieser ritterliche Meinungskampf mit dem Freunde für ihn eine Art Waffenübung, die ihn vorbereitet und geschickt macht zu der eigentlichen Schlacht.

Und da wir nun auf diesen Punkt gekommen sind, seyen mir einige Worte vergönnt, die mir, wenngleich nicht unmittelbar an die Jünglinge sondern vielmehr an ihre Kritiker gerichtet, ganz besonders nöthig scheinen zu meinem Vorhaben.

SIEBENTER ABSCHNITT.

Der unterrichtete und kluge Freund vermag viel. Zügelnd die Uebereilungen der Phantasie, regelnd die Stürme des Herzens, lösend die Zweifel des Verstandes, kann er es, wenn er beachtet wird, dahin bringen, dass der Jüngling sich der Oeffentlichkeit nicht eher ausstelle, als bis ihm scheint, ein glücklicher

Ausgang müsse den Versuch begleiten; aber diess reicht noch nicht hin. Ausserdem, dass nicht alle Jünglinge diesen unschätzbaren Freund besitzen können — und ich will mich doch mit Allen beschäftigen — auch wer so glücklich war einen solchen zu finden, muss endlich doch einmal vor das Publikum treten und dessen Urtheil herausfordern. Der Schriftsteller ist zum Volkslehrer bestimmt. Will er seine schöne Sendung würdig erfüllen, sollen seine Studien sich nicht auf einen angenehmen aber nutzlosen Zeitvertreib beschränken, so muss er endlich der Menge sich nähern, und dann bleibt die Kritik nicht aus. Auch darf man sich darüber nicht beklagen. Im Gegentheil, es ist nützlich, es ist nothwendig, dass die Kritik sich vernehmen lasse, weil ohne sie der Geist des Schriftstellers zu lange ungewiss bleiben würde über das öffentliche Urtheil, während es doch von grösster Wichtigkeit ist zu erfahren, ob diese strenge und bedeutsame Stimme sich den liebevollen Aufmunterungen der Freundschaft anschliesst. Aber dieser Augenblick ist für die Jünglinge höchst bedeutungsvoll, und die Kritik muss dessen Folgen wohl erkennen und erwägen, weil manchmal von diesen ihren ersten Aussprüchen nicht nur die litterarische Zukunft des Jünglings, sondern auch das Glück seines ganzen Lebens abhängt. Gewiss ist, dass, wenn, wie bisher verlangt worden, der Jüngling nur nach gehöriger Vorbereitung des Geistes und des Herzens sich hervorwagt, er kräftiger seyn wird die Probe zu beste-

hen, und ich werde anderswo nicht verschweigen, wie er in jedem Falle Tadel und Lob aufzunehmen habe; aber von der Erfahrung müssen wir lernen, dass es Gemüther giebt — und oft gerade unter den trefflichsten — deren Loos trotz aller Vorbereitung, trotz allem Studium für immer durch die erste Aufnahme entschieden wird, die ihnen in der Welt zu Theil wurde, daher es wichtig ist, dass die Kritik bei solchen ihr mächtiges aber schwieriges Amt nicht missbrauche.

Die Kritik muss immer freimüthig und liebevoll zugleich seyn, aber sie muss es vor Allem, wo sie gegen die Jünglinge spricht, bei denen ein starker Eindruck so leicht ist; freimüthig, damit die Wahrheit und die Kunst nicht beeinträchtigt werden, und damit der Schleier zweideutiger Worte den Spitzfindigkeiten der Eigenliebe nicht gestatte ihre Absicht zu verkennen; liebevoll, weil jeder leise Durchblick von Böswilligkeit den Rathschlägen allen Glauben entzieht, und weil nur ein mit Wohlwollen gegebener Wink auf gläubiges Vertrauen Anspruch machen kann. Vor Allem ist es dann auch nöthig, dass die Sprache der Kritik gemässigt sey und jede Uebertreibung mit gleichem Eifer meide, weil, wenn es dem Parteigeist eigen ist im Sinne seiner Leidenschaften steigernd überzuschweifen, die Wahrheit, welche keine Leidenschaften hat, immer gleich weit ist von jedem Extrem. Fern sey daher von dem jugendlichen Ohre jedes übertriebene Lob, fern jeder übermässige Tadel! Mit vollen Händen auf das Haupt der

Jünglinge die Kränze werfen, wie die Smyrnäer es dem Kinde Palemon anthaten, ist gefährlich; es ist diess eine Höflichkeit ähnlich der des Heliogabal, der seine Gäste unter einem Rosenregen erstickte. Chateaubriand beliebte Victor Hugo bei seinem ersten Auftreten „erhabenes Kind" zu nennen, und dieses übertriebene Lob reichte hin ihn zu verderben. Victor Hugo blieb immer bedeutsam, weil die Natur es so gefügt, aber welcher Wunderlichkeiten machte er sich nicht schuldig, um sich immer in jener Erhabenheit zu zeigen, die Chateaubriand ihm zugesprochen! Welch ein betrübendes Sinken von der Ode an Ludwig XVII. bis zu dem schmutzigen, blutigen Sacke Triboulets! — Indem das überschwängliche Lob den Jünglingen eine falsche Vorstellung von ihrem Können beibringt, indem es sie überredet, dass sie ohne besondere Studien jegliches Grosse unternehmen dürfen, treibt es sie leicht über jedes Maas hinaus und macht durch die irrige Meinung von einer Kraft, die sie nicht haben, diejenige unnütz, ja schädlich, welche sie wirklich besitzen. Wenn es aber deshalb nöthig ist, dass die Klugheit jeden Missbrauch des Lobes weise zügle, so muss man andrerseits auch bedenken, dass ungerechter und übermässiger Tadel nicht minder gefährlich ist, man muss bedenken, dass er es vielleicht noch mehr ist, weil nicht immer der Schaden sich allein auf den Geist beschränkt, sondern häufig auch zum Herzen niedersteigt und es, wie jede Ungerechtigkeit, wild und reizbar macht. Man blicke

nur auf das Beispiel von Byron. Gewiss ist, dass sein verzweifelter Unglaube an die Tugend, seine bittere Verachtung gegen die Menschen und das Leben durch vielfache und verschiedene Ursachen im Laufe seiner Erlebnisse ist gesteigert worden; aber wer in den Geheimnissen der menschlichen Seele sich umgethan, der kann den ersten Anstoss dazu nirgend anders suchen als in der Frechheit, mit welcher die hochmüthigen Aristarche Edinburgs sein erstes Werk begrüssten. Die *Stunden der Musse* (hours of idleness), mit welchen er, kaum Jüngling, in das Gebiet der Poesie eintrat, athmen Tugend und Wohlwollen. Man lese die Ode, welche zum Gegenstand besonderer Rüge gemacht wurde, „die Thräne“, und man wird sehen, welcher zarten Innigkeit der Gefühle er sein Herz erschliesst, und wie er die Barmherzigkeit und das Mitleid feiernd mit Liebe von dem theuren Schauplatz seiner Kindheit spricht, und wie er bei der Trennung von seinen Freunden den höchsten Trost der Hoffnung darin setzt „sie wiederzusehn in jenem ländlichen Asyl, und als Ziel seiner Wünsche nichts Anderes begehrt als ihre Klage auf seinem Grabe.“ So war Byron damals, und die letzten Worte jener heiteren Mussestunden wiederholen noch voll Milde und Hingebung „das Verlangen, am Ende des Lebens seine irdische Hülle niederlegen zu können unter den Bäumen seiner ersten Jahre, beweint von den Freunden und vergessen von der ganzen übrigen Welt.“ Aber es kam die bittere,

*

anmaassliche, feige Kritik, und Alles war verändert, und der junge Dichter wollte keine andere Muse mehr als den Groll und die Verachtung. Es genügt sein zweites Werk zu lesen, *Englische Barden und schottische Kritiker*, um mit Bedauern zu erkennen, welch ungeheure Umwandlung in ihm vollbracht war. Der Zorn hat in sein Herz seinen grausamen Keim gepflanzt, und dieser Keim, verstärkt durch die Begebenheiten und die Jahre, wächst fortan mehr und mehr bis zu der düsteren Verzweiflung des Giaur und des Lara, und schlimmer noch bis zur Ruchlosigkeit des Kain und den Lüderlichkeiten des Don Juan. Das waren die Wirkungen einer höhnenden und vermessenen Kritik!

Und dieses Beispiel Byrons kann den Kritikern noch eine andere wichtige Lehre einschärfen. Jene wegwerfenden Angreifer wähnten in ihrem pedantischen Dünkel einem übermüthigen Schüler die Zuchtruthe zu ertheilen, welcher kaum den Bänken von Harrow entlaufen sich in ihr Bereich eindrängte; und so häuften sie auf ihn Schmähungen jeder Art. Sie verspotteten ihn mit seiner Jugend, höhnten ihn mit seinem Adel, sie sagten ihm, dass seine Verse ohne Geist und ohne Phantasie *von der Art seyen, welche weder Götter noch Menschen dulden*, sagten ihm, dass *seine Begeisterung ein stockendes Wasser sey,* und gaben ihm zu verstehen, dass er sich nicht mehr mit der Poesie befassen möge, *weil unter zehn Schulbuben neun zum mindesten eben soviel vermöchten, ja es besser machen würden als er*

Alles dieses glaubten jene weisen Schotten gegen einen verwegenen Knaben zu schleudern, der dadurch zerschmettert würde; und dieser Knabe erhob sich mit einem Male zu ungeheurer Höhe über sie, und sie mussten vor ihm sich beugen und mit dem Angesicht im Staube ihn um Verzeihung anflehn dass sie ihn so sehr verkannt. Allerdings erneut sich ein so starkes Beispiel nicht leicht, weil nur selten der Fall eintritt, dass einer rohen Kritik eine Widerlegung kann gegenübergestellt werden wie der Gesang von Harold; aber auch auf geringere Verhältnisse zurückgeführt zwingt die Sache zu der Betrachtung, wie unendlich schwer es ist die jugendlichen Arbeiten richtig zu beurtheilen, bei denen es nicht einmal genügt die Gegenwart allein zu aufrichtiger Prüfung zu ziehen, wenn nicht zu gleicher Zeit ein vorgreifender Blick in die Zukunft geworfen wird. Wo es sich um bereits vollendete Schriftsteller handelt, kann die Kritik bei dem verweilen, was ihr entgegen gebracht wird, weil bei solchen Können und Leisten gewöhnlich Eines sind, aber wenn das Urtheil über Jünglinge zu fällen ist, da thut es vielmehr noth, dass der Kritiker eine Art Schatzgräber sey, der mit der Wünschelruthe in den Eingeweiden der tiefen Erde das rohe, aber kostbare Metall entdecke, das daselbst vergraben liegt, weil manchmal, wenn der Jüngling nicht vollständig auszudrücken weiss was er sieht und fühlt, diess nur vom Mangel des Werkzeugs oder des Darstellungsvermögens herrührt. Er sieht und fühlt zwar

auf mächtige Weise, aber die Hand entspricht, nach Michelangelo's schönem Ausdruck, nur nicht der Einsicht, und der Stoff bleibt, wie sich Dante äussert, für ihn taub. Der Stoff bleibt für ihn taub, weil er noch nicht gelernt hat ihn sich dienstbar zu machen. Und dieses muss der Kritiker wahrnehmen, und all seine Sorgfalt muss liebevoll sich darauf richten ihn zu ermuthigen, dass er durch beharrliches Studium sich zur Bekämpfung der Hindernisse vorbereite, die seinen Naturanlagen sich entgegenstellen. Dieser mit sich selber kämpfende Jüngling hat der Ermahnung nöthig, wo er von seinem Pfade abweicht, aber mehr noch des Trostes, der Ermuthigung. Und vor Allem soll der Kritiker mit liebevollem Sinne sich beschäftigen die Stellen anzudeuten, die ihm besser gelungen erscheinen, weil der Jüngling beinah immer fühlt wo sein Genius ihn unterstützt hat; wenn er sich nun verstanden sieht, wenn er den Kritiker in Einverständniss sieht mit seinen Gedanken, wo er ihm Lob ertheilt, so überzeugt er sich um so leichter vom eigenen Unrecht da, wo ihm der Tadel nicht erspart werden konnte; und dieses nützliche Ziel wird vornehmlich dann erreicht werden, wenn der Kritiker sich gern bei den Partien aufhält die er loben kann, und mit leichter, ja widerstrebender Hand dasjenige berührt was er tadeln muss. Nicht etwa, dass die nothwendige Rüge soll verschwiegen werden; aber wenn diese sich einmal hat vernehmen lassen, wenn das Schöne vorwaltet, wenn klar zu Tage liegt,

dass mitten in der Schwäche des Werkes die Macht des Schaffenden obsiegt, warum alsdann mit weitläufigem Tadel bei den Fehlern verweilen? Wer möchte auch bei Betrachtung der Sterne, welche der Nacht des Firmamentes tröstendes Licht verleihen, wer möchte bei der Dunkelheit verweilen, welche sie umgiebt? bei dem finsteren Raume, den das Auge durchlaufen muss um bis zu ihnen zu gelangen? — Dazu kommt, dass durch vorzugsweises Aufzeigen der Schönheiten, welche die Arbeit des Jünglings schmücken, ihm zugleich aufs beste die Strasse bezeichnet wird, die er zu wandeln hat, und dass durch Darthun, in welchen Theilen seine Versuche einen glücklicheren Erfolg gehabt, ihm zugleich durch Erfahrung sich bestätigt, zu welcher Art der Litteratur und zu welchen Ausübungen der Kunst er vorwaltend berufen ist.

Zugleich erscheint ein sehr erheblicher Wink in diesem Falle unerlässlich. Der Kritiker jugendlicher Werke muss, wie wir gesehen haben, allzeit entfernt von jedem Uebermaass des Lobes wie des Tadels die rechte Mitte halten zwischen der Nachsicht und der Strenge, und immer lieber sich zur Milde neigen. Doch muss die Gerechtigkeit sowohl des Lobes als des Tadels immer vollkommen begründet seyn; es genügt nicht sie stolz wie vom Katheder herab zu verkündigen, es reicht nicht hin, deren Darlegung allein auf das eigene Ansehn zu begründen, das sogar in vielen Fällen angefochten wird. Und wäre es auch ein Manzoni, der über Poesie

urtheilt, und wäre es ein Giordani, der über Prosa spricht, selbst das genügt noch nicht. Damit der gewarnte Jüngling seinen Irrthum erkenne, der gelobte sich mit Sicherheit befestige in der Darstellung des Schönen, thut eine wahre und tiefe Ueberzeugung noth; und diese kann nirgend andersher ihm kommen, als wenn in unverrückbarer Weise ihm die Gründe des Tadels wie des Lobes vorgelegt werden. Darum sollte, wo Tadel eintritt, nicht allein der Irrthum oder der Mangel mit Klarheit aufgezeigt werden, sondern es müsste der Kritiker überdiess noch andeuten, wie jener Mangel oder Irrthum zu vermeiden, und besser noch, welche andere verschiedene Bahn einzuschlagen war, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Ich möchte behaupten, die Winke der Kritik müssten in ihren Wirkungen den Pfeilschüssen gleichen, die nach den alten amerikanischen Sagen der Gott Messu gegen die dürren Baumstämme abschoss, welche durch jene wunderbare Wunde wieder belebt von neuem sich mit grünen Zweigen und mit Frucht bekleiden. In dieser Weise ausgeübt ist freilich die Kritik nicht mehr jenes bequeme Handwerk, in welchem die Mittelmässigkeit mit so viel Keckheit sich aufspreizt; in dieser Weise geschieht es leicht, dass die Kritiker die Dürftigkeit ihres geistigen Vermögens blosstellen und ihre anmaasslichen Aussprüche zurückgewiesen sehen. Allein was kommt darauf an? Warum soll es überhaupt den gemeinen Geistern erlaubt seyn zu Gericht zu sitzen über höhere? Und wo ist das

Bedürfniss den Niederen zuzugestehen nicht allein über die Mächtigen sich zu erheben, was schon allzuviel ist, sondern auch über sie zu urtheilen? Ich will wahrhaftig nicht behaupten, dass in ihrer ganzen Ausdehnung die starke Antwort Donatello's *) anzunehmen sey, aber andererseits wer sieht nicht ein, dass nur den edlen Geistern, nur den wahrhaft Weisen die Kritik dürfte zugestanden werden? Und wie diess läugnen, wenn seinem Wesen nach der Kritiker sich unterzieht das Urtheil der Nazion zu bestimmen, wenn er das Recht und das Ansehn eines Lehrers annimmt? Schon allzu lange dient das berühmte Beispiel des horazischen Wetzsteins zum Schilde den Verwegenen und den Unwissenden. Jenes Beispiel war ein annehmbarer Ausdruck hofmännischer Bescheidenheit im Munde des grossen Dichters, der dessen nicht bedurfte; aber weil es passend für Horaz war, soll darum erlaubt seyn, dass sich dessen auch Pantilius bediene? Nein, eine solche Schmach sollte nicht geduldet werden; es gestattet diess weder das Interesse der Kunst, noch die Ehre der Litteratur; die Würde der Kritik selbst gestattet es nicht, denn niemals wird die Litteratur wahren Nutzen durch die Kritik gewinnen, noch wird die Kritik jemals in Ansehn und geehrt seyn, bis ihre Ausübung der frechen Willkühr der Unerfahrenen entzogen ist.

*) Einem Tadler seines eben vollendeten Gekreuzigten entgegnete Donatello: „Nimm Holz und mach es besser!"

ACHTER ABSCHNITT.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge aber ist nur allzusehr zu befürchten, dass — mit Vorbehalt einiger schönen und anerkannten Ausnahmen — diess Verlangen, wer weiss wie lange noch? in Italien vielmehr den Wünschen als den Wirklichkeiten beizuzählen seyn werde; und deshalb kehre ich nach Einschaltung dieser Worte immer dringender zu dem Punkt zurück, von welchem ich ausgegangen, und wiederhole den Jünglingen meine inständige Bitte, sich mit der äussersten Sorgfalt um einen gebildeten Freund zu bewerben, der ihnen jenen bedeutenden Mangel ersetze. Die Schwierigkeit des Auffindens darf sie nicht entmuthigen. Allerdings ist das Unternehmen nicht ohne Mühe, weil zu vollständigem Erfolg eine Aehnlichkeit, ja Verwandtschaft der Denkart und der Neigungen erforderlich ist, die bei der Verschiedenheit des Alters nicht allzu häufig vorkommt; wenn aber der Jüngling mit gutem Glauben und mit eifrigem Gemüth sich dazu anschickt, so wird das Gelingen minder schwierig seyn als es den Anschein hat, weil ein Herz, das mit Aufrichtigkeit Freundschaft anbietet und fordert, sie leicht auch findet, dann auch, weil die Bejahrten gern sich denen anschliessen, die ihr Alter ehren, und weil sie durch ein natürliches Verlangen, ihr Andenken in der Zukunft zu ver-

längern, von einer innigen unwiderstehlichen Gewalt zu den Jünglingen hingezogen sind.

Ungeachtet aber des sorglichsten Bemühens kann es geschehen, dass dem Jüngling nicht gelinge jene rein gestimmte Seele zu finden, die der seinigen entspreche und ihr zur Ergänzung diene; und in diesem Falle muss dafür gesorgt werden, dass für einen so grossen Mangel mindestens einiger Ersatz eintrete; ich sage, einiger Ersatz, nicht eine vollkommene Ausgleichung, denn auch auf litterarischem Felde giebt es nichts auf Erden, das die Stelle der Freundschaft vertreten könne. — Und jenen Ersatz wüsste ich nicht sicherer für die Jünglinge zu erlangen als dadurch, dass sie in Ermangelung der Freundschaft der höher Gebildeten mindestens sich bemühen häufig in deren Gesellschaft zu seyn. Ein solcher Umgang muss eifrig auch von dem gesucht werden, der einen Freund erworben, weil auf solche Art die Wahrheit, wenn auch nicht freimüthiger, doch freier von jenen zarten Umhüllungen an ihn kommt, deren die Freundschaft auch wider Willen sich bedient, und weil er so prüfende Vergleichung anstellen kann der Freundesansichten mit den Gedanken Anderer; das aber, was für ihn nur eine Hülfe ist, wird für den, welcher nicht die Tröstungen und Rathschläge der Freundschaft besitzt, zur entschiedenen Nothwendigkeit, damit in Ermangelung jener traulichen Innigkeit der Freundeswinke, die so nützlich und wohlthuend ist, er mindestens da, wo es noth thut, jene aufrichtige und

wohlwollende Unterweisung finde, die zügelt und ermuthigt, und damit er vor dem Eintritt in die öffentliche Bahn des Lebens erst sich selber prüfe.

Es lässt die Weisheit sicher nicht nach Sokrates frommem Wunsche von Geist zu Geist sich übergiessen wie ein gutes Getränk aus einem Gefässe in ein anderes, aber eine leichtere Mittheilung davon ist allerdings möglich durch vertrauliches Gespräch, und diese Mittheilung ist der Art, dass sie unter einigen Beziehungen noch erspriesslicher wird in Ausübung der Litteratur als alle in Büchern gesammelten Unterweisungen. Auch die Bücher sind für uns fortwährende und treue Freunde, und haben wir angemessen gewählt, so ist der Nutzen und das Vergnügen unendlich, das von diesem immer offenen Schatz uns zuströmt. Wie gross aber auch der aus ihnen hervorgehende Gewinn, so ist er doch nothwendig beschränkt durch die Natur der Dinge. Die Bücher unterrichten, aber in ihnen ist etwas Unvollständiges, ich möchte sagen Starres, Todtes, das uns nicht vollständig befriedigen kann, und das auf die Länge uns ermüdet. Der Gedanke, wie reich auch entwickelt, passt sich darin höchst selten nur allen Anforderungen unseres Geistes an, weil jedes Menschen Auffassung unter verschiedenen Gesichtspunkten eine verschiedene Entfaltung verlangt, und eben deshalb der Einwurf, der dagegen in der Seele auftaucht, nicht immer in jenen unveränderlichen Blättern seine Antwort findet, daher der Zweifel sich festsetzt und die schwankende

Idee aus Mangel an Lösung häufig in den Fall gebracht ist sich nicht bestimmen zu können. Welcher Art auch das Buch sey, mit dem wir uns beschäftigen, sobald der Inhalt sich in die Regionen der Erkenntniss erhebt, wird selten nur das Bedürfniss unseres Geistes vollständig dadurch befriedigt werden. Ganz anders hingegen verhält es sich in den Beziehungen des gesprochenen, lebendigen Wortes, die ich jetzt betrachten will; ich sage in den Beziehungen, die ich jetzt betrachten will, weil es gar leicht seyn würde meine Ansichten in ein falsches Licht zu setzen, und wer eine Meinung aufstellt, vornehmlich wenn er zu der Jugend spricht, muss vor Allem dafür sorgen richtig verstanden zu werden. — Wer weiss nicht, dass die Studien in eifriger Beschäftigung mit den Büchern, nicht in flüchtiger Unterhaltung zu betreiben sind? Wer weiss nicht, dass ein gutes Buch, wenn auch nicht vom höchsten Werthe, auf gewöhnlichem Wege gründlicher unterrichten kann als die Gespräche auch der Gelehrtesten? Jetzt aber handelt es sich nicht davon; hier setze ich bereits vollbrachte Studien voraus und spreche von jenem praktischen Unterricht, der jede Theorie vervollständigen muss, von jener Belehrung, welche die Menschen und die Dinge jedem Studium hinzufügen müssen, und in Beziehung auf sie wiederhole ich noch einmal, dass das im Wechselgespräch mit Kraft und mit Verstand gesprochene Wort wirksamer und gewichtiger ist als Bücher, weil hervorgehend aus der gegenwärtigen Stimmung des Gemü-

thes es allein sie ganz verstehen und sich ihnen aneignen kann, weil es rasch der Bewegung der Ideen folgt, die Einwürfe bekämpft, die Zweifel löst, mit uns sich ängstet, mit uns wieder beruhigt und verweilt. Lassen wir uns nicht täuschen durch glänzende Worte! Die Wahrheit an sich selbst betrachtet ist ruhig und geduldig, weil ewig; aber angeschaut in den menschlichen Urtheilen, ist die Wahrheit mitunter äusserst unduldsam, ja selbst zornig, wie jede starke Ueberzeugung, welche Widerstand findet. Daher ist es nicht selten nöthig, dass ihr ein Feld sich öffne, wo ihre Rechte können durchgekämpft werden, weil in diesem Kampfe die einander bestreitenden Meinungen ihre gegenseitigen Kräfte auf die Probe stellen, und wenn das Gespräch nicht in gemeinen Zank ausartet, ja manchmal auch dann selbst, tritt nicht selten der Fall ein, dass aus dieser Aufregung der die Geister erhellende Funke hervorspringt. Bisweilen auch sind beide Parteien im Irrthum, aber im Gespräch erweitern sich die Gedanken, und im Erweitern nähern sich die Ideen, und in der Hitze des Zwiesprachs stellt die Verhandlung sich in ihren Schlussfolgen zurecht, und die anfangs nicht erkannte, vielleicht nicht gewollte Wahrheit blitzt mit einem Male auf und triumphirt.

Es ist nicht möglich, dass der Jüngling, welcher diesem Kampfe beiwohnt, nicht sehr dadurch gefördert werde, weil es schon ein schönes und fruchtbares Schauspiel ist zwei starke Geisteskräfte miteinander

ringen zu sehen, welche selber überzeugt sich gegenseitig zu überzeugen suchen, und überdiess stellt sich der Mensch in diesen Meinungskämpfen offener als irgend anderswo heraus, und mehr noch als in den leichten Scharmützeln der Freundschaft thut sich dar, wie die Angriffe des Widersprechenden müssen ertragen und wie ihnen muss begegnet werden. Im Anfang wird der Jüngling lernend und nachsinnend nur ein aufmerksamer und gelehriger Zuhörer seyn dürfen, aber wie er nach und nach in diesem Umgang sich erstarken fühlt, wird auch ihm gestattet seyn an dem Wettstreit theilzunehmen, und ohne jemals jener ehrerbietigen Bescheidenheit zu entsagen, welche den Jahren der Unerfahrenheit so wohl ansteht, darf auch er sich auf dem Pfade des Zweifels erheben und um Unterweisung sich bewerben, bis er in jenen Kämpfen seine Kraft erprobt und im Erproben eingesehn, wie weit ihn seine Anstrengungen gefördert. Waren nun jene Gespräche in unumwundener Vertraulichkeit und gutem Glauben geführt, sind sie in den Schranken der Freundschaft geblieben und frei von allem Stolz gelehrten Ballasts, so glaube ich mit Bestimmtheit versichern zu können, der Jüngling werde bei solcher Selbstprüfung zu der Ueberzeugung kommen, dass er auf diesem Wege Alles sich freudig angeeignet, was Studium und Wort den Menschen zu lehren im Stande sind.

NEUNTER ABSCHNITT.

Hiemit aber will ich noch nicht sagen, dass diese wichtige Belehrung desselben, unter allen bei Weitem die schwierigste, bereits zum vollkommenen Abschluss für ihn gediehen sey. Der Mensch, sagt Pope, ist das nothwendigste Studium des Menschen. Es ist daher erforderlich ihn von allen Seiten zu betrachten, und eine davon bleibt für den Jüngling, welche seine angelegentlichste Sorgfalt verdient. Bis hieher haben wir zwar den Menschen in seiner Wirklichkeit betrachtet, aber wir schauten ihn in allzu abstrakter Weise an, und nicht unter dem vollen Lichte, welches nöthig ist ihn ganz und gar zu zeigen. Wir haben ihn unter der Vorstellung betrachtet, welche die Bücher von ihm geben, und haben gesucht die Treue dieses Bildes festzustellen durch all die Mittel, welche Nachdenken und die Offenbarungen des Wortes uns gewähren konnten. Ihn ganz kennen zu lernen muss der Jüngling ihn inmitten der Verhältnisse beobachten, wie er sich bewegt im Drange der Geschäfte und des Lebens; und damit diese Beobachtung ihm wahrhaft nütze, reicht nicht hin, dass er, wie der Zuschauer bei Lukrez, sich ruhig und behaglich am Ufer halte in Anschauung der Schiffer, welche auf dem hohen Meere vom Sturm gepeitscht sind; nein, er selber muss zum Kampfe gegen Wind und Wellen sich anschicken.

Und hiermit wiederhole ich nicht die früher schon angedeutete Nothwendigkeit, dass der Jüngling muthig in die Welt eintrete. Der Gesichtspunkt, unter welchem wir hier die Sache zu betrachten haben, ist ein ganz anderer. Dort stand der Jüngling vor uns in dem Augenblick, wo er als Neuling in die Welt eintretend vielmehr im Zustande des Leidens als des Handelns sich befand; hier dagegen haben wir ihn in ganz entgegengesetzter Lage aufzufassen, wo, vertrauter mit den gesellschaftlichen Zuständen, sein handelndes Leben anfangen muss; und in diesem schwierigen Moment muss ihm, auch im Interesse der Litteratur, mehr als jemals eingeschärft werden, sich nicht zurückzuziehn vom Kampfe, sondern ihm beherzt die Stirn zu bieten in jener kräftigen Haltung, welche die Vorsehung ihm angewiesen.

Nun sind das Leben, die Menschen, und die Verhältnisse an sich schon mächtig genug die Jünglinge in ihren Strudel zu ziehen, und die Jünglinge sind ihrer angeborenen Natur nach so stark zur Thätigkeit berufen, dass man vielleicht sich jedes Worts darüber enthalten und mit einem liebevollen Rath des Friedens und der Mässigung hätte begnügen können, wenn bei dieser Betrachtung jugendlicher Beschäftigungen nicht gegen ein sehr eingewurzeltes, den Jünglingen und der Litteratur gleich schädliches Vorurtheil mit einigen Worten anzukämpfen wäre.

Keine Klage ist bei den der Litteratur sich Widmenden, und vornehmlich bei den Jünglingen häufiger

als die, welche gegen die Nothwendigkeit des gewöhnlichen Lebens sich auflehnt und gegen die unvermeidliche Beschäftigung mit öffentlichen und Privatangelegenheiten, dieselben beschuldigend, dass sie schwer auf ihrem Geistesleben lasten und ihnen das glorreiche Ziel unerreichbar machen, zu welchem ihr eigener Beruf sie würde geführt haben. Es nimmt sich so herrlich aus, im menschlichen Drama die Rolle des von Kraft und Gewalt angeketteten Titanen darzustellen, dass nur Wenige sich finden, die, wenn sie nicht von allen Vortheilen des Glückes begünstigt sind, das Vergnügen dieser hochtönenden Klage sich versagen können. Und ich wage zu behaupten, dass diese Klage in ihrer Allgemeinheit gänzlich grundlos, gänzlich ungerecht ist. Gewiss mag es im Laufe der Zeiten Unglückliche geben, denen ein unbeugsames Widerspiel der Verhältnisse durch Geistesdruck versagt hat aufzutauchen; und für solche wird kein Klagerguss jemals allzugross seyn; aber das sind nur höchst seltene Ausnahmen, von denen man kaum Kunde haben kann, weil die Stimmen dieser Elenden vom Schmerz erstickt fast nie an unser Ohr gelangen, dagegen der grösste Theil derjenigen, die auf solche Weise sich beklagen, entweder Andere dadurch zu täuschen suchen, dass sie ihre Trägheit mit dem Namen des Missgeschicks beschönigen, oder ohne es zu wissen durch die Liebe selbst getäuscht sind welche sie aufs lebhafteste für die Litteratur hegen, weil von dieser Liebe unterjocht sie jeden Augenblick verloren

halten, den sie ihr nicht widmen können, und wenn sie wirklich manchen Moment sich losreissen müssen von diesem ihrem Paradiese, so trennen sie sich davon mit jenem tiefen Schmerz, den Milton mit so göttlichem Erfassen an unseren Ureltern ausgedrückt, als sie mit langsamem und ungewissem Schritt aus Eden sich entfernten.

Von jenen Lässigen ist nicht zu reden; fehlte diese Entschuldigung ihrer Trägheit, sie würden alsbald eine andere finden; aber es ist wichtig, dass die Betrogenen womöglich von einem höchst unheilvollen Irrthum befreit werden, der zugleich ihre Würde und ihren Ruhm beeinträchtigt. Sagen wir es frei heraus, damit sie selber in ihr Herz niedersteigend davon sich überzeugen. Wenn auch ihre grollende Klage gegen die Hemmnisse des Lebens gerecht wäre, so stände ihnen gleichwohl noch nicht zu dieselbe so tobend auszudrücken; denn nur dem Feigen ist gestattet lärmend seine Ketten zu schütteln; der Starke, wenn er sie nicht brechen kann, muss sie zu tragen wissen. Aber es ist nicht einmal wahr, dass die Zeit, die sie im Umgang mit den Menschen und den Dingen verwenden, eine für die Litteratur verlorene sey, es ist nicht wahr, dass ihre geistige Kraft sich erhöhen würde, wenn sie mit aller Gemächlichkeit sich ausschliesslich den Studien hingeben könnten. Um das zu glauben, müsste man die menschliche Natur gänzlich verkennen. Jenes einsame, geruhige, beschauliche Leben, das sie sich als Beförderer des geistigen

Gedeihens vorstellen, würde im Gegentheil für den Geist eine traurige Ursache der Abstumpfung, bisweilen selbst des Todes seyn. Der Mensch ist so gemischt, dass seine Seele immer zwischen Bewegung und Ruhe wechseln muss; ja, manchmal ermüdet ihn die angestrengte Einsamkeit seiner Gedanken so sehr, dass er um Frieden zu suchen sich in die Stürme und Bedrängnisse der Wirklichkeit flüchten muss. Was will man, dass der von dem wahren, bewegten, mächtigen Leben wisse, der nur in der Einsamkeit der Bücher gelebt? Und wie kann der die Leidenschaften verstehen, der sie nicht auf dem wirklichen Kampfplatz der Welt hat zum Treffen kommen und stürmisch um die Herrschaft über die Menschenkinder hat ringen sehen? Seyen immerhin die Studien kräftig und gut geleitet, eine Litteratur, die nicht die Probe des wirklichen Lebens bestanden, wird allzeit dürftig, kümmerlich, staubig seyn; ein Litterat, der nicht selber seine Brust den Begebenheiten entgegengestellt, der nicht selbst sich unterzogen seinen Theil menschlicher Mühen auf sich zu nehmen, wird immer unsicher über Verhältnisse und Menschen seyn, immer ein schwankender Errather der Gefühle, niemals ein zutreffender Kenner. Man gehe die Reihe der wahrhaft grossen Menschen durch, derer — um in unserer Sphäre zu bleiben — welche am nachhaltigsten die Litteratur geehrt und gefördert, und es wird schwer seyn einen Einzigen zu finden, der ausserhalb der allgemeinen

Bewegung geblieben wäre und unberührt von den harten Anfällen des Unglücks; und wenn diess auch von Manchem so scheinen könnte, so reicht es hin ihn näher anzuschaun, um zu gewahren, dass unter der heiteren Oberfläche ihm tief die Spur geheimer Schmerzen zieht, oder um zu erkennen, dass sein grosser Ruf mehr der Formschönheit und der Kunstvollendung als der Höhe der Gedanken und der Stärke der Gefühle zuzuschreiben ist. Hingegen die wahrhaft Grossen aller Nazionen, schau, wie sie mitten in der Menge wirken, sey es in öffentlichen oder Privatangelegenheiten, und wie sie gegenüber allen Bedürfnissen, allen Widerwärtigkeiten, weit entfernt niedergedrückt zu werden, vielmehr gerade in jenen schweren Kämpfen ihre gewaltige Kraft schärfen und verdoppeln. Nur auf den Feldern Marathons und in dem Kampfgewühl von Salamis vermochte Aeschylos das erhabene Bild seines Titanen zu entwerfen, nur in den Versammlungen Oliver Cromwells und dem Toben der Parteien konnte Milton die Züge seiner gefallenen Engel herausfinden und die entsetzensvolle Grösse seines Satanas. Nehmet dem Camoens das Ungemach von Ceuta, seine Schiffbrüche, seine Jammerschicksale, nehmet Cervantes die Wunden von Lepanto, die sieben Jahre seiner Sklaverei und die Unbilde der Menschen, und der Geist des ersteren wird nicht mehr der seyn, welcher ausreichte für die *Lusiade*, und die Seele des anderen wird sich nicht mehr zu der bitteren Ironie des *Don Quixote* erheben, und minder noch zu den starken

Eingebungen der *Numanzia.* Ich führe allgemeine Beispiele an, weil allbekannter, und daher wirksamer, aber ich muss anhalten um der Fülle willen, die mir zuströmt. Ohnediess warum sollte ich Namen häufen, wenn Dante selbst und Shakspeare, diese Hohen, denen die beiden Gipfel des neueren Parnasses gebühren, beide ein Leben voll Drangsal geführt, ein Leben vergällt von den jämmerlichsten Plackereien. Man muss willig die unwiderlegliche Wahrheit annehmen. Der Litteratur erwächst Stärke, keineswegs Hemmung aus der Macht und Nothwendigkeit der Bethätigung. Wenn Homer, dieser andere Triumvir der Weltpoesie, wirklich gelebt hat — und für mich steht der Zweifel daran der Lästerung gleich — war er gewiss ein Krieger; so schallend von Waffen ist sein kriegerischer Gesang, so kühn und mächtig bricht sein Vers hervor gleichwie Drommetenschall! Er selber hat, ich scheue nicht es zu behaupten, vor dem Verlust des Augenlichts jene Schlachten gekämpft, er selber hat Jahre lang umherirrend jene Sitten vieler Menschen gesehn und jene vielen Städte. Nicht lange Zeit ists her, dass ein Gelehrter alles Ernstes auf den Einfall kam beweisen zu wollen, der Dichter der Odyssee sey Ulysses. Es war diess allerdings eine Tollheit, aber eine Tollheit, die aus einem tiefen Gefühl des Wahren hervorging, weil es unmöglich ist, dass der Dichter jener Wanderungen und jener Kämpfe nicht selbst sollte gewandert haben und gekämpft, und weil zum Endzünden der Poesie und zum Beleben der Litteratur mit

einem so vollen und mächtigen Leben es unerlässlich ist, dass der Dichter und der Litterat auch selbst mit uns in dem Getümmel und in den Drangsalen der menschlichen Gesellschaft sich bewegen.

Man lasse demnach endlich einmal ab von jener ungerechten, unwürdigen Klage! Und die Jünglinge vornehmlich sollten bei ihrem Eintritt in die Litteratur, weit entfernt sich zu beschweren über die der Menschheit aufgelegten Bedingungen, sich vielmehr freuen, dass zur Vereinigung der beiden Leben des Gedankens und des Handelns die Kraft beider von diesem gegenseitigen Einklang mächtig wird gehoben werden. Und um so mehr sollten sie sich darüber freuen, dass die Verhältnisse unserer Tage stärker als jemals in der Litteratur jene Mehrung der Kraft erheischen und jene starke Theilnahme an den Angelegenheiten der Einzelnen und der Völker, weil, wenn vielleicht manch trägere Epoche war, in welcher die Studien begnüglich in dem Schweigen und dem Schatten der einsamen Wände verweilen konnten, jetzo sicherlich die Zeiten der Art sind, dass die Litteratur, wofern sie nützen will, nothwendig aus ihren behaglichen und ruhigen Schlupfwinkeln hervorgehn muss. Die unredlichen Richtungen der Litteratur regen sich so geschäftig, so dreist inmitten der Menge, dass wenn die nützlichen und guten Strebungen nicht ebenfalls muthig unter den Völkern und Angesichts der Sonne kämpfen, die heilige Sache der Tugend, so lange es Gott zulässt, allzusehr in

Gefahr seyn würde. Heut triumphirt das Wort, und es muss sich entscheiden, ob es zur Rettung oder zum Verderben der Welt wirken soll. Von höchster Wichtigkeit also ist es, dass um jeden Preis das Wort des Heiles stark und siegreich sey.

ZEHNTER ABSCHNITT.

Davon aber und von den gewichtigen Gedanken, die in dieser Ideenreihe sich aufdrängen, wird an passenderem Orte die Rede seyn, weil hier nur von den Studien soll gesprochen werden, durch welche die Jugend gefördert wird. Und auch mit diesen haben wir unserem Plan zufolge uns vielleicht schon hinlänglich beschäftigt, weil, nachdem wir als Vorbereitungsmittel die Sprache vorausgeschickt, das Studium der Klassiker so wie das der Geschichte und des Menschen die Grundlage alles Wissens sind, Studien, die in ihrem weiten Bereiche die gesammte übersinnliche und praktische wahre Philosophie enthalten, welche ich nicht zu einer besonderen Aufgabe habe machen wollen, gerade weil sie, um ihren hohen Namen zu verdienen, weit entfernt etwas Losgerissenes zu seyn, aus jenen Studien erst sich gestalten und wechselsweise jene gestalten und regeln muss.

Und indem ich bei jenem Punkte stehen bleibe, will ich nicht behaupten, dass nicht auch andere Hülfs-

mittel noch die Jünglinge fördern können, wie zum Beispiel die mathematischen Studien, die so trefflich den Verstand an Bündigkeit und Maass gewöhnen; ich will nur sagen, dass der Hauptgesichtspunkt, den ich in diesen meinen Betrachtungen angenommen, mir keine grössere Ausführlichkeit zu fordern scheint. Der grosse Baum der Wissenschaft, welchen der Verulamer vorzeichnet, hat allerdings noch viele andere Zweige, von denen schöne Früchte können gepflückt werden, aber diese gehören, wenn man es genau betrachtet, mehr dem späteren Lebenslaufe als der ersten Jugend an; auch darf man nicht vergessen, dass mein Plan, an sich schon die mir zugetheilten Kräfte übersteigend, sich einzig und allein darauf hat beschränken wollen die ersten und gefährlichsten Schritte der Jünglinge zu sichern und zu erleichtern. Sind sie durch diese Studien vorbereitet und haben die Bahn gewählt, die ihnen am meisten zusagt, dann ziemt es, wie ich bei Erwähnung der Geschichte bereits angedeutet, selbständig ihre geistige Erziehung zu vollenden, sie mit der Einsicht lenkend, welche der besondere Beruf eines Jeden fordert. Ausserdem darf man nicht vergessen dass meine Rede, immer an die Gesammtheit der Jünglinge gerichtet, ausschliesslich an diejenigen Studien sich halten musste, die innerhalb der Möglichkeit jedes kleineren Vermögens bleiben, indem bei anderem Verfahren meine Vorschläge, wenn sie den Vielen anriethen wozu der nur Wenigen verliehene Reichthum erfordert wird, nicht

anders als eine bittere Täuschung, ja selbst eine Verhöhnung hätten erscheinen können. Dessungeachtet habe ich nichts auslassen dürfen, was mir unerlässlich schien, weil Gott sey Dank das eigentlich Nothwendige Allen leicht zusteht und die übermüthigen Bevorzugungen des Reichthums nicht so weit sich erstrecken ein Monopol des Wissens und der Geisteskraft zu stiften.

Hätte ich aber dem Wesen meines Planes gemäss nicht innerhalb dieser Grenzen mich beschränken müssen, so würde ich gewiss jenes kräftige Hülfsmittel nicht ausgelassen haben, das zur Belehrung der Jünglinge aus den Reisen und aus dem Studium der schönen Künste hervorgeht. Ich darf und will mich nicht darüber ausbreiten; wer aber erkennt nicht schon von selbst, wie Vieles gut vorbereitete und weise geleitete Reisen beitragen jene Menschenkenntniss zu erlangen, die mein hauptsächliches Ziel war? Wenn heute auch der Zug in ferne Lande und zu fremden Sitten nicht mehr, wie vor Alters, das beinah einzige Mittel ist um Weisheit zu erlangen, sieht Jedermann doch ein, wie sehr auf diese Weise sich der Geist erweitert durch Ausbreiten des Ideenkreises, und wie er zugleich sicherer wird durch Mehrung des Materials zu seinen Urtheilen. Gewiss kann der Mensch auch ohne aus dem Vaterland sich zu entfernen durch Beobachten und Nachdenken sich aus den Schranken emporheben die ihn umengen und durch die Kraft des Gedankens sich Bahn brechen zu einer weiteren Weltbürgerschaft; zugleich aber ist

unbestreitbar, dass Reisen solches wesentlich erleichtern und dazu dienen können ihn bei Weitem schneller von jenem kleinlichen Spiessbürgersinn zu befreien, der so sehr mit unseren Gewöhnungen zusammenstimmt. Ueberdiess können wir mitten unter anderen Nazionen auch besser erfahren, was der wahre, weite, dauerhafte Ruhm sey, weil wir an der Meinung, in der bei ihnen unsre Alten und unsre Neueren stehen, ersichtlich lernen was nothwendig ist um zur Fülle und Allgemeinheit des Ruhmes zu gelangen; und für die Lebenden zumal kann durch die im Auslande gefundene gewissermaassen gegenwärtige Nachwelt aus der Wahrnehmung, wie mancher unserer Berühmtesten dort gänzlich unbekannt ist, auch der eignen Eitelkeit bisweilen eine nützliche Belehrung erwachsen gegen die wechselseitige Lobhudelei gefälliger Genossenschaften. Und wenn wir nicht selten uns gekränkt fühlen über ungerechte Aussprüche, die auf unsre alten und neuen Ruhmesträger von den Fremden geschleudert werden, so kann auch diese Ungerechtigkeit wohl erwogen sich zu unserem Nutzen kehren, weil wir daraus lernen auch unsererseits minder unvorsichtig und billiger in unserm Urtheil zu seyn, wenn wir über andere Völker und andere Litteraturen uns aussprechen.

Auch das Studium der schönen Künste, wenn ich es in meine Betrachtungen hätte ziehen können, wäre nicht minder von mir empfohlen worden als die Reisen; ja, sein Nutzen würde alsbald sich Allen herausgestellt

haben, wenn nicht als grösser, gewiss als hervorstechender, weil bei dem gleichen Ursprung der Künste und der Litteratur aus derselben Quelle und bei ihrer Richtung auf dasselbe Ziel, das in dem Fühlen und im Ausdruck des Schönen beruht, es leicht sich darthut, wie in dieser Gemeinschaft des Ursprungs und der Richtung eines das andere mächtig unterstützen muss, und wie besonders die Litteratur aus den Künsten eine bedeutende Mehrung des Lebens und der Wahrheit ziehen kann. Mir scheint, es müsse jeder Mensch diess einsehn. Nur dass die grosse Uebereinstimmung, die unter ihnen stattfindet, nicht vergessen mache, dass aus der Verschiedenheit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel nothwendig auch ein ganz verschiedenes Verhältniss ihrer Wirksamkeit hervorgeht, so wie Verschiedenheit der Wirkungen die sie erstreben; in allem Uebrigen sind Wissenschaft und Kunst zwei Strahlen gleich an Farbe und Licht, die von derselben Sonne ausgehend sich gern in ein und derselben Flamme entzünden und vermischen. Man sagt, dass Phidias und Michelangelo sich an Homer begeistert und an Dante — und ich glaube das; gewiss aber hätten, wenn der Lauf der Zeiten nicht dawider wäre, auch Homer und Dante ebenso an Phidias und Michelangelo sich begeistert.

Ich wiederhole jedoch: Hiermit darf ich mich nicht befassen. Die Studien, von denen ich habe reden wollen, sind einzig die, welche als Vorbereitungsmittel für die Jünglinge mir nothwendig schienen und für alle Lebens-

lagen ohne Unterschied erreichbar sind. Nachdem nunmehr, soviel an mir war, diese meine Absicht erfüllt ist, darf ich hierüber nicht zu anderen Betrachtungen mehr abschweifen, und habe nur noch vor Abschluss eines so gewichtigen Theiles unserer Aufgabe einige Worte hinzuzufügen, wie und nach welchem litterarischen Plan diese Studien zu entsprechendem Nutzen müssen betrieben werden. Auch hier genügen wenige Winke; aber erlassen darf ich mir solche nicht, weil darin eben der Jugend eines der gewöhnlichsten und gefahrvollsten Hindernisse sich entgegenstellt.

ELFTER ABSCHNITT.

Die Weisheit ist an sich schon eine herrliche Sache, und auch ihr Schein nur wird im höchsten Grade angestrebt, weil man sich dadurch Ruhm verspricht. Wenn nun die Jünglinge aus wahrhaft kräftigem Beruf in die litterarische Bahn eintreten und sie die Nothwendigkeit der Studien, wie es seyn soll, in tiefer Ueberzeugung empfinden, so ist nicht zu beschreiben, mit welch stürmischer Ungeduld sie sich auf diese Studien werfen, und mit welcher Begierde sie aus grossem Eifer berühmt zu werden sich anstrengen alle mit einem Male zu ergreifen, alle zu gleicher Zeit zu umfassen und zu vollenden. Und dieses ist bei der Gluth ihrer Jahre und der Kühnheit ihrer Einbildungs-

kraft ganz natürlich; aber wer gewahrt nicht bei ruhiger Beobachtung, dass dieses allzuweite Abschweifen des Geistes nur auf Kosten seiner wahren Wirksamkeit geschehen kann, und dass auch in der Litteratur, wie in allen anderen Dingen, wer allzuviel ergreifen will, nichts recht umfasst? Die Bilder, die in Menge rasch und leicht dem Geiste zuströmen, fliessen eben so auch leichtlich wieder ab ohne mehr als einen kurzen oberflächlichen Eindruck zu hinterlassen, und es geschieht gar bald, dass in ihrer hastigen Aufeinanderfolge die einen sich mit den anderen durchkreuzen und verwischen, so dass am Ende nichts zurückbleibt als eine Verwirrung unvollkommener und lockerer Züge, ein halbes Wissen, das weit schlimmer ist als Unkenntniss, weil es in seiner Vermessenheit dünkelhaft zum Irrthum führt. Weh insbesondere dem, der sich in übermässiges und ungeordnetes Lesen verliert! Ausserdem dass in diesem Wust verschiedenartiger Bände, in diesem Labyrinth von Gefühlen und Ideen der Gedanke sich gar leicht verwirrt und abschweift, kommt noch hinzu, dass die Süssigkeit dieser ruhigen Beschäftigung den Geist fast immer ungelehrig macht oder unfähig sich der Strenge ernsterer Studien und der Arbeit des Nachdenkens zu unterziehen. Das Schlimmste aber ist, dass diess nicht etwa nur, wie Baco es benannte, eine *schimmernde Faulenzerei* ist, sondern auch eine glänzende Täuschung, ein äusserst schwer zu entdeckender und zu überwindender Betrug, weil die Jünglinge,

während sie auf solche Art sich einlullen und schwächen, in dem weiten Raum beständigen Erlernens noch der Meinung leben nützlich sich abzumühn und sich zu kräftigen. Und hier auch muss man der Erfahrung trauen. Wenn die Ideen nicht klar und fortschreitend hervorgehn, wenn sie nicht ruhig sich im Geiste ordnen, wenn sie nicht in demselben reifend sich erkräftigen durch die Doppelprobe des Gefühls und des Nachdenkens, dann ist die Hoffnung eitel, dass sie tiefe Wurzeln schlagen und zu ihrer Zeit auch gute Früchte bringen. Auch in der Litteratur muss die Lehre befolgt werden, die der ältere Plinius den Feldarbeitern gab, *weniger zu säen, und sorglicher zu pflügen*, weil alle hastige und verworrene Weisheit eine falsche und gebrechliche ist.

Fliehen daher die Jünglinge, wie rasch sie immer können, jenen armseligen und unfruchtbaren Reichthum, der in unseren Tagen von Vielen so ängstlich gesucht wird, fliehen sie jenen Scheinruhm allgemeinen Wissens, dessen thörichter Bewunderer der Pöbel ist. Und weil jene so leichten Abschweifungen des Geistes eben so ergötzlich als verderblich sind, sehen sie sich bald vor und suchen noch am Anfang ihres Weges solche durch das Mittel zu vermeiden, welches von allen das mächtigste ist, die Stätigkeit, bei all ihren Studien sich ein sicheres entschiedenes Ziel vorzustecken und diess sich allzeit gegenwärtig zu erhalten. Ich spreche hier nicht von dem moralischen Ziele, welchem eine andere

Stelle aufbewahrt ist; hier spreche ich allein von einem litterarischen Ziel; und dieses flehe ich die Jünglinge an nach kaum geprüften eigenen Kräften und der gewonnenen Einsicht vorwaltenden Vermögens so rasch als nur immer möglich sich selbst vorzustecken. Und um so stärker bitte ich sie darum, weil nicht allein, wie schon gesagt, die Studien ohne ein solches Endziel locker und unsicher bleiben, sondern auch weil der Geist, wenn er später in einer grösseren Unternehmung sich versuchen will, wofern er nicht schon lange zuvor dazu die Gedanken gesammelt, in seinem Wirken jener Fülle der Mittel und Beihülfen entrathen seyn wird, welche einzig und allein gestattet auch die schwierigsten Gegenstände mit unumschränkter Herrschaft zu behandeln. Ich beuge mich mit Ehrfurcht vor denjenigen grossen Männern, deren umfassender und mächtiger Geist erlaubt mit gleichem Erfolg viele und verschiedene Felder des menschlichen Wissens zu durchlaufen, aber jene ausserordentlichen Fähigkeiten sollen und können nicht die allgemeine Regel seyn. Der alte Grundsatz der Schulen, dass die auf viele Dinge gerichtete Aufmerksamkeit bei jedem derselben sich vermindert, ist ein Grundsatz, welcher auch für die Litteratur gilt, und besonders für die Jünglinge; und auch um desswillen sollten sie alsbald sich eine grössere Arbeit zum Ziele setzen, worauf all ihre Studien sich lenken und all ihre Gedanken, damit in der Ungeduld ihres Lebensalters und dem Ungestüm der Ein-

bildungskraft ihre angeborne Stärke nicht in mannigfaltigen und unfruchtbaren Versuchen sich verzehre. Gewiss auch kann beim Betreten verschiedener Pfade in manchen seltenen Fällen auf einem derselben ein glückliches Ziel erreicht werden. Die jugendliche Phantasie gleicht Atalante'n. Auch beim Abschweifen vom Wege kann sie mit Glück die goldnen Früchte aufraffen welche ausserhalb ihrer Bahn verstreut sind; aber man darf sich nicht täuschen; wenn durch Zufall auch bisweilen die Goldfrüchte erreicht werden, so ist der Schaden immer noch hinlänglich gross, weil die Palme des Wettlaufs fast immer verloren geht. Unberechenbar dagegen ist der Nutzen, der daraus entspringt dass man zu jeder Zeit einen Zweck vor Augen habe. Der Jüngling, der nach seinem Beruf und seinen Kräften sich ein grosses Werk zur Lebensaufgabe gesetzt, hat einen Zielpunkt bei jedem Gedanken, drückt einen Stempel jeglicher Bestrebung auf, hat eine allzeit bereite Beschäftigung für jeden Ort und jeden Augenblick. Auch die ungleichartigsten Beobachtungen, auch die wechselndste Lektüre, wenn er auf solche angewiesen ist, vereinen sich auf diesen Punkt und erlangen eine Wichtigkeit und eine Anwendung, die sie ohnediess nicht haben würden. Man kann beinahe sagen, dass er, solcherweise Alles auf einen Punkt versammelnd was im Leben sich als förderlich für sein Vorhaben darbietet, einen Schatz erwirbt, der im Augenblick des Bedürfnisses gut angewendet auf das hundertfache seine Kraft vermehren kann.

Und in dieser Hinsicht will ich Etwas nicht verschweigen, das auf den ersten Blick unglaublich scheint, das aber wohl erwogen gewiss von jedem zugestanden wird der über sich selber nachzudenken sich gewöhnt hat. Wenn man sich eine Aufgabe gestellt, die anhaltendes und tiefes Nachdenken erfordert, und wir haben dieselbe einige Zeit unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so lassen wir sie in der Brust ruhen, und es wird allmählig eine seltsame Erscheinung sich an ihr ergeben. Wir werden kaum noch der Beschäftigung damit mehr gewahr, und jene Idee scheint fast aufgegeben; aber es kommt ein Gedanke und rüttelt sie auf; man liest etwas, man hört ein Gespräch, man untersucht einen Gegenstand, und jene Idee regt sich von Neuem. Die Gedanken kommen, ziehn vorüber, kehren zurück, und in dieser Bewegung hat unwillkührlich ein wunderbarer Vorgang in unserem Geiste sich ereignet. Jene Gedanken haben sich von selbst geordnet und Stärke gewonnen; der Stoff hat so zu sagen sich befruchtet; und schicken wir nun ernstlich uns zur Arbeit an, so verwundern wir uns selbst über die Leichtigkeit, mit der unser Unternehmen von Statten geht, über den Reichthum, der in der Stille unsrem geistigen Vermögen sich bereitet. Das nun, was in diesem besonderen Falle vorgeht, bewährt sich um so mehr, wenn anstatt einer kurzen und unfreiwilligen Vorbereitung all unsre Kräfte, alle Rathschläge unseres Lebens immer und mit folgerechter Bestimmung sich nach Einem Ziele

wenden. Und ich sage es mit aller Freimüthigkeit, weil ich fühle dass ich mich nicht täusche. Wenn der Jüngling wahrhaft auf diese Weise seine Studien geregelt und geleitet, so kann Alles, was zu seiner bedeutenderen Zurüstung gehört, als abgethan betrachtet werden. Die Zeit ist erfüllt, wo er die schöne Frucht so vieler Mühen erndten kann. Alles ist bereit; der Jüngling kann seinen Geist zu freien Schöpfungen wenden.

ZWÖLFTER ABSCHNITT.

Und somit wäre dieser wichtigste Theil meiner Betrachtung, soviel an mir ist, beendet. Es wurde der Beruf erkannt, den im Allgemeinen die Jünglinge zu der Litteratur haben; was im Besonderen muss betrachtet werden, wurde geprüft. Es sind die Nachtheile aufgedeckt, welche durch einen nahe liegenden Irrthum dabei hervorgehn können, und die traurigen Folgen nicht verschwiegen worden, die aus dem unmässigen Wunsche unzeitiger Oeffentlichkeit fast immer entstehen. Die Studien, die zu Abwendung dieser Gefahren und zur Sicherstellung eines besseren Erfolges nöthig sind, wurden aufgezählt und erörtert. Das Wesen, die Schwierigkeiten, die Ordnung, die Hülfsmittel dieser Studien wurden dargestellt. Die Art sie zu betreiben und ihren Nutzen zu erhöhen wurde aufgezeigt. Das ist es, was ich bis jetzt gewollt, und dieses würde ohne Zweifel

Viel seyn, wenn die Kräfte auch nur einigermaassen dem guten Willen entsprochen, weil nunmehr — ich wiederhole es — Alles vorbereitet ist, was zum Handeln noth thut. Sind wir aber auch auf diesem Wege bei einem allerdings bemerkenswerthen Zielpunkt angelangt, so ist damit unsre Aufgabe noch keineswegs vollendet. Der Stoff ist, wie ich sagte, zugerichtet; Alles, was zum Handeln nöthig, ist bereitet. Aber ein anderer grosser Schritt bleibt noch zu thun. Wir haben zu prüfen, wie und in welcher Richtung dieser Stoff zu verwenden ist. Wir haben von der Kunst zu sprechen.

DRITTER THEIL.

Von der Kunst.

ERSTER ABSCHNITT.

Wenn die Studien in der bisher angegebenen Art geleitet sind, so ist damit Vieles für die Kunst geschehen, weil nicht nur jene Fülle des Stoffes vorbereitet ist, die zum Wählen und zum Verbinden geeignet sie erst möglich macht, sondern überdiess auch durch die Art der Studien, und mehr noch durch Beispiel und Beobachtung eine praktische, fast instinktartige Kenntniss erlangt und das Bedürfniss anschaulich geworden ist von jener lebendigen und zugleich beruhigten Liebe, an welcher die Schöpfungen des Geistes reifen und sich vollenden müssen. Wenn wir jedoch mit dem bisher Gesagten in gewisser Weise die Kunst vorbereitet haben, so bleibt, auch beim Beschränken auf das Wesentlichste, immer noch Vieles zu besprechen, weil diess ein äusserst wichtiger Gegenstand ist, der von jeher den widerstrebendsten Kämpfen unterlegen; und wir können ihn nicht so leichthin abfertigen, zumal gerade jetzt, wo der Jüngling jenem schwierigen Zeitpunkt des Handelns nahet,

wo sich mehr als jemals seine hohe Bedeutung geltend macht.

Wenn der von Natur zum Schriftsteller bestimmte Jüngling, erstarkt durch Nachdenken und Studien, wie wir es angegeben, nunmehr sich anschickt durch eigene Leistungen die vollkommne Probe seines Könnens abzulegen, steht er wie vor einem grossen Treffen. Sein Geist erhebt sich, sein Herz entflammt sich, der Gegenstand seiner Gedanken blitzt ihm lebendig auf; aber Alles ist noch unbestimmt und ungeordnet. Er ist wirklich, wie die Bibel sagt, *voll von Worten, und um athmen zu können, thut ihm noth zu sprechen;* aber seiner Rede wird durch eben diese Fülle der Weg gehemmt. Vergebens erwiedern die auf seinen Ruf in grossen Schaaren zuströmenden Ideen ihm bereit und funkelnd wie die Sterne Hiobs: *Schau, da sind wir!* — All dieser Reichthum ist für ihn im ersten Augenblick nur eine verworrene und verknäuelte Masse, welche gegen ihn sich feindlich heranbewegt, bis sie ihr eigenes und ausgeprägtes Leben durch ihn empfangen. Die Elemente sind in Gährung gerathen, aber es bedarf etwas dem Schöpferworte Aehnliches, es bedarf Etwas, das Licht und Ordnung in diess geistige Bild des Chaos bringe. — Und dieses ist die Aufgabe der Kunst.

ZWEITER ABSCHNITT.

Die Kunst, mit Ablegung scholastischer Subtilitäten aufgefasst, scheint mir in ihrer Allgemeinheit nichts Anderes als *die Verwendung der Gesetze der Ordnung zu vollendeter Darstellung des Schönen und des Wahren;* und diess ist der Gesichtspunkt, unter welchem ich die Jünglinge ersuche sie mit mir betrachten zu wollen, weil darauf das Wesen meiner Darstellung beruht. Den natürlichen Folgen dieses Ausgangspunktes nachzugehen ist mein ganzer Zweck; nur in diesem Lichte angeschaut kann die Kunst vollständig in ihrer wirksamen Grösse dargestellt werden. — Und schon um dieser einzig-wahren Auffassungsweise willen thut sich gleich von Anfang kund, wie jener gefährliche Irrsinn der *Kunst um der Kunst willen,* den Viele, vielleicht verführt durch einige Worte des bereits alten Goethe, unseren Jünglingen beibringen wollen, ganz und gar davon auszuschliessen ist. *Die Kunst um der Kunst willen*, das ist die von ihnen angenommene Formel; und ich wünschte, dass die Jünglinge gleich anfangs deren augenscheinlichen Irrthum anerkennten, weil wenn diese Worte einen Sinn haben, wie denn die Folgen unglücklicherweise darthun, dieser Sinn ein ganz verkehrter und den Fortschritten der wahren Kunst durchaus feindlicher ist. Die Kunst, wie alle Kundigen sie stets in Uebereinstimmung erklärt, ist nichts Anderes als ein *Mittel*

der Darstellung; statt dessen wird durch diese neue Lehre die Kunst, anstatt *Mittel* zu bleiben, *Selbstzweck*; und die Folgen davon sind nothwendig in hohem Grade verderblich, weil niemals ungestraft das innerste Wesen der Dinge durch stolze Neuerungssucht sich ummodeln lässt. Aus dieser trüben Quelle sind zum grossen Theil die absichtlichen Verletzungen des Schönen und des Wahren hervorgegangen, die heutzutage sich so vielfach kundthun. Was liegt, so heisst es, an geschichtlicher Wahrheit und an sittlicher Schönheit? Es kommt darauf an mit aller Kraft eine Leidenschaft darzustellen, ein Gefühl in seiner Tiefe zu erregen; das ist der einzige Zweck, den man durch die Kunst zu erreichen hat. Man nehme einen Namen woher es beliebt, man wähle den Zeitpunkt der sich am besten schickt, man benutze und verwirre jedes Ding, wie es am meisten für die Wirksamkeit der Kunst sich eignet. Was liegt daran, ob Maria Tudor eine Königin von strengsten Sitten war? Es ist dramatischer sie in den Schmutz der Buhldirnen zu schleudern — so schleudre man sie denn hinein — Nur Muth! Die Kunst rechtfertigt Alles. — Und so wird diese Kunst, die man heranbeschwört, diese Kunst, die Reglerin des Schönen und des Wahren, kaum aus ihrer Sphäre herausgetreten zur Verführerin gemacht, und das Wahre abgelöst vom Schönen stellt sich nur allzu häufig unter einem Scheine dar, der es abstossend macht, und das Schöne geschieden von dem Wahren verliert jederzeit sein eigenthümliches keusches Licht,

um eine flüchtige Schminke buhlerischen Scheines anzunehmen. Man nehme hinzu, dass aus diesem Ursprung dann auch häufig jenes unselige Vorherrschen von Beiwerken hervorgeht, das überall ein so trauriges Zeichen des Verfalls ist, weil wenn die vornehmste Sorgfalt auf den Hauptinhalt gerichtet ist und die Kunst kein anderes Geschäft hat als ihn zu ordnen und zu leiten, es sich von selber offenbart, dass dieser Inhalt durch die Einheit des Vorhabens sich erkräftiget und obsiegt; wenn hingegen die Kunst von ihrem wahren Zweck abweichend auf Nichts achtet als auf sich selbst, wie sie an allen Theilen des Werks sich in gleichem Maasse versuchen kann, und eine grössere, obgleich falsche Leichtigkeit sich ihr darbietet, wo nicht der Fortgang der Begebenheiten noch die Stärke des Denkens und Fühlens vorherrscht, dann ist es sehr natürlich, dass das leichtere Beiwerk bald die Hauptidee erdrückt, welcher die Herrschaft hätte verbleiben sollen, und so löst der Haupteindruck, welcher vor allem Anderen zu erstreben ist, sich unbedachtsam auf und geht nicht selten ganz verloren. Daher zum Beispiel jener kümmerliche Fleiss, der in der Malerei auf Ausführung der Stoffe oder des Geschmeides verwendet wird, was in einem grossen Kritiker den Wunsch hervorrief, es möchte das vernachlässigte Fleisch doch auch von Sammet seyn; daher in der Litteratur jene fortwährenden Beschreibungen, die mit ihrem todten Schmuck das Leben der Handlung und des Gefühls erkälten, daher

jenes häufige Verweilen bei der emsigen und kleinlichen Zergliederung der Leidenschaften, anstatt dahin zu wirken, dass diese Leidenschaften sich kräftig bewegen und durch Handlungen sich selbst erklären. Und man sage nicht zur Vertheidigung der neuen Schule, dass ein so beklagenswerther Fehlgriff, weit entfernt einen Mangel unserer Zeiten nur zu bilden, so alt sey wie die Litteratur und Kunst; ich läugne nicht, dass der horazische Schmidt bei der Emilischen Rennbahn zu allen Zeiten seines Gleichen gehabt, aber was hilft das die missgestalte Lehre zu vertheidigen, gegen welche ich bemühet bin die Jugend zu bewahren? — Ein Andres ist es, ob ein Irrthum aus Unvermögen, ein Andres, ob er aus falschem Grundsatz herstamme. Auf jenen kommt wenig an, weil es immer Mittelmässige seyn werden, die unglückliche Versuche mit dem ihrer Kraft Versagten anstellen, und gering nur ist der Nachtheil, der aus ihren Verirrungen entsteht; aber gegen die in ein System gebrachte falsche Richtung muss man sich mit aller Macht bewaffnen, weil die Folgen davon auch auf die stärksten Geister Einfluss üben, und weil ihre Verirrung, wie bereits angedeutet, leicht zum gänzlichen Verfall der Kunst hinführen kann. Entfernen sich daher die Jünglinge nicht von der Grundansicht, welche vieljährige Uebereinstimmung der Weisen bestätigt hat. Das Ziel, nach welchem die Kunst strebt, kann und darf nicht die Kunst selber seyn, weil die Kunst sich selbst erzielen weder darf noch kann. Ihr

Ziel, ich wiederhole es, ist einzig und allein die bessere Darstellung des Schönen und des Wahren, und die Kunst kann nur ein Mittel seyn dasselbe zu erreichen durch Ausübung der Gesetze der Ordnung.

DRITTER ABSCHNITT.

Diese schwierige Darstellung zu ordnen und zu leiten, das ist die eigentliche Aufgabe der Kunst. Und wenn sie dazu sich gehörig wendet, ist ihr Thun nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig, und es liegt daran dass die Jünglinge, um sicheren und vollkommenen Erfolg zu haben, sich davon überzeugen. Wohl weiss ich, dass nicht Wenige in ihrem Dünkel wähnen, das Genie allein genüge zu jeder grossen Sache; allein dieser Hochmuth gerade ist das verderblichste Hinderniss, welches in unsern Tagen der Litteratur im Wege steht, weil man durch allzugrosses Zugeständniss das Genie der Mittel beraubt, die zu seinem Erstarken dienen, und zugleich jener gefährlichen Neigung der Jünglinge Nahrung gibt, lieber den leichten Regungen der Phantasie sich hinzugeben als in der Strenge des Nachdenkens sich abzumühn. Gewiss vermag auch das Genie an sich allein Viel; doch sollte vor Allem nicht gestattet seyn zu fragen, ob es denn auch wirklich das Genie sey, welches jene Hülfsmittel zurückweist und jene Freiheit fordert? Ich für mein Theil zweifle sehr

daran. Blickt man genau hin, so wird es für Ein Mal, wo das übermächtige Genie selbst nach dergleichen Excessen strebt, hundert Male die arbeitscheue Mittelmässigkeit seyn, die nach Abweisung der allzulästigen Studien auch die Kunst wie eine andre Last von sich zurückstösst. Und solche Fälle sind kaum der Beachtung werth. Diese Art von Mittelmässigkeit verdient sie gar nicht, denn allzuwahr nur hat jener Alte gesagt, vergebens sey jegliche Hülfe für den, welcher zugleich im Wahnsinn und im Sterben liegt. Wenn aber auch das echte Genie aus übler Berathung in solche Zügellosigkeiten sich verlieren wollte — und ich wiederhole es, dass diess ein seltener Fall — so müsste man auch dem echten Genie sagen, dass es sich täuscht. Es ist kein Zweifel, dass dieses Genie mitunter, wenn es seinem Ungestüm überlassen bereits kläglich untergegangen scheint, plötzlich gleich dem Strom der Arethusa kräftiger als je aus seinen blinden Verirrungen wieder auftaucht; gewiss aber wird darum, denk' ich, Niemand unbedachtsam in einen Schlund sich stürzen wollen, weil ein anderer durch glücklichen Zufall heil daraus hervorgekommen. William Shakspeare sagt sehr wahr, es führe das Glück bisweilen auch ein Fahrzeug in den Hafen, das von keinem Steuermann gelenkt wird; würde darum aber ein Vernünftiger sich einem solchen Schiffe anvertrauen? — Nein, das Genie, seiner eigenen Willkühr überlassen, reicht nicht aus. Es reichte nicht aus ohne die erforderlichen Studien, es reicht

nicht aus ohne die Kunst, welche die Studien verwendet. Ein Augenblick der Begeisterung mag auch ohne die Kunst wohl das Werk eines Augenblicks eingeben, ein Werk, das, durch einen Hauch entstanden, auch von einem Hauche wieder vergeht; aber wenn es sich von einer grösseren Arbeit handelt, wenn es nöthig wird, dass Ueberlegung werde was ursprünglicher Drang war, dann ist der Beistand der Kunst unerlässliches Bedürfniss. Und der Kunst bedarf besonders das Genie, damit es die Ueberzeugung gewinne richtig verfahren zu seyn, das einzige Mittel, wodurch das Vertrauen auf unsre Kräfte bestätigt und die Zukunft gesichert werden kann. *Aeschylos macht es gut,* sprach Sophokles, *allein er weiss es nicht.* Und man muss es wissen, damit die Ungewissheit uns nicht zaghaft mache auf dem guten Pfade, und der Zweifel irre zu gehen uns nicht selbst zum Irrthum führe.

Ist nun die Meinung offenbar falsch, welche die Kunst als dem Genie entbehrlich zurückweist, wieviel mehr muss es nicht jene andere seyn, die sie als das Genie erstickend verwerfen will! Und gleichwohl ist es nichts Seltenes vornehmlich unter den Jünglingen diese abgeschmackte Anklage zu hören. „Ihr sperrt den Adler hinter Eisengitter," sagen sie, „und verlangt dann, dass er fliege. Gestattet, dass er in vollkommener Freiheit die ganze Kraft seiner Flügel ausbreite, gestattet ihm die Unendlichkeit der Luft, und ihr sollt sehen." Schallende Worte — aber was sind sie, auf den Prüf-

stein der That gebracht? Allerdings dienen die ängstlichen Regelchen der Pedanten zu nichts Anderem als das Genie zu verkümmern, aber diese Erbärmlichkeiten, ärmlicher Trost der Ohnmächtigen, verdienen sie den Namen Kunst? Und kümmert das Genie sich etwa um solch elende Spinngewebe, die man vor seinen Schritten ausbreitet? Niemand kann mehr als ich diese armseligen Albernheiten verachten, weil Niemand wahrlich weniger als ich sie ihres angemaassten Namens werth erachtet. Weit entfernt *Kunst* zu seyn, sind sie vielmehr nichts Anderes als deren schlimmste Feinde, sie sind nichts als *Künstelei.* Die Kunst in ihrer Wahrheit ist etwas ganz Anderes, und die Pedanten ahnen nicht einmal ihr Daseyn. Sie schreiben tausend schwere Bände zur Erklärung von zwanzig Seiten des Aristoteles, und diese Seiten bleiben immer gleich dunkel, ja verdunkeln sich noch mehr. Da kommt Pietro Metastasio, und wenige seiner Andeutungen genügen um sie zu erhellen. Und so unter einem anderen Gesichtspunkt, während die Vorschriften jenes Griechen als unerträglich verschrieen und herabgewürdigt werden von einer eingebildeten Rotte, die sich über jede Regel erhaben dünkt, kommt Gotthold Lessing, der grosse Begründer der neueren deutschen Litteratur, und erklärt sie für unumstösslich wie die Sätze des Euklides. Man verwechsle nicht so ganz verschiedenartige Dinge. Die Regeln der Pedanten sind erlassen von der veränderlichen und vermessenen Willkühr einer keineswegs

berechtigten Macht. Die Kunst ist ewig, wie die Gesetze der Ordnung ewig sind, welche sie auf die Darstellung des Schönen und des Wahren anzuwenden hat. So lassen denn die Jünglinge in verdienter Vergessenheit jene kindischen Erfindungen der Rhetoren und Sophisten, und schätzen um so höher die Kunst, die in ihrer reinen Klarheit von jenen so himmelweit verschieden ist!

Diese Kunst, die ich anempfehle, anstatt das Genie zu unterdrücken, dient mehr als alles Andere es wirksam zu machen, weil anstatt, wie ihre Ankläger behaupten, eine Kette zu seyn die uns hemmt, sie nach dem Ausspruch Allighieri's vielmehr ein Zügel ist der uns leitet. Fern davon uns Hindernisse zu bereiten, die unsre Bahn beschwierigen und verlängern, stellt sie vielmehr längs dem Wege ihre Schutzwehr, damit der Lauf auch in seiner freiesten Bewegung sicher sey vor Abirrung. Wenn der Fluss voll und majestätisch zwischen seinen hohen und mächtigen Dämmen dahinströmt, wird ihm geholfen durch Einreissen jener Ufer, die zugleich ihn eindämmen und voller machen? Stürzet sie, und der grosse Fluss wird bald nicht mehr bestehen. Die Fluthen werden mit siegreicher Macht aus ihrem Bette brechen, aber was nützt das, wenn ihre Gewässer zerstörend sich ausbreiten, und bald darauf stockend faulen und versumpfen? Unbegreiflicher Irrsinn, wenn nicht allzuviele Beispiele ihn bestätigten! Es ist als wollte man annehmen, Achilles, das homerische Musterbild der Tapferkeit, sey in seiner Kraft geschmälert, weil Chiron

ihn im Waffenhandwerk unterwiesen. Lasse man doch ab von soviel Widersprüchen. Das Amt der Litteratur ist bei weitem eines der wichtigsten, denen der Mensch sich unterziehen kann, die Darstellung des Schönen und des Wahren gehört zu den schwierigsten Bethätigungen des menschlichen Geistes. So weise man denn auch nichts von dem zurück, was dieser Wichtigkeit entsprechen, was diese Schwierigkeit erleichtern kann. Die Studien hat man zugestanden, gestehe man denn auch die Kunst zu, die sie ordnet, die sie leitet.

Ordnen, haben wir gesagt, ist die erste Aufgabe der Kunst. Die Studien haben Fülle bereitet, aber in der Fülle ist Verwirrung. So muss denn angefangen werden alle Dinge in die Ordnung zu bringen welche ihnen zukommt, weil in allen Dingen ein grosser Theil der Wirkung von der angemessenen Stellung abhängt. Dieser Gedanke, zum Beispiel, der an seiner Stelle kräftig dasteht, würde anderswo vielleicht unbeachtet verloren gehn. Jenes Wort, welches dort hingeworfen vielleicht kaum bemerkt wird, würde mächtig in die Seele brechen, wenn später angebracht und mehr vorbereitet. Die Ordnung hat den Vorsitz gehabt bei den Schöpfungen Gottes. Sollte der Mensch sich erkühnen aus den seinigen sie zu verbannen? —

VIERTER ABSCHNITT.

Die Ordnung aber besteht nicht allein, wie es der Name anzudeuten scheint, in der angemessenen Stellung und der wohl beschickten Anwendung der Mittel. Wenn ich gesagt habe, dass die Kunst *ordnet* und *leitet*, so habe ich also gesprochen um der Klarheit willen, aber ich konnte die Kunst auch lediglich *Ordnerin* nennen, weil neben der Ordnung, welche eintheilt, auch noch eine andere besteht, die zügelt und lenkt; und gerade diese Ordnung, welche höher steht, ist es, deren Gesetze die Kunst vor allem Anderen anwenden muss.

Mässigung also ist erforderlich in den Ideen, Mässigung in den Worten; Dinge, dem Anschein nach geschieden, aber in ihrer Wesenheit eng verbunden, weil die Idee nicht wirklich besteht ohne das Wort, und weil das Wort nichts Anderes ist als die gesprochene Idee. Und wenn ich von Mässigung in den Ideen spreche, so glaube man nicht etwa, dass ich die Jünglinge verdammen will jene Schiffer nachzuahmen, die aus Furcht vor dem Sturme niemals wagen das Ufer zu verlassen. Sich immer am Boden hinschleppen um nur ja nicht zu fallen, ist unerträglicher Kleinmuth, und ich möchte nimmer zu der Feigheit solcher Rathschläge mich herablassen. Die Mässigung ist nicht Schwäche; im Gegentheil, die Mässigung ist Kraft, weil um sich mässig zu halten man jeder Uebertreibung widerstehen

muss, und um jeder Uebertreibung zu widerstehen muss man kräftig seyn. Wer sich in den Wettlauf begiebt, für den ist nicht um das Ziel zu überrennen eine grosse Kraft erforderlich, sondern um es zu erreichen und trotz dem hinausschweifenden Ungestüm sich knapp an dasselbe zu halten. Und zur Bewährung dieser Kraft ist keinesweges nöthig dass der Gedanke übertrieben werde. Die indischen Künstler meinen ihre Götter als überaus kräftig darzustellen wenn sie ihnen eine grosse Anzahl Arme zutheilen und sie in heftiger Bewegung aufführen; wer aber findet nicht weit grösseren Ausdruck von Kraft in der mächtigen Ruhe des farnesischen Herkules? So falsch ist es, dass Uebermaass und Uebertreibung zur Erhöhung der Kraft beitrage, dass im Gegentheil dadurch der Eindruck offenbarer Schwachheit hervorgebracht wird, weil man im Uebernehmen mehr will als man vermag, der Mensch aber um mit voller Rüstigkeit zu handeln sich innerhalb der Grenzen seines Könnens halten muss. Kephesias tadelte mit Recht seinen Schüler, weil dieser aus der Flöte einen stärkeren Ton hervorlocken wollte als ihr verliehen war. Der Vorzug, sagte er, besteht nicht in der Stärke des Tones, sondern in seiner Reinheit. Und dieser Rath gilt in allen Dingen auch für die Jünglinge. Sich mässigen zu können ist überaus nützliche Weisheit; denn zuviel thun ist eines mit schlecht thun, und wenn das Ziel erreicht ist, kann man nicht ohne grossen Nachtheil es überschreiten wollen. Eine einzige Linie über

das Grosse, über das Erhabene hinaus fällt man ins Uebertriebene, ja ins Lächerliche. Bedenken wir, dass unter den Griechen, diesen so zuverlässigen Lehrern des Schönen, keiner nach Phidias mit grösserer Erhabenheit Jupiters Stirn ausdrücken wollte. Und man fürchte nicht, dass durch diese Mässigung die Stärke minder anschaulich werde, welche Natur und Studium den grossen Schriftstellern verliehen; denn diese, um vollkommen erkannt zu werden, bedürfen nichts als ganz so zu erscheinen wie Natur und Studium sie gebildet. Der grosse Schriftsteller ist wie die Sonne. Es genügt, dass sie aufgehe und sich zeige, um zugleich die anderen zu erleuchten und ihren eignen Glanz zu offenbaren.

Und wie die Mässigung die Kraft nicht schwächt, so thut sie auch dem Gefühl keinen Eintrag. Das Gefühl ist die Seele jedes litterarischen Werkes, das Gefühl ist das Leben des Schönen und des Wahren, dessen Darstellung der Zielpunkt aller Kunst ist, und Nichts, was dem Gefühle schadet, kann der Kunst zuträglich seyn. Wie der Gedanke, der im Herzen keimt, an dem Verstande reifen muss, so muss, was im Verstande seinen Ursprung hat, sich am Herzen entzünden, und nur wenn dieses Doppelelement der Thätigkeit zusammenwirkt, vermag der Gedanke die ganze Macht zu erlangen, deren er fähig ist. Zur Bezeichnung einer so glücklichen Uebereinstimmung hat Cicero einen höchst passenden Ausdruck, den unser Manzoni nachgeahmt — die *Gedanken des Herzens;* und wenn es gestattet ist

die göttlichen Dinge mit den menschlichen zu vergleichen, so bietet auch das Evangelium ein tiefes Wort, das ebenfalls darauf anspielt, da wo der *Geist des Herzens* erwähnt wird. Man wähne daher ja nicht, dass durch Anrathen von Mässigung ich diese empfundenen Gedanken im *Geist des jugendlichen Herzens* ausrotten oder auch nur erkälten wolle; im Gegentheil, wenn die Jünglinge nicht von Natur schon dazu hinneigten, ich würde, soviel ich irgend vermag, sie ihnen anempfehlen, weil ohne das, was der römische Redner *Wärme der Liebe* genannt, nach seinem Ausspruch nichts Ausgezeichnetes weder in der Beredsamkeit noch im Leben erreicht werden kann. Wo man nichts erwartet als die strengen Forschungen des Verstandes, die freundlichen Aussprüche des Gefühles zu vernehmen, wo man nichts gesucht als einen Schriftsteller, einem Menschen zu begegnen, ist etwas zugleich so Liebes und so Kräftiges, dass weder von Litteratur noch von Kunst sprechen darf, wer nicht sogleich es lebhaft in der Seele empfindet. Aber wenn dieser Nutzen, ja diese Nothwendigkeit des Gefühls so offenbar ist, wer wird verkennen, dass weit entfernt dass daraus Uebertreibung in der Darstellung entstehe, vielmehr das Bedürfniss um so grösser wird, das Herz von einem noch umsichtigeren Gesetze bewachen zu lassen, damit seine freie Aeusserung auch unbefleckt und würdig sey? — Und auch hierbei muss ausgesprochen werden, dass die Mässigung Kraft ist. Es ist leicht sich der Gewalt der

Leidenschaften hinzugeben und sie mit der Zügellosigkeit gemeinen Ungestümes darzustellen, leichter noch sie in all ihren Wirkungen zu verfolgen und mit der emsigen Geduld der Metaphysiker aufzurollen, aber sehr schwer und mühsam ist es ihren überschäumenden Ausdruck zu beherrschen, und dennoch sie vollkräftig und thätig darzustellen. Der kühnste unter den deutschen Schriftstellern *Jean Paul* hat selbst es ausgesprochen: „Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen.“ Und der Grund davon ist offenbar. Wer kräftig fühlt, verliert sich nicht in Kleinigkeiten, ergiesst sich nicht in heftigen Gedanken, ermüdet sich nicht in maasslosen Verknüpfungen. Indem er in sich selbst den vollen Inbegriff der Leidenschaft trägt, die er ausdrücken will, hat er nicht nöthig sie zu übertreiben noch zu zerstücken. Er fasst sie ganz, er nimmt daraus jene gewaltigen Züge deren er bedarf, und geht weiter. Man betrachte nur in ihren Werken die Höchsten jeder Kunst und jeder Nazion, von Prometheus zu Laokoon, vom Schmerz des Priamus zu der Verzweiflung Ugolino's, und man wird immer auch im gesteigertesten Ausdruck der Kraft und des Gefühles eine erhabene Mässigung finden. Und dieses ist die höchste Macht, und die Griechen stellten, um sie zu erreichen, Jupiters Stirn heiter und befriedet dar, auch wenn er seine Blitze schleuderte. *Malt mich ruhig auf einem tobenden Rosse,* sprach zum Maler David ein Mann, der gewiss sich auf die Kraft verstand — Napoleon.

Und das von den Gedanken Angedeutete gilt auch vom *Styl*, welcher nichts Andres ist als die Darstellungsweise der Gedanken; und die Sorgfalt darf hierin nicht geringer seyn, indem auf den Styl, als die äussere Form des Gedankens, gemeiniglich das erste Urtheil fällt. Das gemässigte Wort vermag bisweilen die überschwängliche Idee zu retten, und wiederum kann das übertriebene Wort nicht selten die Idee verderben, die an sich selber richtig war. Um ein ganz gewöhnliches Beispiel zu berühren, es ist ausgemacht, dass die Poesie manchmal auch in die Prosa eingreifen darf, ja dass sie es bisweilen sogar muss; wer aber mag dulden, wenigstens in unserer Sprache, dass die Poesie sich auch auf die Wörter erstrecke, wodurch dann jener Abschaum poetischer Prosa zum Vorschein kommt? Wehe in solchem Fall, wenn nicht das Wort als Retter des Gedankens eintritt! Wehe, wenn nicht, jemehr sich der Gedanke durch die Art des Gegenstandes kühn zur Poesie erhebt, der Styl sich um so schärfer an die strengen Formen der Prosa hält!

Darum nun aber glaube man nicht, dass ich zufrieden mit dem starken Gedanken die Jünglinge zu einem matten, furchtsamen Styl verdammen wolle, zum Elend schleppender und schläfriger Worte. Auch ich weiss dass man, um einzuprägen, drücken muss, auch ich weiss dass es nicht genügt die Wahrheit anzukündigen, sondern von ihr zu überzeugen, und dass zum Ueberzeugen erfordert wird dass, wo der Gedanke

gewichtig ist, auch der Styl sich erhebe und mit gleicher Macht bewege. Sey denn, wo es noth thut, der Styl glänzend und gewaltig, aber sey er auch immer lauter — also der Rath jener liebevollen und starken Seele Augustins; und wer möchte ihn nicht annehmen? Es befeuere sich der Ausdruck, wie das Herz und der Geist sich befeuert; verdient darum aber Lob und Nachahmung jener bei Seneca erwähnte Arellius Toscus, welcher allen Worten, wofern sie nur glänzten, Einlass gab? Zu sehr getäuscht wären die Jünglinge, die sich vom gleissenden Schimmer dieses leichten Schaumgoldes verlocken liessen! Jenes unterbrochne Aufflackern dient nur dazu die Flecken um so offenbarer zu machen; es ist nichts Anderes als der Purpurlappen auf dem zerlumpten Kleide, welcher es nur um so schmählicher erscheinen lässt. — Und man bedenke, dass diese eitle Verbrämung der Worte mehrentheils nur ein Zeichen der Unmacht ist, etwas der Handlungsweise der alten Könige Syriens Vergleichbares, die nur aus Mangel der nützlichen Tanne ihre Schiffe aus kostbarem Zedernholz erbauten. Der Maler, welcher nicht im Stande ist Helena schön darzustellen, beeifert sich zum mindesten sie reich auszustatten, aber wer wird sagen, dass um jener prächtigen Zierrathe willen ihm dauerndes Lob gebühre? Gewiss soll man am angemessenen Orte nicht den Schmuck des Styls vermeiden, aber immer soll man die Auswüchse und die Künsteleien fliehen, weil in den Künsteleien niemals weder Schönheit ist

noch Wahrheit, die beiden Dinge, auf deren Darstellung einzig und allein die Kunst gerichtet ist.

Und wollte hier jemand fragen, wie denn dieser eben so nothwendige als schwierig zu erreichende Styl seyn müsse, so scheint mir, um Alles mit Einem Worte zu umfassen, die Antwort: er soll *angemessen* seyn; das heisst: so, dass er mit vollkommener Treue dem Gedanken und Gefühl entspreche, die er ausdrücken will. Manchmal kann der Styl sich empfehlen durch majestätische Fülle, ein andermal durch rasche Kürze, und in beiden Stylen können Kraft und Liebe walten, beide können wirksam seyn. Maximus Tyrius erwähnt, dass Achill und Ajax die beiden stärksten unter den Griechen waren, und macht zwischen ihnen keinen Unterschied darum dass jener mit einem goldenen, dieser mit einem ledernen Schild in den Kampf gezogen. Also der Styl. Nicht das Mehr oder Weniger von Schmuck erhöhet oder mindert seinen Werth, wofern er nur seinem Gegenstand entspricht. Der Weg ist verschieden wie das Ziel, aber gleich sind die Wirkungen, gleich der Erfolg. Wenn daher in dieser Uebereinstimmung alle Vorzüge der Rede begriffen sind, so ist natürlich, dass mir gerade um dieser Weite des Stoffes willen nicht mehr zukommt als dessen blosse Erwähnung, weil aus der Sache selbst hervorgeht, dass diese grosse Gabe nicht die Frucht kurzer Rathschläge seyn kann, die zu ertheilen mir gestattet ist, sondern einzig und allein das Endergebniss der vom Urtheil unterstützten

und vom Studium genährten Anlage. Anstatt mich daher länger bei einer so allgemeinen Lehre aufzuhalten, für welche entweder ein Wort genügt oder tausend nicht ausreichen, will ich vielmehr etwas verweilen, um dringend zwei besondere Eigenschaften der Rede zu empfehlen, die mir von den Jünglingen nicht gehörig beachtet scheinen: die Klarheit nehmlich und die Harmonie; die Klarheit, diesen ersten aller Vorzüge des Styls, ja seine Grundbedingung, ohne welche alle anderen Vorzüge nutzlos sind; die Harmonie, welche, obschon an sich selbst minder wichtig, nach dem schönen Ausspruch Pallavicino's *der einzige auch dem Sinne bemerkbare Vorzug der Beredsamkeit* ist, und eben darum so erspriesslich den menschlichen Fähigkeiten auch von dieser Seite sich zu nähern und sie zu beherrschen.

Die Klarheit, wie schon das Wort andeutet, ist ein Licht, ohne welches kein Aufgebot starker Worte wirksam ist, weil in den menschlichen Dingen das nur zu überzeugen vermag was vollkommen begriffen wird und weil, wenn der Verstand sich lange abmühen muss den Gedanken aufzuhellen, es unmöglich ist, dass das zu raschen Eindrücken bestimmte Herz sich bewegen könne. Man sage nicht, dass diese wichtige Gabe vielmehr auf dem Gedanken beruhe, und dass der klar Einsehende sich gemeiniglich auch klar ausdrücke. Es ist diess ohne Zweifel wahr, ist aber noch nicht Alles, weil es nur allzu häufig vorkommt, dass, wenngleich der Gedanke an sich selbst bestimmt und deutlich auftaucht, gleich-

wohl entweder der Ausdruck ihn in seiner angeborenen Deutlichkeit darzustellen nicht vermag, oder schlimmer noch man ihn zum Prunken mit abstruser Weisheit in ein anspruchsvolles Dunkel hüllen will — Verirrungen, die man mit aller Sorgfalt meiden muss. Von der absichtlichen Dunkelheit spreche ich nicht; sie ist nur elender Ausweg der Schwachen, die mit dieser Trübe Kraft erheucheln und mit diesen Umhüllungen ihrer winzigen Person Körper geben wollen; sie ist die Zuflucht des Orakels, welches seine Unwissenheit in den Faltenwurf des Wortes hüllte. Nicht von dieser Dunkelheit spreche ich, weil es kaum glaublich, dass zur Litteratur berufene Jünglinge in ihrer unbefangenen Freimüthigkeit davon angesteckt werden; wohl aber möchte ich ihnen auf das dringendste einschärfen, mit aller Macht jene andere nicht gesuchte Dunkelheit zu fliehen, welcher sie wegen der Unzulänglichkeit des Ausdrucks so leicht unterliegen.

Den Gedanken fertig und deutlich zu sehen, ist Sache der raschen und klaren Auffassung; ihn also darzustellen, ist grossentheils Ergebniss des Studiums, und vornehmlich eines tieferen auf den Styl verwendeten Studiums. Es geschieht aber leicht, dass die Jünglinge, bei denen gewöhnlich mehr die Phantasie vorherrscht als das Studium, häufig verhindert werden den Glanz des Gedankens durch die Schärfe des Ausdrucks wiederzugeben; und diess muss um so öfter sich ereignen, weil sie nicht selten das Nachdenken

durch das Gefühl ersetzen und es daher ganz natürlich ist, dass durch diese Verwechslung eine weitschweifige Unbestimmtheit des Ausdrucks entsteht, weil das Gefühl meist in sich selber etwas enthält, wovon es sich nicht genaue Rechenschaft ablegen kann und der Musik gleicht, in welcher auch die reinsten Akkorde immer etwas Ungewisses, Geheimnissvolles haben. — Dazu nehme man, dass die Jünglinge in ihrem grossen Eifer, alles sogleich auszudrücken was sie fühlen, gar häufig sich begnügen den Gedanken vielmehr mit nur annähernden Worten wiederzugeben als mit den bezeichnenden, ohne zu bedenken, dass Anderen gar leicht dunkel bleibt, was ihnen, den Eigenthümern des Gedankens, natürlich sehr deutlich ist. Und diese Erinnerung, dass der Ausdruck wesentlich für den Leser bestimmt ist, muss dem Schreibenden jederzeit hauptsächliches und fortwährendes Gesetz seyn, weil nach der treffenden Bemerkung Sperone Speroni's der Schreibende von dem Gedanken zu dem Wort fortschreitet, es ihm daher leicht ist seinen bereits bekannten Gedanken in dem zu dessen Ausdruck verwendeten Worte wiederzufinden, der Leser dagegen von dem Wort zu dem Gedanken aufsteigen muss, daher, wenn das Wort unbestimmt ist, nothwendig auch der Gedanke ihm sich ungewiss und verworren darstellen muss. Mitten unter soviel Ursachen der Dunkelheit ist es daher nöthig, dass die Jünglinge mit aller Anstrengung sich zwingen diesem grossen Nachtheil sich zu entziehen und sich die Klarheit zu

erwerben, die so wichtig, ja unerlässlich ist. Ein schlichter, angemessener, anschaulicher Styl muss daher ihr unablässiges Bestreben seyn, und niemals dürfen sie sich zufrieden geben, als bis vermöge des Ausdrucks der Gedanke nach dem schönen Bilde Dante's ihnen *ein Licht* geworden, *welches draussen erscheint wie es drinnen steht.* Diess zu erlangen, ist jeder gesuchte Schmuck, jeder Umschweif von Worten und jede Erkünstelung aufzugeben. Die Worte müssen lebendig abrollen wie Gedanke und Gefühl es verlangen, nicht symmetrisch sich aneinander reihen, wie es in den künstlichen Stellungen der Rhetoren vorgeschrieben wird. Nie dürfen die Jünglinge nachlassen in dem Bemühen, um jeden Preis auch den entferntesten Schatten von Dunkelheit abzuhalten; ich wiederhole: *um jeden Preis;* denn käme es wirklich zu der Wahl, entweder die anderen Vorzüge der Darstellung zu opfern oder die Klarheit einzubüssen, was dem richtig Denkenden niemals begegnen wird, so scheint mir die Wahl nicht im geringsten zweifelhaft —: die Klarheit muss obsiegen. Ich sage nicht mit Montaigne: „wo das Französische nicht ausreicht, hilf dir mit dem Gascognischen;" aber ich sage, wenn wirklich — was undenkbar ist — um Deutlichkeit zu erlangen aller Schmuck des Beiwerks, alle Anmuth des Ausdrucks, alle Feierlichkeit der Sentenzen zu opfern wäre, muss man sich auch dazu entschliessen und vor Allem in einer Weise sprechen dass diejenigen, an welche unsere Rede sich richtet, sie

sogleich verstehen. Der litterarische Freistaat muss mit einem noch ununterbrochneren und ausgedehnteren Licht erhellt seyn als Karls des Fünften Monarchie. Nie und an keinem Orte darf in ihr die Sonne untergehn.

Und wie die Klarheit, empfehle ich den Jünglingen in der Darstellung auch die Harmonie. Allerdings ist diese Eigenschaft, wie ich bereits bemerkte, nicht von gleicher Wichtigkeit; im Gegentheil, im Falle der Wahl müsste sie um jene aufgegeben werden; dennoch aber ist sie bei weitem erheblicher als manche glauben, und um so mehr muss ich den Jünglingen deren Erlangung einschärfen, weil selbst einige von denen, die unter uns mit Recht eines grösseren Rufes geniessen, sie beinah absichtlich zu meiden scheinen. In dieser Beziehung muss ich wirklich glauben, dass diese Feinde der Harmonie es nur geworden aus Widerwillen gegen die abgezirkelten Perioden und die akademischen Kadenzen, welche die Schulmeister so gerne predigen, und im Hass gegen dergleichen Armseligkeiten stimme ich ganz mit ihnen überein. Jene wirklich buhlerischen Rhythmen, jene abgeleierten Melodien sind so widerwärtig, dass bei der Wahl kein Missklang so hart wäre, den ich nicht vorzöge; was aber haben jene Winzigkeiten gemein mit der wahren Harmonie, die ich von den Jünglingen befolgt haben will? Was hat Albert Lollius gemein mit Pierfrancesco Giambullari? Die Harmonie geht nicht hervor aus Künstelei, sondern aus Natur

und Kunst; sie ist nichts Anderes als die Uebereinstimmung zwischen dem Klang der Rede und dem Inhalt des Gedankens; es ist eine Anordnung der Worte, in welcher das Wohlgefallen des Ohrs, dieser schwierigste Richter, den Werth des Ausdrucks unterstützen und mehren soll. Diess reicht hin um darzuthun, wie fern es meinem Plane liegt jenem rhetorischen Gleissen das Wort zu reden, indem nach meinen Grundsätzen vielmehr die wahre Harmonie nicht selten fordern kann, dass alle Weichheit der Klänge vermieden werde, damit der starke Gedanke beim Eintritt in das Wort nichts einbüsse von seiner angeborenen Kraft.

Und nun glaube man nicht, dass ich beim Anempfehlen dieser Uebereinstimmung zwischen dem Klang des Ausdrucks und dem Werth des Gedankens jene Spielereien nachahmenden Einklangs begünstigen wolle, die ängstlich jede Phrase überwachen, um den Klang jedes Worts entsprechend der Absicht jedes einzelnen Gedankens hervorzubringen. Mag mancher Akademiker vielleicht das Höchste der Kunst darin suchen, ich halte dafür, dass dieses abergläubische Bestehen auf den einzelnen Worten nur eine ärmliche Erfindung der Pedanten sey, und geradezu entgegen der guten und wahren Beredsamkeit. Allerdings kann es bisweilen unwillkührlich sich treffen, dass das mit dem Gedanken zugleich geborne Wort ihm auch im Klange ganz und gar verwandt sey; ist solches aber sehr wohl zuzugestehen wenn es unwillkührlich sich ergiebt, so wird

es fehlerhaft, ja schädlich, sobald es mit kleinlichem Fleisse ängstlich gesucht wird, weil in der Rede wie in der Musik nicht die theilweise Harmonie angestrebt werden muss, sondern die gesammte; und diese, anstatt gefördert zu werden durch dergleichen tastende Bemühungen und geringfügige Nachahmungen, wird fast immer dadurch stark beeinträchtigt. Diese Gesammtharmonie ist es, zu deren Erwerbung ich die Jünglinge aufs dringendste ermahne, und zwar nicht allein für den Vers, wo sie schon durch gemeinsame Uebereinkunft gefordert wird, sondern auch für die Prosa. Ja, eben weil in der Poesie diese Nothwendigkeit an sich schon allgemein anerkannt ist, empfehle ich sie noch dringender für die Prosa, wo Viele, wie ich bereits bemerkt, sie zu fliehen scheinen, Viele sie gar nicht kennen und beinah sich wundern, dass man ihnen von Takt und Maass auch in der Redeweise sprechen könne, die um ihrer Freiheit willen sich vorzugsweise den Namen der ungebundenen beilegt. Ich bin so weit davon entfernt, dass das Studium der Harmonie mir in der Prosa überflüssig erscheine, dass ich vielmehr der Ansicht bin, es sey darin eben so nöthig und noch bei weitem schwerer als im Verse, weil im Verse entweder der Gleichklang des Reims, oder die Stellung der Akzente, oder der Rhythmus mindestens die materielle Harmonie begünstigen, in der Prosa dagegen Alles einzig mit Hülfe des regelnden Ohrs gesucht werden muss, und das eben auch in diesem materiellen Theil, welcher

durch keine bestimmte Vorschrift irgendwie vorgezeichnet ist. Ich möchte daher fast behaupten, dass in dieser Hinsicht zwischen der Harmonie des Verses und der Prosa ein ähnlicher Unterschied bestehe wie er in der Musik obwaltet zwischen den Instrumenten in denen die verschiedenen Töne schon vorbereitet sind, und bei welchen es allein der Hand und dem Ohr des Künstlers überlassen ist sie herauszulocken. Die Richtigkeit dieser Töne ist eben so erforderlich was die einen und was die anderen betrifft, aber sie aufzufinden ist bei der zweiten Gattung weit schwieriger. — Wie gross aber auch diese Schwierigkeit sey, die Jünglinge müssen darin nur um so stärkeren Antrieb finden sie zu überwinden, denn sie zu überwinden ist unumgänglich, damit jene Wirkungen erreicht werden, auf welche alle Beredsamkeit ausgeht, zu überzeugen und zu bewegen. Quintilian hat uns hierüber einen Wink hinterlassen, den die Erfahrung jeden Tag bestätigt. *Nichts*, sagt er, *was das Ohr gleichsam im ersten Vorhofe beleidigt, kann die Kraft haben in das Gefühl einzudringen.* Und ich kümmere mich bei dieser Anführung Quintilians nicht um die Neuerer, die bei jeder Nennung eines alten Meisters mitleidsvoll lächeln, als ob die Weisheit gestern erst mit ihnen geboren sey. Ich nenne dreist den Quintilian, weil, wenn auch manche seiner Vorschriften nach dem Verfall der Zeiten schmeckt, in denen er lebte, er selbst nicht Rhetor war, sondern wahrhaft Redner, und weil bei ihm die

lautersten Gesetze des Ausdrucks sich finden, weil von ihm jenes edle Wort ausgeht, für welches der Franzose Vauvenargues so sehr gelobt worden: *Es ist das Herz und die Kraft des Geistes, was die Beredsamkeit erzeugt.*

Man wende mir nicht ein, dass ich dem Styl allzuviel Wichtigkeit beilege. Muss nicht die Wichtigkeit geschätzt werden nach den Wirkungen? Und giebt es etwas Wirksameres unter den menschlichen Mitteln, als ein glänzendes und harmonisches Wort? Findet sich auf Erden eine Macht, die mehr im Stande wäre den Geist und das Herz zu beherrschen? Wenn dieses aber unbestreitbar ist, wenn die Erfahrung aller Zeiten darthut, dass ohne Styl kein litterarisches Werk zu dauerndem Daseyn bestimmt ist, wie kann jemals verkannt werden, was durch Thatsachen bezeugt wird? Und wie sollten die Jünglinge, davon überzeugt, nicht Alles aufbieten ihren Styl mit all den Eigenschaften auszurüsten, die ihn so gewichtig machen können? Wohl weiss ich, dass Manche, kecke Läugner dessen was sie nicht besitzen, es wagen all diese auf den Styl verwendete Sorgfalt anzuklagen als Merkmal einer kleinlichen Seele und als Kennzeichen der Gedankenmattigkeit; wie aber kann ein so gefährlicher Irrthum bei den Jünglingen Eingang finden, wenn dagegen der stärkere und zugleich augenscheinlichste aller Beweise sich erhebt, dass nehmlich zu allen Zeiten in der Litteratur die Vorzüge des Gedankens und des Ausdrucks gleichen Schritts vorwärts gegangen, und dass diejenigen stets am sichersten

die letzteren besessen, die den grösseren Reichthum der ersteren gehabt? Und wie kann man die hohe Wichtigkeit des Styls verkennen, wenn es den Nazionen verhängt scheint, dass seine Verschlechterung allzeit der schlimme Verkünder sey vom Untergange auch der geistigen Macht? Ich mag allerdings nicht mit Demetrius Phalereus behaupten, *dass unser Leben sey wie unsere Rede;* auch mag ich nicht das noch gewagtere Urtheil Büffons annehmen, *dass der Styl der Mensch sey.* Noch will ich die Sache so sehr auf die Spitze treiben, um mich Seneca's Versicherung anzuschliessen, *es stehe fest, wo man den verderbten Ausdruck beifällig aufgenommen, da seyen auch die Sitten von der rechten Bahn gewichen.* Mögen aber auch diese Ansichten übertrieben seyn, gewiss ist der Zusammenhang des Denkens und Fühlens mit dem Worte so gross, dass ich nicht weiss wie man ihn trennen soll; und blicke ich auf die Zeiten, in welchen Seneca sprach, und auf den Styl, der damals Beifall fand, so scheint es mir, dass die Jünglinge gar ernstlich in sich gehn und reiflich nachdenken sollten über diese beständige und verhängnissvolle Uebereinstimmung des verdorbenen Styls und der gesunkenen Sitten.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Noch ist der Zeitpunkt nicht gekommen, wo mir gestattet seyn wird die wichtigen Fragen zu berühren,

die auf den moralischen Zweck der Litteratur sich beziehen. Die Kunst, wie ich sie betrachte, ist freilich eng verbunden mit einer gewissen Reihe von Gedanken, die in gleicher Weise von den ewigen Gesetzen der Ordnung herstammen; darum aber soll nicht gesagt seyn, dass auch sie in das Gebiet der Kunst können eingeführt werden, und ich muss hier vielmehr mit einem Wink und bei ihren hervorragendsten Punkten eine andere verwandtere Materie berühren, welcher die Kunst sich zuzuwenden hat; aber es ist vielleicht die, über welche die Parteien am entschiedensten in entgegengesetzte Aeusserungen sich verloren; ich meine den Werth, welcher den alten Schriftstellern als nachahmungswürdigen Beispielen und den Lehren der Alten als zu befolgenden Regeln beizulegen ist. Ist irgend ein Gegenstand, über welchen die Kämpfenden blindlings gestritten, so war es dieser, und es kann für die Jünglinge ein Wort nicht unnütz seyn, welches Licht in diese Finsterniss zu bringen sucht; und darum entschliesse ich mich dazu, denn ich bin der Ansicht, dass nur aus der Unangemessenheit der Ausdrücke in Behandlung dieser Streitfrage die hitzigen und unwürdigen Kämpfe entstanden sind, welche so sehr die friedlichen Regionen der Kunst getrübt haben.

Der Mensch ist seinem Wesen nach zur Freiheit geschaffen; er ist frei, damit er tugendhaft seyn könne. Aber die menschliche Gebrechlichkeit gestattet nicht, dass diese köstliche Fähigkeit stets innerhalb der hei-

ligen Grenzen der Vernunft sich halte. Die wahre Freiheit ist die grösste Feindin der Zügellosigkeit, aber die Freiheit, die sich in unsrer Natur findet, schlüpft nur allzuleicht zu dieser so gefährlichen Ungebundenheit hinüber; weil sie die innerste und hartnäckigste unsrer Leidenschaften stachelt, der Stolz, jenes mächtige Gefühl, welches die Schuld des ersten Menschen war und auch des letzten seyn wird. *Ich will nicht dienen!* ist der starke Ruf, den der Prophet aus der menschlichen Seele aufsteigen hörte, und dieser Ruf, der eben so das Laster wie die Tugend begleitet, liegt so tief in uns, dass er nimmer kann unterdrückt werden. Daher nun kommt es, eben so in anderen Dingen, die ich nicht berühren darf, dass auch in der Litteratur der Geist von Zeit zu Zeit sich heftig auflehnt und, als wolle er Zeugniss geben von seiner vollgültigen Herrschaft, sich anschickt Alles was da vorhergegangen zu zerstören, und jede bestehende Macht umstürzt, und jede Regel zerbricht, die ihm von den Jahrhunderten überliefert worden, und behauptet eine neue Aera zu beginnen, in welcher alle Dinge sollen umgestaltet, erneuert werden. Eine Krisis solcher Art ist eben die, welche für die Litteratur in unsrer Zeit sich eingestellt, in welcher, während Einige mit zur Erde gebeugtem Antlitz jede alte Erinnerung anbeteten und sich ängstlich bemühten den Fuss ja nirgend hinzustellen als in bereits vorgezeigte Spuren, Andre, gleichsam zum Hohn, sich aufthaten jede Ueberlieferung abzuläugnen, sogar den

Ruhm selbst, der aus dem Alterthum zu uns herüberkomme. Aber wie jene Ersteren irrten, so geriethen die Anderen in den entgegengesetzten nicht minder unheilvollen Irrthum, und jetzo gilt es Acht zu haben dass man nicht, um ein Uebermaass zu vermeiden, unglücklicherweise in ein anderes verfalle. Und dahin möchten soviel als möglich meine Worte wirken.

Die knechtische Nachahmung ist eine unerträgliche Armseligkeit, und es giebt Nichts, das mehr als sie allem Fortschritt entgegen wäre. *Wer nachtritt, wird niemals vorangehn*, sagte Michelangelo mit einem von jenen Aussprüchen, die entschieden sind wie die Schläge seines Hammers. Und diese feige Nachahmung kann nicht einmal Nachahmung genannt werden; sie ist nichts anders als ein elendes Plagiat, von allen Diebstählen der schmählichste. Wie kann man je sich einbilden die Alten nachzuahmen, wenn man in so verschiedenem Schritte sich bewegt? Sie, so kräftig in der freien Bewegung des Gedankens und des Ausdrucks, ihre kleinmüthigen Nachtreter so schlaff und immer sich verlierend in den breiten Furchen, in welchen sie sich abmühen langsam sich dahin zu schleppen! Weit entfernt, dass diess Nachahmung sey, ist es noch nicht einmal die so verächtliche Nacherzeugung, auf die man einzig und allein doch hinzielt; es ist ein Nachahmen wie das der Architekten Konstantins, die in der Absicht einen griechischen Tempel zu errichten nichts Andres zu thun wussten als Stein auf Stein die alten Trümmer

zu legen, und dabei sogar noch die Säulen köpflings stellten. Auch kann keine Lebensfrucht daraus hervorgehn, dass man der Gegenwart den Rücken zukehrt, um immerfort in den Menschen und den Zeiten der Vergangenheit sich zu spiegeln. Man erzählt, dass bei der Belagerung von Paris durch Heinrich die Zehn der Hungersnoth des Volkes steuern wollten, indem sie die Knochen der Todten zu Brod vermahlten; allein das Volk, das sich davon zu nähren glaubte, ass sich daran den Tod. So stosse man denn muthig diese Schmach von sich, aus welcher nimmermehr etwas Gutes hervorgegangen noch jemals hervorgehen wird. Der älteste italische Weise hat uns eine Vorschrift hinterlassen, welche das Alterthum eine goldene nannte: *Bete nicht das Echo an.* Diese Vorschrift hat auch für uns Gültigkeit, und man höre auf mit ehrenwerthen Namen die schmachvolle Demüthigung bedecken zu wollen, nicht anders denken zu können als mit den Gedanken Anderer, nicht anders athmen zu können als mit dem Odem Anderer. Ist aber darum die entgegengesetzte Uebertreibung minder tadelnswerth? Giebt es in der Litteratur keinen Mittelweg zwischen der Sklaverei und der Anarchie? Es ist gewiss eine beklagenswerthe Thorheit, immer zwischen den Gräbern zu verweilen um thatlos über jenen Steinmauern zu liegen; soll darum aber verwehrt seyn sie mit religiöser Hingebung zu besuchen um sich zu begeistern? Wir können jenen Ephoren tadeln, der mit Nägeln die Zither

Terpanders anheftete, weil dieser ihr eine Saite hinzugefügt hatte; und wir zeihen nicht minderer Schuld jenen andern, welcher mit dem Beil die beiden von Timotheos hinzugefügten Saiten zerhieb; wird aber darum der Rath desjenigen besser seyn, der lieber die ganze Zither zerbrechen will, von welcher einst so wunderbare Akkorde ausgingen? Wir wiederholen es: überall derselbe Wahnsinn. Man soll sich keine Regel machen aus der Regellosigkeit, man soll nicht die alten Vorschriften einzig darum zurückweisen, weil sie alt sind, sondern man muss untersuchen, ob sie heute noch genügen, und nur dann, wenn dieses nicht der Fall ist, sie erweitern wie die Zeiten es erfordern. Der Geist muss verfahren wie Herkules in der römischen Tragödie: „Wenn die Strasse vorhanden ist, sie einschlagen, wenn sie nicht ist, sie bahnen.“ Worauf es ankommt, ist nicht anders zu handeln, sondern mehr und besser zu machen; und dabei selbst muss man sich sorgfältig hüten nicht in die Verderbniss zu verfallen, die entsteht aus dem übermässigen Wunsch das Bessere jenseits dem Besten zu suchen; denn als Lopez di Vega voll Neid über unseres Torquato Jerusalem, sich dasselbe zu überbieten anschickte, vermochte er — solch eine glänzende Phantasie, und Christ, und Spanier — dennoch nichts Anderes zu finden als ein ungestaltes durch Saladin erobertes Jerusalem. Fügen wir immerhin, wenn es frommt, eine Saite zu der alten Leier, aber ehren wir diese wunderbare Lyra, und erinnern

wir auch beim Hinzufügen einer Saite uns immer jenes Griechen, der durch allzu reichliches Ausschmücken seiner Zither mit Gold und Edelsteinen nichts erreichte als all ihre Töne zu verderben. Die Künstler verachten ist leicht, sich gegen das Ansehn so vieler Jahrhunderte auflehnen ist eine Verwegenheit, nicht schwierig zu erlangen, aber unter denen, die auf solche Art das Alterthum verachten, wie Viele sind denn, die es kennen? Und auf wie Viele lässt sich nicht anwenden, was seiner Zeit schon Seneca in seinen Untersuchungen von Porcius Latro sagte, welcher *die Griechen verachtete, und sie nicht kannte.* Boileau hat hierüber ein starkes Wort gesprochen, und ich bitte die Jünglinge darüber reiflich nachzudenken. *Die Alten,* sagt er, *waren neu, und es ist noch nicht ausgemacht, dass die Neueren alt zu werden bestimmt sind.* Ehren wir deshalb die Glorien des Alterthums, auf dass die, welche unsere Zeit Alterthum nennen werden, auch die unseren in Ehren halten.

Und auf diese Weise, dächte ich, legt sich meine Ansicht über diesen Gegenstand so klar an den Tag, dass sie unmöglich mehr kann missverstanden werden, und Niemand wird mich hoffentlich ausschliesslicher Grundsätze beschuldigen, da ja im Gegentheil all mein Bemühen einzig darauf gerichtet ist die entgegengesetzten Meinungen in freundlichen Einklang zu bringen. Man muss, sage ich, beide einander entgegenstehende Uebertreibungen fliehen, man muss, füge ich hinzu, den

Lehren der vergangenen Jahrhunderte Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber man darf auch die Unterweisung nicht verschmähen, welche die neueren geleitet, weil die Gegenwart, in der wir leben, nicht allein die Vergangenheit ist welche zu Ende geht, sondern auch die Zukunft die beginnt. Die Zeiten, die Sitten sind verändert, die Grundlage aller Gesittung, die Religion ist umgewandelt. Ein grosser Umschlag muss daher auch in der Litteratur eintreten, die ja aus jenen Elementen Stoff und Anregung empfängt. Wehe dem, der stillstehn wollte, während die Welt sich bewegt! Er würde in Wirklichkeit nicht zurückgewichen seyn, und gleichwohl, durch das Vorwärtsschreiten der Anderen jämmerlich zurückgedrängt, sich bald verloren sehn unter dem letzten Haufen.

Und hierauf vornehmlich muss ich bestehen mit aller Kraft die mir innewohnt. Ich weiss nicht, bis zu welchem Punkt, auch selbst zu seiner Zeit, jener Ausspruch Platons wahr ist, dass sich die Tonarten in der Musik nicht ändern können ohne eine grosse Veränderung auch in der bürgerlichen Ordnung; gewiss aber würde es, nachdem die Jahrhunderte, die Sitten, die Meinungen sich umgewandelt, nachdem so viele religiöse und politische Ergebnisse den Zustand der Völker so wesentlich umgeformt, Thorheit seyn zu glauben, dass die Litteratur allein dem allgemeinen Zustand entfremdet bleiben könne. Die Litteratur ist nicht nur so ein kaltes Denkmal von Stein, eine Pyra-

mide zu nichts Anderem bestimmt als den Tod zu umschliessen, unveränderlich, während Alles rings umher sich ändert. Die Litteratur ist etwas Lebendes, Leben Empfindendes, Leben Bringendes, sich an das Leben Richtendes. So muss man denn auch zugestehen, dass sie lebe und gemeinsam mit dem Leben der Nazionen vorwärts schreite. Bossuet sagte, dass er seine Fackel angezündet an der Sonne Homers; entzünden auch wir sie immerhin an jener grossen Flamme der alten Vorbilder, dann aber brenne sie in unsrem eignen Feuer und nähre sich an der Luft die uns umgiebt. Allighieri hält sich bis zu einem gewissen Zeichen an Virgil; aber angelangt an diesem Zeichen, entweicht ihm der Führer. Virgil genügt ihm nun nicht mehr, und er ist Beatricen überwiesen, die seine Begeisterung ist und seine Liebe. So auch sey es mit uns! *Machen wir alte Verse zu neuen Gedanken*, sprach der unglückselige Andreas Chenier. Derselbe Rath gilt für die ganze Litteratur. Die Grössten unter den Alten hielten sich an ihre Zeit und zu ihrem Lande. Timolaos von Milet schon empfahl in seinem Jahrhundert die Begebenheiten des eignen Zeitalters zu besingen, und auch Horaz belobte den, welcher unternommen hatte die heimischen Thaten zu verherrlichen. Warum also wollen wir in Nacheiferung der Alten nicht auch unserem Lande und unseren Zeiten angehören? Und besonders dürfen wir niemals vergessen, dass wenn es uns gefällt vorzugsweise heimische Zustände zu behandeln, es von

noch grösserem Belang ist dass, wenn auf sie nicht einmal die entfernten Eindrücke aus Griechenland und Rom Einfluss üben sollen, noch weniger fremdartige Gedanken es dürfen. Albrecht Dürer pflegte zu sagen: *Man verlangt, dass ich italienisch male; ich aber will nicht italienisch, ich will deutsch malen.* Diess Beispiel sey uns nicht verloren. Jedes Volk lebt sein eignes Leben; es kann und soll sich bereichern durch die litterarischen Schätze Anderer; sein Wesen aufgeben kann und soll es nicht ungestraft. Es wird erzählt, dass es Mithridat trotz aller Anstrengung niemals gelungen dem Lorbeer und der Myrte Fortgang zu verschaffen an dem kimmerischen Bosporus, obgleich diess die fruchtbarste Gegend seines Reiches war. Und nichts ist natürlicher. Nicht jede Pflanze ist für jedes Erdreich passend, nicht jede Litteratur geeignet für jede Nazion. Und wo ist das Volk, mit welchem wir willig tauschen möchten, wir Mitbürger Dante's, Ariosto's und Torquato's, wir Abkömmlinge Virgils, und vielleicht Homers? Blicken wir auf unser Volk, um ihm wahrhaft nützen zu können. Das Vaterland ist eine heilige Sache, es verläugnen, auch nur in der Litteratur, ist Verrath; das Vaterland vor allem Anderen! Wir sind und sollen Italiener bleiben.

SECHSTER ABSCHNITT.

Und mit diesen Worten will ich beschliessen, was von der Kunst zu sagen mir aus dem Gesichtspunkte

nöthig schien, unter welchem ich sie mir vorgestellt. Die Kunst ist ein wichtiger Gegenstand, und da man durch sie *die beste Darstellung des Schönen und des Wahren* erlangen will, so ist es klar dass, um sie in ihrem ganzen Umfang zu behandeln, nöthig wäre noch zu sprechen von den Mitteln, die am geeignetesten sind diese bessere Darstellung zu erreichen, vornehmlich zu sprechen von der behutsamen und hingebenden Feile, die man Werken des Geistes muss angedeihen lassen, und von der Mannigfaltigkeit, die unter der Einheit sich ausbreiten soll, und von der Einheit, die in der Mannigfaltigkeit beobachtet werden muss, und von dem *Schönen*, das nicht ausserhalb dem *Wahren* darf gesucht werden, und von dem *Wahren*, das sich von dem *Schönen* nicht trennen darf. Aber mit diesen Dingen, die allein eine lange Abhandlung erfordern, weitläufiger mich zu beschäftigen als ich bereits beiläufig gethan, kann man nicht verlangen. Diese und viele andere Punkte, die nur berührt wurden, gehören der Kunst im Allgemeinen an, und nicht von dieser, einer allzu grossen Aufgabe für meine Kräfte, habe ich zu sprechen unternommen. Meine mehrmals ausgesprochene Absicht war, nur dasjenige anzudeuten was insbesondere den Jünglingen nützen kann, und diese meine Absicht scheint mir jetzt, soviel an mir, hinlänglich erfüllt. Mehr darüber werden die Meister lehren. Gebe Gott, dass sie nicht zuviel darüber lehren!

VIERTER THEIL.

Die Sittlichkeit in der Litteratur.

ERSTER ABSCHNITT.

Indem auf solche Weise die Ansprüche der Kunst gesichert sind, haben die Jünglinge auf diesem schon so langen Wege nur noch einen Schritt vorwärts zu thun; aber dieser Schritt, eben weil der letzte, ist unter allen der wichtigste, denn er muss entscheiden ob sie das Ziel erreichen werden, ohne welches jede Mühe des Wettlaufes verloren ist. Die Kunst, vornehmlich betrachtet als Reglerin der Geister, ist eine überaus grosse Hülfe, eine äusserst wirksame und wohlthätige Macht; aber wie es Etwas giebt, das sich selbst über den Geist erhebt, die Tugend, so ist auch Etwas, das höher steht als die Kunst — die sittliche Würde der Litteratur — ein Thema von höchster Wichtigkeit, das ich kaum wagen würde zu berühren, wenn nicht die starke Liebe, die mich an die Jugend fesselt, und der innige Drang mich unterstützte, welcher jeden Sohn Italiens erfüllen muss, dass der Ruhm des grossen italischen Namens in unbeflecktem Glanze fortbestehe.

Der Geist befähigt den Menschen zum Schaffen, die Studien befruchten diese natürliche Stärke, die Kunst regelt ihre Ausübung und mehrt sie; aber was sind Geist und Studien und Kunst, wenn der Wille, der mit überlegener Gewalt diese starken Werkzeuge beherrscht, nicht von dem Verlangen des Guten belebt ist? Was wird aus diesen schönen Waffen der Tugend, wenn das Laster sich ihrer zu seinen schlechten Zwecken bemächtigt? Giebt es doch in der ganzen Weltgeschichte nichts Schmerzlicheres als das nur allzu häufige Schauspiel eines talentreichen Menschen, der seine hohen Gaben missbraucht. Gott hatte ihn ausgestattet mit erhabener Vernunft, die zu allem Edelsten der Menschheit sich erheben konnte, und er verwendet sie nur um sich in das zu stürzen was das Niedrigste in ihr ist; Gott hatte ihm eine Seele gegeben die eine willig befolgte Lehrerin des Wohlwollens und der Tugend werden konnte, und er hat sie zur Schürerin des Hasses und zur Meisterin der Verderbniss gemacht; Gott hatte ihn der Theilnahme an dem heiligen Feuer gewürdigt, und er hat, vorgedrungen in den Vorhof und zum Altare, sich dessen nur bedient um den Tempel zu verbrennen!

Und es ist wirklich ein nicht genug zu beklagender Jammer, dass die Litteratur, bestimmt zu Besserung und Tröstung der Menschen, so oft missbraucht wird sie schlechter und elender zu machen. Wenden wir aber den Gedanken zurück zu den Schranken von welchen

wir ausgegangen, so können die bis jetzt durchlaufenen Dinge uns leicht erklären, wie ein so grosser Nachtheil für die Jünglinge fast unvermeidlich ist, wenn nicht alle Sorgfalt aufgeboten wird ihre schwierige Bahn zu lenken, wie wir denn bereits gesehen, dass bei Erforderniss eines mächtigen, von lebhafter Einbildungskraft entflammten Geistes die Gefahr gar nahe liegt, dass bei den Verführungen dieses Lebensalters dieselbe Kraft, wenn nicht klug gezügelt, über alle Grenzen hinausschweift. Hierzu wurden die Studien nöthig befunden, hierzu die augenscheinliche Nothwendigkeit der Kunst aufgezeigt; allein diess ist noch wenig, weil ein solches Unternehmen nicht vollendet werden kann, wenn die jugendliche Bildung nicht mit gleichem Erfolg im Wissen und in der Tugend vorschreitet, wenn die Jünglinge beim Hinwenden zu dem Baum der Erkenntniss, der sie auch tödten könnte, nicht zugleich dem Baume des Lebens sich annähern, der einzig und allein sie retten kann.

Es versteht sich, dass nicht in meinem Plane liegen kann hier die vielen Regeln aufzuzeigen die zu diesem hohen Zweck erforderlich sind, weil dazu nicht weniger nöthig wäre als das ganze weitläufige Thema der Erziehung zu behandeln, von welchem kaum ein Theil, und auch dieser nur unvollkommen von mir angedeutet ist; da ich aber einmal zu diesem äussersten Ziel meines Weges gelangt bin, darf ich doch nicht jene Andeutungen verschweigen, welche die Sittlichkeit der

Litteratur in ihren Erscheinungen betreffend sich enger an meinen Gegenstand anschliessen. Den Erziehern liegt die kostbare Pflicht ob, die Seele der Jünglinge zu bilden und sie durch die heiligen Beispiele und die Vorschriften der Tugend vorzubereiten zu dem schweren Kampfe der Welt; aber auch mir sey ein Wort gestattet, das in dieser besonderen Abtheilung der Litteratur sie auffordere die Schwierigkeiten zu betrachten, die in dieser Beziehung nur allzu leicht ihr Vorschreiten gefährden. Sie haben den eigenen Beruf erkannt und verfolgt, ihr bereits erstarkter Geist wurde noch mehr befestigt durch die Studien und die Kunst. Da aber die Ausübung ohne die Kunst eben so vermessen ist als die Kunst ohne die Ausübung unfruchtbar, so ist der Augenblick gekommen, dass ihr Können sich durch Thaten bekunde, der Augenblick, dass die Kraft ihres Verstandes in seiner Anwendung sich offenbare. Aber welcher Art müssen die Gegenstände dieser Anwendung seyn? Und aus welchem Gesichtspunkt müssen die Jünglinge dieselben wählen und behandeln, um von ihrer Kraft Beweise abzulegen? Das ist die Hauptsache, und gerade bei der Wahl der Gegenstände fängt durch die Verirrung einer neuen Schule eines der Haupthindernisse an für die Sittlichkeit in der Litteratur.

ZWEITER ABSCHNITT.

Was ist denn eigentlich jene schmachvolle Litteratur, die ganz befleckt mit Ehebruch und Blut über die Berge niedersteigt um die schönen Gegenden Italiens zu besudeln? Was sind jene scheusslichen Stoffe, die wir zum Hohn der Menschheit jeden Tag sich mehren sehn, auch unter uns aufgenommen, gelobt, nachgeahmt? Vorzüglich Dramen und Romane, denen keine Grenze der Ruchlosigkeit und Ausschweifung gesteckt ist? Jede Wahrheit der Empfindungen gefälscht, jede Möglichkeit der Ereignisse zerstört, das Laster triumphirend, die Leidenschaften unbesiegbar, die Schuld entweder reizend oder nothwendig, die Tugend entweder niedergetreten oder nicht geglaubt, und immer eine höhnende, unsittliche, rohe Uebertreibung, die Herz und Geist abstumpft gegen jedes edlere Bild, gegen jedes echte Gefühl, gegen jeden Gedanken, welcher Vertrauen und Liebe fordert!

Und was für eine Entschuldigung, ja Vertheidigung bringt man für solche Schändlichkeit vor? Eine Vertheidigung, fast sträflicher noch als die Schuld. „Die Litteratur," heisst es, „soll der Abdruck der Gesellschaft seyn. Sind also die Gegenstände schlecht, klagt die Gesellschaft an, nicht den Spiegel, der sie wiedergiebt. Der Spiegel giebt das wieder, was vor ihn gestellt ist." Derlei wagt man zu antworten; kann aber eine Antwort

unter jedem Gesichtspunkt widersinniger, ja schmählicher seyn? Verhüte Gott, dass jemals eine Gesellschaft bestehe, wie sie dargestellt wird in jenen Freveln, welche Frankreich gleich einem Schlammstrom über die Alpen wälzt! Eine Gesellschaft, deren Ausdruck *die Geschichte der Dreizehn, Lelia, die Mysterien von Paris, der Thurm von Nesle*, würde schlimmer seyn als die Verbrecherstadt, welche zum Rinnsaal jeder Unthat Philipp stiften wollte, bei weitem schlimmer als eine Räuberhöhle. Eine solche Gesellschaft würde in kurzer Zeit sich selbst vernichten. Aber wenn auch solch eine abscheuliche Gemeinschaft, die sicher nirgendwo besteht, durch eine Unmöglichkeit sich bilden würde, was folgt daraus? Würde davon die schauderhafte Folge seyn, dass die Litteratur zu der Schmach ihrer Darstellung verdammt wäre? Was mich betrifft, so gestehe ich nicht zu begreifen, wie eine so thörichte und zugleich so verkehrte Ansicht jemals auch nur einen Augenblick in menschlichem Urtheil habe Wurzel gefasst.

Willig zugestanden, dass die Litteratur in ihrem natürlichen Gange der Ausdruck der Gesellschaft sey aus welcher sie hervorgegangen, was hat solches mit der wichtigen Frage zu thun, die uns jetzt beschäftigt? Ein Anderes ist, dass die Litteratur der Ausdruck der Gesellschaft *sey*, ein Anderes, dass sie es seyn *müsse*. Indem man sagt, die Litteratur sey der Ausdruck der Gesellschaft, spricht man eine Thatsache aus, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge einzutreten pflegt;

kann man aber aus dieser Thatsache folgern, dass demnach die Litteratur den Zustand der Gesellschaft *stets* ausdrücken *müsse*, zu welchem Ziel auch immer diese hingerathen sey? Das ist der Fehlgriff, aus welchem aller Irrthum hervorgeht: eine Thatsache, die man in ein Recht verwandeln will. Gewiss, wenn die Litteratur von den Menschen stammt, ist die Folge, dass sie im Allgemeinen werde wie die Menschen sind von denen sie ausgeht; aber erscheint nun ein höherer Geist, muss er diesem gemeinen Gesetz sich unterziehen auch wenn er einsieht, dass ihm gehorchen ein Entsagen seiner ehrenhaften Sendung ist? Weh, wenn dieser arge Grundsatz jemals Geltung gewänne! Es würde das ein Verdammungsurtheil der einmal gefallenen Gesellschaft seyn sich niemals wieder zu erheben, weil sie, verderbt, die Litteratur verderben würde, und diese in ihrer Verdorbenheit wiederum wechselsweise immer mehr beitragen würde die Verderbniss jener zu befördern. Weit entfernt also, dass ein so schädlicher Grundsatz anzunehmen sey, muss im Falle einer ruchlosen Gesellschaft gerade der entgegengesetzte aufrecht gehalten werden. Ist die bürgerliche Gemeinschaft nach dem Gesetz der Tugend geordnet, dann mag allerdings die Litteratur sich bemühen sie getreulich darzustellen, damit die Darstellung dieses schönen Bildes als Beispiel zur Nachahmung für die Zukunft dastehe; ist aber die Gesellschaft zerrüttet, so muss die Litteratur eben darum sich dagegen erheben und

durch Erfüllung ihrer ersten Pflicht, die Menschen zu belehren und zu bessern, sich mit aller Kraft bemühen sie durch Darstellung würdigerer Gegenstände zum rechten Pfade zurückzuführen. Ich sage sogar, dass diess der Zeitpunkt ist, in welchem die Wichtigkeit der Litteratur grösser als jemals erscheint, weil der Litterat durch die Gewalt der Zeiten an den furchtbaren Scheideweg gestellt ist, der Priester oder der Henker der bedrängten Menschheit zu seyn. Als Frankreich gegen Ende des verwichenen Jahrhunderts die Saturnalien der geschändeten Freiheit feierte, hatte seine Litteratur sich gerade in zwei entgegensetzte Lager getheilt, das eine zahlreich, stürmisch, verfolgend, welches den Orgien der Zügellosigkeit Beifall klatschte, das andere spärlich, schwach, verfolgt, das auf jede Gefahr sich bemühte die heilige Sache Gottes und der Menschen zu vertheidigen; und nun sage man, auf welcher Seite die wahrhafte Litteratur war? Man sage mir, wer von beiden der wahre Litterat gewesen, würdig dieses erhabenen Namens, Johann Chenier, der durch Erregen aller Leidenschaften die Volkswuth zum Gemetzel antrieb, oder sein unglücklicher Bruder Andreas, der die Altäre des Erbarmens umfassend Schonung für die Unterdrückten anrief, und auf dem Blutgerüste starb, weil er solche angerufen? Wer war grösser, Volney, der mit Bekämpfung aller Religion, mit Ertödtung jeder Hoffnung auf den *Ruinen der Reiche* nur sann, um eine Ruine mehr hinzuzufügen, oder Chateaubriand, der in

jener unermesslichen Verwüstung die zerstreuten Reliquien des alten Glaubens sammelte und das Kreuz wieder erhöhend es in neuem Strahlenglanze zeigte als Freund der Geister und als ewiges Symbol der Gesittung?

Gewiss ist es hart in einer Zeit zu leben, in welcher das Laster triumphirt, gewiss ist es leicht, dass ein Schriftsteller, vornehmlich in der Unerfahrenheit der Jugend, sich fortreissen lasse in den trüben Strom des herrschenden Brauchs, aber eben deshalb ist es eben so nothwendig als edel sich von einem so schmachvollen Einfluss loszumachen und, anstatt dem Jahrhundert zu gehorchen, ihm vielmehr Trotz und Widerstand zu bieten. Es giebt keinen Mittelweg; entweder man muss in dem Litteraten diese heilige Pflicht anerkennen und zugeben, dass die schlechte Gesellschaft in ihrer Erniedrigung nicht in der Litteratur darf geschildert werden, oder man muss die schimpfliche Ansicht verkünden, dass wenn die Gesellschaft zuchtlos, gottlos, bluttriefend ist, auch die Litteratur mit ihr sich in dieselbe Heillosigkeit und in dasselbe Blut eintauchen müsse, verkündigen, dass beide, Litteratur und Gesellschaft mitsammen auf das Hochgericht steigen müssen, um dort die Heiligkeit des Mordes anzupreisen und sich zu weiden an den letzten Zuckungen der Sterbenden, muss verkünden, dass, wenn eine Buhlerin an Gottes statt auf die Altäre gestellt ist, beide, die Gesellschaft und die Litteratur, sich miteinander niederwerfen müssen zu ihrer Anbetung.

Gewiss wird Niemand diese gräulichen Folgerungen annehmen wollen, aber warum wagt man einen Grundsatz zu verfechten, aus welchem sie nothwendig hervorgehn? Was ist das für eine Vertheidigung, die zur Rechtfertigung der grässlichen Stoffe, welche den neueren Schriftstellern so vertraut geworden, nicht nur eine nirgend vorhandene verderbte Gesellschaft erfindet, sondern ausserdem sich auf eine so heillose Lehre stützt, die, bestände selbst eine dergleichen Gesellschaft, in ihren Folgen müsste verabscheut und verworfen werden? Nein, es giebt keine ausreichende Entschuldigung zur Rettung jener abscheulichen Stoffe, und umsonst behauptet Victor Hugo, dass *im Garten der Poesie keine verbotene Frucht sich finde.* Zu unbesonnen, zu unwürdig eines so hoch Begabten war diess Wort. Ja, auch im Garten der Poesie, auch im Garten der Litteratur, von welchem die Poesie einen so grossen Theil ausmacht, giebt es verbotene Frucht; überall, wo der Baum der Erkenntniss, ist auch die verbotene Frucht.

Und diese Grenze aufzufinden bedarf es nicht langen Suchens, weil das Gewissen, wenn man nur beim Schweigen inneren Aufruhrs sich befragt, von selbst und unzweideutig sie Allen offenbart. Verpönt ist jeder Inhalt, der durch Uebertreibung der Macht der Leidenschaften sie zu unterstützen anreizt durch Verzweifeln an ihrer Bekämpfung; verpönt ist jeder Inhalt, in welchem die Grässlichkeit des Lasters beschönigt werden soll durch die weichen Lockungen des Vergnügens oder

durch das Gepränge einer kräftigen, scheinbar grossherzigen Kühnheit; verpönt mit Einem Wort ist jeder Gegenstand, in welchem die Gesetze der Ordnung zerrüttet, die Würde des Menschen niedergetreten, in welchem der Friede des Herzens als möglich dargestellt wird ohne die Tugend, die Tugend abgetrennt von der Religion.

Und warum sollten die Jünglinge bei solch elenden Stoffen sich aufhalten, während der Mensch und die Natur ihnen eine so edle und unerschöpfliche Quelle herrlicher Begeisterung darbieten? Der Mensch in seiner reichen Geschichte so vieler Jahrhunderte, in der staunenswerthen Mannigfaltigkeit seiner Werke, in der unendlichen Verschiedenheit seiner Gefühle; die Natur in der Fülle ihrer Erzeugnisse, in den Wundern ihrer Erscheinungen, in der Blüthe ihrer Pracht. Welche Armseligkeit! Der Verbündete, der Vertheidiger, ja, der Lohndiener des Lasters zu werden, während es so schön ist in das Feld zu ziehen für die Tugend, die verkannte zu verkündigen, die unterdrückte zu unterstützen, die verfolgte zu verfechten!

Auch weiss ich wohl, dass die Anhänger dieser verwerflichen Stoffe beim Zerreissen jedes Zügels sich auf die Freiheit des menschlichen Geistes zu berufen pflegen, schreiend, dass sie durch solche Ketten schimpflich in Fesseln geschlagen werde. Wer aber wird auf diese eben so hochmüthige als unselige Behauptung achten? Die Macht das Böse zu verüben ist nicht Frei-

heit, sondern der Knechtschaften schlimmste. Wird man behaupten wollen, Gott sey nicht frei, weil er das Böse nicht vollbringen kann? Es ist etwas ganz Anderes um die Freiheit des menschlichen Geistes, die man vertheidigen und üben soll, und wehe dem, welcher sie ausserhalb des Kreises zu finden wähnt, den der Finger des Ewigen um die Handlungen und um die Fähigkeiten der Menschen gezogen! Wollen die Jünglinge frei seyn, wahrhaft frei in ihren geistigen Schöpfungen? Weit entfernt, dass der Pfad der Zügellosigkeit zu diesem Ziele führe, ist es vielmehr nur durch Gehorsam gegen die heiligen Gesetze der Tugend möglich dahin zu gelangen. Das Herz bewahren vor der Tyrannei der Leidenschaften, die Einsicht von Vorurtheilen läutern, die Verlockungen der Eigenliebe zurückstossen, ins Angesicht jeder Meinung, jedes Geschicks die unwandelbare Sprache der Wahrheit reden, ohne Verachtung, ohne Schmeichelei, ohne Furcht, das ist die wahre Freiheit, das die heilige, die schwere Freiheit, welche rühmlich ist zu üben im Leben wie in der Litteratur. Aber was für eine Freiheit des Geistes ist die, welche sich zu offenbaren glaubt durch Aufstellung eines Räubers, der sich betrinkt in Meerwasser und Blut, eines ehebrecherischen Bastards, der ein tugendhaftes Weib zur Schuld zwingt und dann sie tödtet um sie unschuldig erscheinen zu lassen, eines Sohnes, der mit einem Stein das wiederauflebende und weinende Auge an dem Leichnam seines Vaters herausquetscht?

Das sind Schändlichkeiten, Gräuel, und nicht Offenbarungen der Freiheit; zu solch abscheulichen Phantasien niedersteigen ist nicht Zeichen geistiger Freiheit, sondern sicherer Beweis eines Geistes, der unter sich selbst hinabgesunken. Es ist die Freiheit fieberischen Wahnsinns, die nur aus dem Unterliegen der Vernunft hervorgeht.

Und man komme nicht mit der Behauptung, wie nur allzu oft geschieht, das aus einer heftigen Krisis hervorgegangene Jahrhundert bedürfe dieser harten Stösse, weil ein Zeitalter, das solch ungeheure Dinge gesehn, nicht Sinn mehr habe für die gewöhnlichen Ereignisse und die gewohnten Armseligkeiten, und dass man daher nicht hoffen könne ohne die übermächtige Erregung durch dergleichen Gegenstände irgend Anklang im Volke zu gewinnen. Mit dieser Vertheidigung geht man nur von einem Irrthum zu einem anderen über. Allerdings sind die Zeiten in Drang und Sturm vorübergezogen, und in der Schule des Unglücks ist das menschliche Gemüth, erschüttert durch die Umwälzungen des Geschicks, ernster und herber geworden; allerdings wären jetzt jene leeren Redensarten unerträglich, jene süsstönenden Tändeleien, mit denen häufig die Geduld unsrer Altvordern sich begnügte; aber was soll diess, jene schauderhaften Gegenstände zu entschuldigen? Wenn die Poesie um der eingetretenen Veränderungen willen nicht mehr *die heitere Wissenschaft* seyn kann, muss sie darum die Lehrerin der Verzweiflung werden?

Wenn sie nicht mehr, wie Pindar sie benannte, *der Garten der Grazien* ist, thut es noth sie umzuwandeln in den Hain der Eumeniden?

Und das ist wirklich geschehen durch die neuen Verderber aus Frankreich, und das möchten ihre Nachtreter auch unter uns versuchen, und eben weil das jugendliche Gemüth in seinem Adel solcher Schmach widerstrebt, wird jene gefährliche Lockung versucht, die überreden will, dass nur durch solche Gräuel ein glänzender Ruf erlangt werde. „Was wollt ihr thun?“ ruft man den Jünglingen zu mit einer von Mitleid untermischten Verachtung; „wollt ihr einer abgethanen Litteratur angehören, deren letzte Klänge sich ungehört verlieren? Der Schriftsteller muss vor allen Dingen volksthümlich seyn. Erhebt euch also, zerbrecht diese ängstlichen Fesseln, welche die Zeit verwirft. Gebt dem Jahrhundert das, was das Jahrhundert fordert. Ohne diess giebt es keine Volksthümlichkeit, keinen Ruhm.“

Und durch solche Worte lassen die Jünglinge, deren erster Gedanke der Ruhm ist, nur allzuleicht sich unvorsichtig täuschen. Aber was wollen jene Neuerer sagen mit dieser ihrer Volksthümlichkeit, die sie so laut anpreisen? Was ist die Volksthümlichkeit, die sie meinen, und was muss sie wirklich seyn, damit es sich der Mühe lohne sie zu erstreben? Untersuchen wir das, weil es wichtig ist.

DRITTER ABSCHNITT.

Ohne Zweifel giebt es eine Volksthümlichkeit, die mit aller Anstrengung gesucht zu werden verdient; aber diese kann ihren Ursprung nur haben in der nützlichen Belehrung oder dem anständigen Vergnügen, welches dem Volke geboten wird. Das Volk begrüsst mit Wärme und mit lauter Gunst die Geister, die durch ein klares eindringliches Wort es zur Theilnahme an den lebendigen Freuden der Phantasie einladen; aber dass dieser Beifall des Volks begehrenswerth sey, bedarf es der Zustimmung der Gebildeten. Als Cooper in einer elenden Landschenke Thompsons *Jahreszeiten* ganz zerrissen von vielem Lesen fand, rief er aus: „Das ist der wahre Ruhm!" Und der Dichter hatte Recht, weil dasselbe Buch, welches jenen Pöbel ergötzte, zugleich die Liebe des erlesensten Theils der Nazion war; aber wären es zum Beispiel die Dichtungen des lächerlichen Cibber gewesen, konnte er alsdann mit gleichem Recht die unwissende Vorliebe jener Landleute als Zeugniss wahren Ruhms annehmen? Die Gunst des Volks, bestätigt durch die der Gebildeten, das ist die wahrhaft werthvolle und begehrenswürdige Volksthümlichkeit. Nach dieser mögen die Jünglinge streben, wenn ihr Muth ihnen solche verbürgt; doch hüten sie sich wohl deren Erwerbung für leicht zu halten, weil, im Gegentheil, wie diese Volksthümlichkeit der höchste Gipfel

des Ruhmes ist, so auch ihre Erlangung das äusserste Ziel der Mühen. Das ist die Volksthümlichkeit Dante's zu seiner Zeit, als selbst die Maulthiertreiber an der Landstrasse sein heiliges Gedicht absangen; es ist die Volksthümlichkeit Torquato's, dessen schwermüthige und theure Klänge noch von dem Gondolier in der nächtigen Stille unserer Lagunen wiederholt werden.

Aber das ist nicht die Volksthümlichkeit, die man mit der Uebertreibung jener Neuerungen erlangt, nicht die auf solche Weise behandelten Stoffe sind es, welche diese so schwierige Allgemeinheit des Ruhmes erwerben. Die Volksthümlichkeit, die auf so sträfliche Art gesucht wird, ist die, welche hervorgeht aus der Vermischung mit den Leidenschaften des Volkes, der Schmeichelei gegen seine Fehler, dem Beifallklatschen zu seinen Verirrungen, und diese Volksthümlichkeit ist allerdings leicht zu erlangen, leicht wie die Uebereinstimmung der Mitschuldigen, wie das Wohlwollen der Geschmeichelten. Aber weh den Jünglingen, wenn sie jemals das Unglück hätten solche zu verdienen! Weh ihnen, wenn sie getäuscht nur Einmal die Lippe an diese Schale der Circe setzen, im Wahn es sey die Schale der Unsterblichkeit! Kein grösserer Schaden kann ihnen widerfahren, weil auch nur ein kleiner Tropfen genügt sie zu berauschen, und dieser Rausch ist giftig, und es giebt kaum ein Beispiel, dass jemand wieder davon zurückgekommen sey. Der Schall des Lobes ist der Gesang der Sirene. Wer ihm lauscht

ohne die Belehrungen der Weisheit, findet darin sein Verderben, und der Jüngling, der in seinen Lebenserfahrungen noch nicht gelernt was das gemeine Lob ist, wird nur allzu leicht dadurch bethört. Verlockt durch jene Töne geräth er, ohne es nur zu bemerken, in die täuschende Fährte, und ohne es nur zu bemerken findet er sich Schritt vor Schritt binnen kurzem auf gänzlich irriger Bahn. Vergebens thut der Philosoph ihm dar, wie schmählich es sey, fortgeschleift zu werden anstatt zu gehen und plötzlich vom Strudel hingerafft sich selbst verwundert fragen zu müssen: „Wie aber bin ich bis hieher gerathen?“ Die Welle der Volksgunst reisst ihn fort, und ähnlich dem Abbadona der Messiade ist er schon vermischt mit den Verirrten, wenn er kaum noch wahrgenommen, dass er seinen Fuss ausserhalb des ersten sicheren Steges gesetzt. Der Unglückliche! Er glaubte sich mit Freiheit zu bewegen, und jener Römer, der in Verständniss und Liebe des Ruhms von keinem jemals übertroffen wurde, ruft ihm zu, dass er eben durch seine Begier nach Lob die Freiheit verscherzt, die allen Edelherzigen so theuer seyn soll.

Diese Volksthümlichkeit also, weit entfernt sie aufzusuchen, muss man im Gegentheil mit aller Macht muthig fliehen als schlimmste Feindin jedes höheren Fühlens; ich sage *muthig*, weil allerdings auf den ersten Anblick ein starker Wille dazu gehört den lärmenden Beifallssturm zurückzuweisen, welcher uns

umschallt. Gewiss aber wird den Jünglingen dieser Muth nicht fehlen, wenn sie bedenken, wie sehr derselbe ihnen noth thut, und wie es eben das Tosen jenes Beifallssturmes ist, vor welchem sie mehr als vor allem Anderen auf der Hut seyn müssen, weil nur selten das gerechte und dem Verdienst gezollte Lob so tobend sich vernehmen lässt. Der Schriftsteller, der seinem Zeitalter voranschreitet, der, welcher es verbessert, ist nicht volksthümlich, wird es kaum jemals seyn. Das Volk, so leicht empfänglich für die ungeheuersten Ausschweifungen der Phantasie, kann schwer nur an eine ruhige Betrachtung sich hingeben, die zum Verständniss des Schönen erfordert wird. Allzu ernster Beispiele zu geschweigen, das römische Volk verliess mitten in der Aufführung die Hecyra des Terenz, um blindlings den Seiltänzern nachzulaufen; das französische liess Molière's Misanthropen in Stich, um den Possen Scaramuccia's zuzueilen. Ohne nur unsere Zeiten zu erwähnen, erinnern wir uns, dass zu Theben Pindar keine Statue hatte, wohl aber Kleon der Musikant.

Ja, ich muss noch weiter gehen. Nicht allein zu meiden ist diese lärmende Art der Volksthümlichkeit; der Litterat, der nach Würde und Gewissen sein erhabnes Amt verwalten will, hat öfters auch mit dem entgegengesetzten Erfolg sich zu begnügen und mit unerschrocknem Antlitz die wilden Ungerechtigkeiten des Volks herauszufordern, ihnen zu trotzen, und zur Belohnung seiner mühevollen Anstrengungen Hass, Verfolgung,

oder, was noch schlimmer, Vergessenheit und Verachtung hinzunehmen. Die Menschen, sagt Ariston, lieben nicht die Winde, welche sie entblössen; und vornehmlich in verdorbenen Zeiten, wo ein falscher Geschmack die Geister verwirrt, ist nichts häufiger, als in Tadel umgewandelt zu sehen was Gegenstand des Lobes seyn müsste. Wie ein verkehrtes Erzeugniss dann gerade um desswillen gelobt wird was makelhaft an ihm ist, so wird das vollendete zurückgestossen eben um desswillen was seine Vollkommenheit ausmacht. Auf dem rechten Wege gehn, gilt im Stillen als Vorwurf bei jedem, der sich auf die falsche Strasse begeben, und weil bei Obsiegen des Beispiels vom wahrhaft Schönen für die Verirrten jede Hoffnung öffentlicher Gunst verloren seyn würde, so erheben sie zum Abwenden solch einer Gefahr sich in der Stärke der Zahl und der Frechheit gegen das Aergerniss dass einer sich von ihnen zu trennen wagt, und Neider und Schurken sagen zu sich selbst: „Unterdrücken wir ihn weislich!“ und greifen ihn an mit Hohn und Schmähungen, und der edle Geist, umgeben von so vielen Feinden, wird überflügelt, verachtet, verdammt; er allein ist schuldig, eben weil er allein unschuldig ist.

Obgleich nun ein solcher Zustand auf den ersten Anblick hart erscheinen mag, dürfen die Jünglinge nicht allzusehr sich kümmern weder über den Verlust jener Gunst, noch dass sie diesen Kampf sich zugezogen. Was ist denn überhaupt der Tadel und das Lob, auf

solche Weise ertheilt? Der Tadel wie das Lob haben nur soviel Werth als die Stimme welche sie spendet. Man frage sich, ob jene Aussprüche, günstig oder ungünstig, die uns so empfindlich berühren wenn durch den Druck veröffentlicht, uns eben so bewegen würden, wenn von jenem fürchterlichen Richter uns ins Ohr geflüstert? Und wenn nicht, was liegt daran dass jener Ungerechte seine Urtheile, anstatt sie mit leiser Stimme uns zuzuraunen, mit schallender Oeffentlichkeit verkündet? Und wenn nicht einer, sondern tausend und aber tausend wären, die über Gebühr uns erheben oder niederwerfen, was ist der Unterschied der durch ihre Menge entstehen kann? Wäre ich nicht ein Thor, sprach Sokrates, wenn ich nach Zurückweisen einer falschen Münze, die mir einzeln dargeboten wird, gern einen Haufen eben so falscher annehmen würde, weil es viele sind? Es entschlage sich einmal die bessre Einsicht jener schädlichen Knechtschaft von Hoffnungen und Befürchtungen. Das Lob dessen, der nicht selber Lob verdient, ist ein Geschwätz. Die Verachtung des Verachtenswerthen ist leicht zu ertragen.

Dazu kommt, dass wenn auch dieses Opfer noch so gross wäre, die Jünglinge selbst um des wahren Ruhmes willen nicht einen Augenblick anstehen dürfen es zu bringen, weil es, wenn sie nicht einer solchen Abhängigkeit sich entziehen, bei Empfang des Volkslobes als Beweis ihres Werthes äusserst leicht ist, dass sie gar sehr sich täuschen über das Maass ihrer eigenen

Kraft, indem sie als Eigenthum jene Macht ansehen, welche ihnen nur für kurze Augenblicke zugestanden ist durch Uebereinstimmung einer Menge, die geschmeichelt Schmeichelei zurückgiebt. Und was erfolgt dann, wenn die Verhältnisse des Augenblicks sich ändern und ein anderes Volk eintritt, bewegt von anderen, vielleicht gerade entgegengesetzten Gefühlen? Der Jüngling hielt sich beim Anblick der Wirkung seiner Worte für beredt, aber seine Beredtsamkeit war nur der stürmische Zuruf geliebkoster Leidenschaften; er wähnte seine Stimme donnernd wie den Wetterstrahl des Perikles, aber dieser Wiederhall war nur das Brausen der Menge, die sich selber Beifall zurief. Es war eine mächtige Stimme, weil von dem umgebenden Echo hundertfach vermehrt. Diess Echo hat aufgehört zu antworten, und nichts bleibt als ein schwacher Schall, der sich mit dem Lärm des gemeinen Lebens vermischt, und sich verliert. Die Zeitgenossen hielten es für eine Stimme, die in allen Jahrhunderten sich wiederholen würde. Die Nachwelt spannt das Ohr und hört nichts. Und manchmal tritt diese Nachwelt schon morgen ein.

Der zu seiner Zeit hochberühmte Cestius sagte ohne Umschweif: „Auch ich kenne den Mangel meiner Einsichten; aber viele Dinge sage ich, nicht weil sie mir gefallen, sondern meinen Zuhörern gefallen werden.“ Giambattista Marini schrieb an den Stigliani: „Wer den Todten, die nicht fühlen, gefallen will, der thue es; ich für mein Theil will den Lebenden gefallen, die da

fühlen.“ Und Cestius und Marini gefielen; aber wer gedenkt jetzt noch ihrer Namen, ausser um die eitlen Verirrungen ihres Geistes zu beklagen? Dem klingenden Beifallruf der Gegenwart zu Liebe kümmerten sie sich nicht um die Nachwelt; und die Strafe der Vergeltung hat sie erreicht: die Nachwelt hat sich nicht um sie bekümmert.

Man glaube der Erfahrung. Was hilft es, dass in verdorbenen Zeiten die Mitlebenden unsere Freunde sind? Weit entfernt, dass ihre Gunst Bürge sey auch für künftiges Geehrtseyn unseres Namens, kann vielmehr nur Bekämpfen und Ueberheben über ihre Abneigung diese Gewissheit uns erwerben. Die wahre Beredsamkeit, die Beredsamkeit; die bestimmt ist ihre Kraft auch in der fernsten Zukunft noch unsterblich zu bewahren, ist die, welche den Zeitgenossen ihnen zum Trotz gefällt, die, welche wider Willen sie hinreisst und beherrscht. Man möchte behaupten, der Redner, um der Macht seiner Stimme vertrauen zu können, müsse, gleich Demosthenes, erst gegen die Wellen des stürmenden Meeres sie erproben.

Man muss sich davon überzeugen: der Ruf ist nicht der Ruhm. Manchmal ist selbst die Wahl gestellt zwischen dem Ruhm und dem Rufe; und wer wird in diesem Falle anstehn in der Wahl? Das edelste Streben der menschlichen Seele ist, der Tugend zu folgen, nicht nur ohne die Befriedigung des Lobes, sondern selbst auf die Gefahr der Verlästerung; das höchste Streben

der menschlichen Vernunft ist, treu zu bleiben dem Schönen und dem Wahren, sollte auch anstatt des Beifalls die getäuschte Mitwelt für uns nichts übrig haben als Tadel und Verhöhnung.

Und die Jünglinge müssen, wenn es nöthig ist, auch diesem Schmerz sich unterziehen, denn am Ende ist dennoch der Triumph auf Seiten der Hochherzigen, die es gewagt zu widerstehn, und das, worauf es ankommt, ist nicht der Platz den jemand in seinem Jahrhundert einnimmt, sondern der welcher in allen Jahrhunderten für ihn bewahrt ist. Schön ist ein glänzender Ruf, der jeden unserer Schritte begleitet bei den Mühen der Lebensreise, und wo es möglich ist ohne Beeinträchtigung des wahren Ruhmes, wünsche ich von Herzen, dass dieser starke Sporn der Jugend nicht entzogen werde; wo aber solches nicht vereinbar ist, wo entweder der gegenwärtige Ruf oder der künftige Ruhm geopfert werden muss, da trete immerhin die Vergessenheit, es trete der Hohn der Zeitgenossen ein. Auch wenn erwachsen unter diesen Dornen, bleibt der Ruhm die wünschenswertheste aller irdischen Belohnungen. Und wird die Ungerechtigkeit zu gross, bedarf das bedrängte Herz der Erhebung, es kann der Entschluss der Edleren nicht zweifelhaft seyn. Aeschylos, betrogen um die Siegerkrone, weihte seine Tragödien dem Saturn; Baco, vom Unglück verfolgt, vermachte seinen Namen und sein Andenken der Nachwelt. Und die Zeit und die Nachwelt haben als

gerechte Vergelter diese feierlichen Verwahrungen angenommen.

Ja, manchmal werden die hohen Männer, welche unerschüttert stehn im heiligen Dienst des Wahren, unter uns verkannt, verfolgt. Warum aber sollte sie das erschrecken? Bestimmt für die Unsterblichkeit, was kann ihnen der kleine Kampf kurzer Augenblicke schaden? Und sollte auch die Feindschaft des Geschicks sie bis zum Grabesrand bedrängen, was kommt darauf an? Die Zeiten, die Menschen, die Ränke schwinden hin, sie aber bestehen. Es kommt der Tod, und für sie beginnt das wahre Leben.

VIERTER ABSCHNITT.

Aber die Jünglinge dürfen auch nicht allzusehr befürchten, dass ihre Zukunft auf diesen freilich erhabenen, doch späten Trost sich beschränke. Ich habe dieses Aeusserste des Missgeschickes nicht verhehlen dürfen, weil dessen Eintreten doch möglich ist, und sie zu Allem eher bereit seyn müssen als der Würde ihrer Sendung zu entsagen; aber weit entfernt, dass dieser Fall gewöhnlich sey, muss vielmehr zugestanden werden, dass beinah immer die kräftigen Gemüther, die auf ihrer Bahn beharren, auch lebend noch die gebührende Anerkennung erndten. Und hierzu stelle ich für sie keine andere Bedinguug als den Willen. Die Ver-

irrungen sind ihrer eigenen Natur nach verdammt sich wechselsweise zu zerstören; daher ist es im natürlichen Lauf der Dinge offenbar, dass die Pfleger des Wahren und des Schönen, ewige und unwandelbare Muster, wenn auch einen Augenblick unterliegend, bald wieder obsiegen müssen über die augenblicklichen Abschweifungen des menschlichen Geistes; damit diess aber geschehe, ist es nöthig, dass sie nicht selbst aus Unerfahrenheit dem eigenen Erfolg sich widersetzen. — Und auch hier muss, wie überall, die Wahrheit, wenn auch unerfreulich, ganz und offen ausgesprochen werden.

Gewiss kann eine Folge widriger Verhältnisse oder die Ungunst der Zeiten manchmal eine höhere Begabung durch unüberwindliche und unverdiente Plackereien niederdrücken, aber unläugbar ist auch dass, wenn edle Häupter von ihrem Jahrhundert auf solche Weise zurückgestossen werden, in den meisten Fällen die Schuld nicht so ganz allein auf den Zeitgenossen ruht, und dass sie selber einen grossen Theil sich beizumessen haben. Und diess muss von den Jünglingen wohl anerkannt werden, bevor sie so häufig die stolze Klage erheben, die der Welt Verfolgung als verhängnissvolle Begleiterin der Geisteshöhe darstellen möchte.

Der Hochbegabte, gewohnt in einer erhabneren Sphäre zu leben, ist nur allzu häufig nicht an seiner Stelle, wenn er von seiner reineren Region in das wirkliche Leben hinabgezogen wird. Unfähig sich im Abwarten minder Begabter aufzuhalten, die nicht rasch

ihm folgen können, flieht er verächtlich die ungleiche Genossenschaft; ungeduldig, dass Andre nicht das Licht erkennen, welches sich ihm doch so lebendig darstellt, klagt er die Blindheit an wie eine Schuld, und anstatt zu erleuchten, zürnt er, anstatt zu bemitleiden, verachtet er. Was Wunder aber dann, wenn die Hintangesetzten wieder hintansetzen und verwundet in der so zarten Fiber der Eigenliebe sich zur Rache gereizt fühlen und gegen ihren Beleidiger sich zum Angriff schaaren? Die menschliche Natur war immer so, und Thorheit wäre es zu fordern dass sie sich umwandle. Im Gegentheil, geht nicht aus solch unvermeidlichem Ergebniss die beste aller Lehren hervor, die den Pfad der Litteratur leichter und angenehmer machen können? Wollen die Jünglinge dem Nachtheil dieser unedlen Zerwürfniss entgehen, das Unheil des gemeinen Hasses meiden, das Jahrhundert zwingen ihnen volle Gerechtigkeit zu zollen? Das Mittel liegt nahe. Gesellen sie die Güte des Herzens zu der Stärke des Verstandes, und es wird nicht leicht ihnen der Sieg entgehn.

Glauben wir es wiederholten Beispielen. Die Güte ist weit wirksamer als der Geist die Menschen zum Wohlwollen zu stimmen, weil man dem Geiste häufig widerstrebt wie einem Mächtigen der uns unterjochen will, die Güte aber allzeit gern begrüsst wie einen Freund welcher uns Trost bringt. Dante, der selbst die strenge Philosophie — wieviel mehr die Litteratur! — als *liebevollen Umgang mit der Weisheit* erklärt,

Dante nennt, angelangt bei einem vollkommen himmlischen Leben, dasselbe *ganz Frieden und ganz Liebe*, als ob zu wahrhafter Vollendung des Lebens die Liebe und der Friede sich verbinden müssten. Und dieses muss den Jünglingen von kräftiger Begabung unaufhörlich wiederholt werden, weil sie bei der Kühnheit ihrer Jahre nur allzu leicht durch Hinneigen zu Unduldsamkeit und Zorn von jener liebevollen Ruhe sich entfernen, die allein ihnen das Leben schön und rühmlich machen kann.

Gott hat sie mit glänzendem Talent ausgestattet, aber diese wunderbare Gabe ist ein grosses und gefährliches Vorrecht, das, eben weil es über die anderen Menschen sie erhebt, der Verzeihung der anderen Menschen bedarf. Aller Eifer also und die äusserste Sorgfalt muss von ihnen aufgeboten werden, dass ein solcher Vorzug keinen Druck bereite, dass vielmehr eingesehen werde, wie all ihr Wollen darauf hinzielt es zum allgemeinen Besten zu verwenden. Willigen sie nicht darein, so wird immerwährender Kampf und nutzlose Reue die schmerzvolle Zukunft seyn, welche sie sich bereiten, und was das Schlimmste, diese schmerzvolle Zukunft ist verdient.

O möchte nicht gesagt werden, dass ein so grosses Unheil so viele schöne Hoffnungen vernichte, und möchten die Worte meiner Erfahrung von erspriesslichem Erfolg seyn! Sie sind schmucklos, aber wichtig. Möchten die Jünglinge sie hören, weil es sich um Alles handelt, um ein friedliches Leben, um ein ruhiges

Gewissen, um den Ruf, der auf Erden sie geehrt, um den Ruhm, der über das Grab hinaus sie unsterblich machen soll.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Liebe und Frieden seyen die Seele unserer Gedanken, unsrer Handlungen, unsrer Schriften. Fern bleiben die elenden Gezänke der Eitelkeit und die dünkelhafte Verachtung, fern vor Allem das nagende verwerfliche Gefühl des Neides. Bedenken die Jünglinge, dass der Neid gewisser Beweis eines kleinlichen Gemüthes ist, und bleiben sie stets gedenk, dass wahrhaftes Freiseyn von diesem niedrigen Groll das sicherste Zeichen einer zu Höherem berufenen Seele ist. Wo immer das Verdienst sich kundthut, dahin eilen sie willig sich vor ihm zu beugen, grossmüthig es zu vertheidigen. Das wahrhaft Schöne zu erkennen, muss man das Urbild dazu in sich selber tragen; es ehren, ist schon ein starker Schritt es zu erreichen; Dante priess sich hoch schon um des blossen Anschauens der *grossen Geister*.

Wohlwollen für alle Menschen, Mitleid mit allem Elend, Nachsicht mit allen Schwächen, das sey die unveränderliche Richtschnur unsrer Handlungen. Und hiermit — das fühlen die Jünglinge wohl — will ich keinesweges sagen, dass irgendwie ein Vergleich oder Waffenstillstand mit dem Laster solle eingegangen

werden. Gesegnet seyen die zürnenden Seelen, die mit offner Stirne ohne Rücksicht gegen diess Verderben des menschlichen Geschlechtes kämpfen! Etwas Andres aber ist das Laster bekämpfen, etwas Anderes den Menschen quälen der schon unglücklich genug ist demselben verfallen zu seyn. Unerbittlich gegen die Schuld, haben die Jünglinge Nachsicht mit dem Schuldigen, unbeugsam gegen den Irrthum, behandeln sie den Irrenden mit Milde; statt sich in hochmüthige Verschmähung gehüllt zurückzuziehen, nahen sie ihm vielmehr mit liebreicher Hingebung. Die Verirrungen des Herzens wie die des Verstandes sind meist mitleidswerthe Krankheiten, welche mit barmherzigen Händen behandelt werden müssen. Der Zorn hat Keinen noch geheilt. Und wenn wir auch bisweilen, um Erbarmen zu üben, erbarmungslos seyn müssen, sey unsre Sprache der Art, dass jeder erkenne, wieviel uns diese nothgedrungene Strenge kostet. In dem heftigsten Vorwurf kann noch ein liebevoller Ausdruck seyn, welcher die Herbheit mildert, und das sey allzeit unser Ausdruck. Wir sind Alle Menschen. Helfen wir einander gegenseitig die Nebel des Irrthums und des Lasters zerstreuen, mit muthiger Ergebung die schwere Bürde des Lebens tragen.

Und wissen die Jünglinge, wie ihnen die freundliche Ausübung dieses allgemeinen Wohlwollens erleichtert wird? — Fragen wir unser Herz, es wird uns Antwort geben. Je weniger wir für uns selbst

der Nachsicht bedürfen, um so leichter wird es uns sie gegen Andere zu üben. Wer mit sich selbst zufrieden seyn darf, ist gern mit Allen zufrieden. Aber um zu dieser Zufriedenheit zu gelangen, zu welcher schon Natur und Studien die Jugend vorbereiten, welches ist der unfehlbare Weg? Auch dieses wird das Herz uns lehren. Die Tugend allein, und die einzige Gewähr der Tugend, die Religion können so weit führen. Ohne Tugend, ohne Religion ist keine aufrichtige Zufriedenheit auf der Welt. Sie werden Frieden, Frieden rufen, aber Frieden wird da nicht seyn.

Und weil ich dahin gekommen, sey mir noch ein weiterer Schritt gestattet. Ohne Tugend, ohne Religion besteht auch keine Höhe der Litteratur, kein wahrer und unwandelbarer Ruhm.

SECHSTER ABSCHNITT.

Die Litteratur, ihr Jünglinge, wenn sie ihrer erhabenen Bestimmung Folge leistet, ist etwas Heiliges. Man muss sich ihr also mit reiner Seele weihen, wie der Priester, welcher dem Altare naht. Auch euer Amt ist ein ehrwürdiges und hehres, wenn ihr es gewissenhaft verwaltet. Seinen Mitbrüdern den Gedanken Gottes, der Tugend, des Vaterlandes einprägen, durch den Glanz des Wahren und des Schönen die Sache der Menschheit, die Rechte der bürgerlichen Gemeinschaft, die Ansprüche der sittlichen und geistigen Würde ver-

theidigen — welch erhabnere Sendung als diese! Die Litteratur ist berufen zur Besserung und zur Erhebung der menschlichen Gesellschaft. So wirket denn, wie es von diesem grossen Gedanken gefordert wird, und seyen eure Worte ein mächtiger Akkord der Seele, nicht nur ein hochtönender Klang, welchem die Wirklichkeit nicht entspricht, ein hohler Klang, der um so lauter schallt, je grösser die Leere, aus welcher er hervorgeht. Bedenket, dass ihr, wenn eure Rede und euer Leben nicht in Einklang sind, vergebens dauernde und kräftige Schöpfungen eures Geistes hoffet. Die Wunder sind dem heiligen Mantel des wahren Propheten, nicht dem heuchlerischen Gewande des Pharisäers zugestanden. Auch könnte die Täuschung nicht lange dauern. Um eine Tugend zu verkünden, die man nicht kennt, bedient man sich einer fremden Mundart, in welcher die Falschheit des Akzentes bald sich verräth. Wahrheit in allen Dingen, Wahrheit in den Handlungen, Wahrheit in den Worten — Alles ist erreicht, wenn die Redlichkeit des Willens, erhellt von der Weisheit, euch wirklich gemacht wie ihr erscheinen möget. Und ohne dieses ist jede, auch die stärkste Anstrengung vergeblich. Warum sich selbst betrügen wollen? Um sich zu bedeutender Höhe zu erheben, das gestehen Alle zu, muss man die Abgründe des Lasters fliehen, welches die Jugend aller Kraft beraubt, das Alter jedes Trostes baar macht; und dieses Ziel ist niemals zu erreichen, wenn nicht das religiöse Gefühl wohlthuend und mächtig zur Befe-

stigung der Tugend eintritt. Was für das alte Rom eine Fabel war, muss für uns Wirklichkeit seyn, weil es ohne jenen wunderbaren Schild, der für das Menschengeschlecht vom Himmel niedergefallen, unsrer schwachen Brust unmöglich ist den Lockungen der Jugend, den Nachstellungen der falschen Freundschaft, den Verführungen der Welt zu widerstehen.

Nehmt hinzu, dass nur durch Erheben zu dieser hohen Stellung euch jene Kraft und jener Muth zu Theil werden, die zu der starken Ausübung der Litteratur erforderlich sind. An das Wort, welches von dieser Höhe niedersteigt, ist der Sieg geknüpft, und auf diesem Felde kämpfend werdet ihr, wenn auch nicht immer siegreich, doch sicher niemals gänzlich besiegt werden, weil die Zeit euer ist, und weil die Wahrheit, wie Gott, sowohl von der Anbetung wie von der Lästerung bezeugt wird.

Vornehmlich wendet euch mit Abscheu von jenen ruchlosen Lehren, welche das Leben durch Beschränkung in die Engen der Gegenwart, durch Entziehen jenes unbegrenzten Horizontes, für welchen es bestimmt ist, jedes Trostes berauben. Weh, wenn ihr Lehrlinge werdet jener Verruchtheiten, schlimmer noch, wenn Meister! Der Genius ist ein Herrscherrecht von Gott verliehen, er ist das wahrhaft göttliche Recht, und er kommt alsbald zu Falle, wenn mit aufrührerischer Verwegenheit seine Macht gebraucht wird gegen den, der sie verliehen.

Die Litteratur, wir haben es öfters wiederholt, soll die Gesellschaft bessern; was aber ist das für Gesellschaft, in welcher solche Lehren vorherrschen? Eine Gesellschaft in welcher Alle Rechte haben, Pflichten Keiner, ein Knäuel von Interessen, die einander drängen, von Begierden, die sich kreuzen, von Bewerbungen, die einander bekämpfen, ein schmutziger Markt, auf welchem das Gold die erste Waare ist, der Mensch die letzte! Zu jeder Zeit, an jedem Orte, wo dieses Chaos der Gemüther sich bemächtigt, ist, bis es wieder sich geordnet, jedes andere Mittel vergebens. Wo die Unendlichkeit Gottes hinweggenommen, da bleibt stets ein Abgrund, und in diesem Abgrund werden immer alle Hoffnungen des menschlichen Geschlechts vergehen. — Eine so fürchterliche aber fruchtbare Wahrheit kann nicht geläugnet werden, und auch innerhalb der Grenzen, die mir gestellt sind, vermag keine Kraft sie zu bekämpfen. Erkennen wir sie denn einmal an, und neigen unsre stolzen Häupter. Belebt der Glaube sich nicht wieder, so kann die Litteratur wohl, wie gegenwärtig, einsam in einigen erlesenen Geistern glänzen; aber allgemein in ihren Wirkungen, wie sie seyn sollte, verwebt mit dem Gange der Kultur und weithin wirksam auf die Völker wird sie nicht wieder aufleben. Wenn das heilige Feuer sich nicht wieder an den Strahlen dieser Sonne entzündet, ist die Hoffnung eitel, dass es jemals wieder aufflamme.

SIEBENTER ABSCHNITT.

Und ihr, o Jünglinge, vermöget das. Das ist die herrliche Sendung, zu welcher Alter und Natur euch rufen. Der Mensch hat, gleich dem erblindeten Milton, nöthig, aus seiner Finsterniss einen Hymnus an das verlorene Licht zu richten. Das sey, wie in euren Handlungen, so in euren Schriften das beständige Trachten eurer Seele, es sey diess das tiefe Gefühl, welches auch unbemerkt alle Aeusserungen eures Geistes gestalte.

Und darum bitte ich euch im Interesse selbst jenes glänzenden Ruhmes, dessen Erlangung euch so sehr am Herzen liegt. Wer nicht der Unsterblichkeit eines anderen Lebens sich anheimstellt, der wird selten den Ruhm zu schätzen wissen, denn auch der Ruhm ist ein unsterbliches Leben. Und sagt mir auf euer Wort, könnt ihr eine Unsterblichkeit begreifen die da stirbt, einen Ruhm an welchem, statt der grossen Seele die ihn errungen, nichts theilnimmt als eine Handvoll Staub?

Nein, ihr Jünglinge, Italien, diess so ruhmvolle und theure Italien hat von euch eine solche Verworfenheit nicht zu fürchten, und meine Worte schliessen nunmehr freudig und beruhigt. Edelmüthig von Herzen, mächtig an Einsicht, in der Blüthe der Jahre, im Aufquellen der Hoffnungen, wollt ihr einzig zu den erhabenen Gefilden sittlicher Vollendung euren Geist erheben,

weil nur auf dieser Bahn er keine Nebel findet die ihn trüben, keine Grenzen die ihn engen. Unendlich ist diess Feld, unendlich wie des Menschen Wünschen, und ihr, erstarkt durch Studium, geleitet durch die Kunst, veredelt durch die Tugend, werdet seine höchsten Bahnen durchlaufen. Und um diesen Preis o wie schön ist die Zukunft, die sich euch erschliesst! Geliebt als Jünglinge, geschätzt als Männer, verehrt als Greise, zieht ihr unter den Segnungen der Menschen den friedlichen Strom des Lebens hinunter zwischen immergrünen Ufern, und wenn ihr nahend dem Ziel der langen und glückseligen Fahrt noch einige Augenblicke euch erquicken wollt an einer Ruhe, die euch für die letzten Schritte stärke, glücklich dann, wenn ihr um Kraft zu gewinnen nur zu euren eignen Schriften euch zu wenden braucht, weil jede Seite euch edle Ideen zurückruft, jede Zeile euch wieder aufleben macht in einem grossherzigen Streben, einem Gedanken für Vaterland, für Gesittung!

Glücklich, wer dahin gelangt, denn das ist das höchste der sterblichen Loose! Die Bewunderung des Schönen, die Pflege des Wahren, die Begeisterung für die Tugend, und nach einem wohl vollbrachten Leben ein unbefleckter Name und ein Andenken mit Liebe im dankbaren Herzen des Volkes bewahrt!

I. Papsch & Comp. Buchdruckerei des österr. Lloyd.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zajotti, Paride

Die litterarische Bildung der Jugend

Triest 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.q.5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11758840-4